Meine

Erlebnisse im Krieg und Frieden,

in der großen Welt

und

in der kleinen Welt meines Gemüths,

von

Aug. v. Plumröder,
Fürstl. Schwarzburg. Oberstlieutenant a. D.

Sondershausen, 1857.
Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

Vorwort.

Die vorliegenden Blätter enthalten die kurze Biographie eines Mannes, der zwar keines berühmten Namens in der Welt ſich rühmen kann, aber doch gar Manches erlebt hat, deſſen Mittheilung auch für das größere Publikum von Intereſſe ſein möchte. Wenn man, wie ich, das 80ſte Jahr zurückgelegt hat und nicht mit verſchloſſenen Augen durch dieſen langen Zeitraum gegangen iſt, ſo kann man gar viele Erfahrungen machen, die auch für andere belehrend ſind, beſonders, wenn eine ſolche Periode ſo reich an geſchichtlichen Thatſachen, politiſchen Veränderungen, Revolutionen, Actionen und Reactionen iſt, wie diejenige, die ich ſeit 1776 bis jetzt durchlebt habe. Auch ich habe in frühern Jahren, wie Ulyſſes, „Vieler Menſchen Städte geſehen und Sitte gelernet.“ Freilich hat dieſes bewegte Leben ſchon 1815 aufgehört und ich habe nur von Weitem den ſtillen Beobachter der politiſchen Ereigniſſe gemacht.

Dafür habe ich mich bei dieſer Zurückgezogenheit von der großen Welt um ſo rühriger in der kleinen meines Geiſtes und Gemüths bewegt, und ich hoffe, daß diejenigen meiner Leſer, die ſich für ſolche Bewegungen

interessiren, es nicht ungern sehen, wenn ich mich auch darüber ausspreche und die Resultate meines Nachdenkens über wichtige Zeitfragen und besonders über die Bedingungen unsres Lebensglücks hier mittheile. Ich hoffe dies um so mehr, da ich mich früher sehr häufig über politische, religiöse und kirchliche Gegenstände ausgesprochen habe, und diese Mittheilungen, so viel ich weiß, immer eine freundliche Aufnahme bei dem gebildeten Publikum gefunden haben. Auch in den letzten Jahren habe ich nicht aufgehört über diese Gegenstände nachzudenken und meine Meinungen und Grundsätze immer von neuem zu prüfen; und wenn ich gleich weit von der Anmaßung entfernt bin, überall die reine Wahrheit gefunden zu haben, so kann ich doch so viel versichern, daß ich nichts sagen werde, wovon ich nicht auf das innigste überzeugt bin, und daß ich mit dieser Ueberzeugung freudig vor meinen höchsten Richter zu treten bereit bin, dessen Ruf ich jede Stunde erwarte.

Für meine Kinder und Nachkommen mögen hier einige kurze Notizen über meine Vorfahren stehen, die freilich sonst kein Interesse haben.

Mein Ureltervater war ein ehrlicher Bürger in Langewiesen, Joh. Peter, von welchem ich weiter nichts zu sagen weiß, als daß dessen ältester Sohn Martin Andreas mein Urgroßvater war. Derselbe starb 1735 als Oberpfarrer zu Breitenbach, wo sein Bildniß noch in der Kirche zu sehen ist. Von dessen Sohn Joh. Ernst, der sich einer Familie von 24 Kindern erfreute, stammen die Blumröder in Nürnberg und in Ilmenau.

Der dritte Sohn von dem eben genannten Magister Martin Andreas war mein Großvater, der 1786 im 83sten Jahre seines Lebens starb. Er war Apotheker und Bürgermeister in Gehren, und verehelicht mit Rosamunda Oppermann, einer Pfarrers-Tochter aus Keula. Derselbe hatte bei einem sehr spärlichen Einkommen 9 Kinder zu erziehen, von welchen mein Vater, welcher im J. 1804 in seinem sechsundsechszigsten Jahre starb, das vierte war. Von den Brüdern meines Vaters erwähne ich nur den 1813 als Inspector in Gehren verstorbenen Christian Ludwig, dessen Sohn jetzt Pfarrer in Marlishausen ist, welcher sich das Verdienst erworben, zuerst in unserm Lande eine Verwahrungs- und Bildungsanstalt für kleine Kinder begründet zu haben, und Ferdinand, der die Familie Blumröder nach Amsterdam verpflanzt hat, wo er 1811, unter guten Vermögensumständen und noch besserm Rufe als Apotheker und Kirchenvorsteher gestorben ist.

Was meine Verwandten von mütterlicher Seite betrifft, so war mein Großvater, Joh. Christian Langbein, Conrector an dem Lyceum in Arnstadt. Derselbe hinterließ zwei Söhne und vier Töchter, wovon meine Mutter die älteste war. Der älteste meiner Oheime von dieser Seite, Gottfried, starb als Pfarrer in Dornheim, und der jüngste, der sich sehr für mein Fortkommen interessirte, als Buchhändler und Stadtkassirer in Arnstadt.

Um hier zugleich meiner Schwestern zu erwähnen, von welchen nur noch die jüngste lebt, so war die älteste verheirathet an den Domainenpächter und Hofcommissair Ludloff in Garsitz. Ihre Ehe war eben nicht glücklich; dafür aber erlebte sie viel Freude an ihren vier Söhnen, wovon der älteste, Rudolph, den andern zum Muster und

Vorbild diente; er war ein ausgezeichneter Oekonom und wurde von dem vorigen Herzog von Coburg und dessen Brüdern sehr geschätzt und in ökonomischen Angelegenheiten häufig gebraucht. Der zweite, Karl, früher Erzieher der hiesigen Fürstl. Prinzen, ist jetzt als Consistorialrath Mitglied des Ministeriums für die geistlichen Angelegenheiten, und die beiden jüngern sind ebenfalls gute Oekonomen und sehr wohlhabend. Die zweite Schwester war an den Porzellanmaler Räthlein in Breitenbach; die dritte an den Commissionssecretair Keller in Königsee und die vierte an den Rector Biel, und später an den Oberförster Ritter in Breitenbach verheirathet.

Das mag genug sein von meiner Geschlechtsverwandtschaft; wenn ich mir übrigens nicht zu viel schmeichle, so hoffe ich mit allen guten Menschen geistig verwandt zu sein.

Erste Abtheilung.

Meine Erlebnisse in der großen Welt.

1. Meine Kinderjahre.

Ich wurde geboren am 2. August 1776 in Gehren, wo mein Vater zweiter Prediger oder Diakonus war, aber zugleich das Filialpfarramt in Jesuborn, einem kleinen Dörfchen in der Nähe von Gehren, zu verwalten hatte. Da indeß beide Dienste sehr schlecht dotirt waren und nicht viel über 200 Meiß. Gülden (à 21 Gr.) einbringen mochten, auch die Mitgift meiner Mutter sehr unbeträchtlich war, so läßt sich daraus abnehmen, daß meine Eltern zur Erziehung ihrer Kinder keine kostbaren Mittel in Anwendung bringen konnten. Da ich aber das älteste von diesen 5 Kindern und der einzige Knabe war, so genoß ich in den ersten Jahren der besondern Sorgfalt meiner Mutter, und dieser sorgfältigen Pflege habe ich es vielleicht zu verdanken, daß ich mich bis zu diesem Tage einer kräftigen Leibesconstitution zu erfreuen gehabt habe.

Mein Bewußtsein geht nicht weiter zurück als bis ungefähr in das 6. Jahr meines Alters. Es wäre eine schöne Sache und würde uns wichtige psychologische Aufschlüsse gewähren, wenn der Mensch ein deutliches Bewußtsein von der Entstehung und Entwickelung seines eignen Bewußtseins haben könnte. Da indeß in dieser Forderung ein handgreiflicher Widerspruch liegt, so müssen wir uns mit dunkeln Erinnerungen begnügen, und diese Erinnerungen haften oft an ganz unbedeutenden Erscheinungen. So erinnere ich mich noch ganz deutlich an eine Aeußerung, die ich als sechsjähriger Knabe that, als meine dritte

Schwester geboren wurde, indem ich ausrief: Nun haben wir 3 Kinder und einen Jungen! und diese Erinnerung ist deswegen so deutlich, weil ich tüchtig ausgelacht wurde.

Die Erziehung, welche die frommen Eltern uns Kindern angedeihen ließen, war eine streng sittliche und religiöse, nach der guten alten, wenn auch etwas steifen Form, und sie hat sowohl bei mir, als bei meinen Schwestern nachgewirkt für unser ganzes Leben. Streng hielt unsere religiöse Mutter darauf, daß Morgen- und Abendsegen, so wie Tischgebete gemeinschaftlich verrichtet wurden, und es wäre zu wünschen, daß dieser gute Brauch in neuerer Zeit nicht aus dem modernen Familienleben entschwunden wäre, nur darf derselbe nicht zu einer mechanischen Gewohnheit herabsinken; denn lange und unverständliche Gebete werden nicht allein im Munde der Kinder, sondern auch vieler Erwachsenen gar leicht ein gedankenloses Plappern. Nicht nach der Länge, sondern nach der Innigkeit der Gebete ist die Frömmigkeit zu bemessen, und ein Seufzer, der aus dem Herzen kommt, hat oft mehr Werth vor Gott, als das wortreichste Gebet, an welchem das Gemüth keinen oder wenig Theil nimmt. Schön sagt in dieser Beziehung ein englischer Dichter (Montgomery):

Gebet ist oft ein Seufzer schon,
Die Thrän', die reuig fällt,
Ein Blick hinauf zu Gottes Thron,
Zum Herrn der Geisterwelt.*)

Die Methode meiner guten Mutter, mir üble Gewohnheiten abzugewöhnen, möge folgendes kleine Beispiel anschaulich machen. Ich war als kleiner Junge sehr leckerhaft und hatte deshalb Neigung zum Naschen. Eines Tages nun, als ich eben im Begriff stand, diese Neigung heimlich zu befriedigen, überraschte mich die Mutter auf der That. Nachdem sie mir ihren Un-

---

*) Prayer is the burden of a sigh,
The falling of a tear,
The upward glancing of a eye,
When none but God is near.

Man wird es mir zugute halten, wenn meine Uebersetzung hinter dem Originale zurückbleibt.

willen anfangs durch stumme Pantomime zu erkennen gegeben, brach sie endlich das drohende Schweigen, indem sie mich also anredete: Muß ich das von Dir erleben, weißt Du nicht, daß die Lüsternheit der erste Schritt zu jedem Laster ist. Hat Dir nicht der Vater erzählt, daß unsere ersten Eltern deswegen aus dem Paradiese gejagt worden sind, weil sie gegen das göttliche Gebot von der lockenden Frucht des Baumes der Erkenntniß zu naschen, sich durch die Schlange der Versuchung verleiten ließen, und daß dadurch die Sünde in die Welt gekommen ist? — Ich erschrak bei diesem Vergleiche meiner kindischen Naschhaftigkeit mit dem mir wohlbekannten Vergehen Adams und Evas, und nahm mir vor, diesen Fehler abzulegen. In der Folge, nachdem sich mein Verstand entwickelt hatte, hat mir dieser Vergleich viel zu denken gegeben. Wie? wenn mich die Mutter wegen meines Vergehens aus dem Vaterhause, dem Paradiese der Kindheit, geworfen hätte, würde nicht Jedermann dieses Verfahren hart und grausam gefunden haben? und Gott, der die Güte selbst ist, sollte sich einer noch größern Härte schuldig gemacht, indem er die Näscher, die in geistiger und moralischer Beziehung doch Kindern gleichzuachten waren, nicht blos aus dem Paradiese trieb, sondern auch sie und ihre Nachkommen zur Hölle verdammte? — —

Eben so nachdrücklich machte mich die verständige Mutter auf die Schändlichkeit der Lüge aufmerksam. Es war eben Jahrmarkt in Gehren, und ich hatte einen Zweibätzner Jahrmarktsgeld erhalten, mit der Mahnung, diesen ungewohnten Reichthum gut anzuwenden. Aber mit jugendlichem Leichtsinn vernaschte ich mein Geld großentheils in Pfefferkuchen, was damals für mich die höchste Delicatesse war. Als ich nun wieder nach Hause kam, fragte mich die Mutter, was ich gekauft habe, worauf ich, um nicht meine Lüsternheit einzugestehen, verlegen erwiderte, daß ich den Zweibätzner verloren habe. Die Mutter, welche an meinem Stottern die Lüge sogleich merkte, sagte hierauf mit feierlichem Ernste: Unglücklicher, Du hast doch vor kurzem den Falschmünzer gesehen, der nach dem Zuchthause transportirt wurde. Was sind aber Lügner anders als Falschmünzer, indem sie auf den schlechten Gehalt der Lüge den Stempel der Wahrheit drücken.

Aber der Betrug hält nicht lange vor und wird mit allgemeiner Verachtung bestraft.

Wie schwer es ist, einem Kinde, das nur sinnliche Vorstellungen hat, einen richtigen Begriff von Gott beizubringen, davon finde ich in der Erinnerung der eignen Kindheit den Beleg. Einst, als meine fromme Mutter eben im Begriff stand in die Kirche zu gehen, fragte ich, was denn die Leute in der Kirche machten, worauf ich die Antwort erhielt, daß sie daselbst Gott verehrten. — Wo wohnt denn Gott? fragte ich weiter. Dort oben, war die Antwort, indem der mütterliche Finger nach dem Himmel zeigte. Da aber in dieser Richtung gerade der hohe Kirchthurm lag, so kam ich auf den Gedanken, daß Gott in diesem Thurme wohne. Das war freilich lächerlich, aber es war dem kindischen Vorstellungsvermögen gemäß; denn man wird sich erinnern, daß ganze Völker in der Kindheit ihres Culturlebens ähnliche Vorstellungen gehabt haben, indem sie die Wohnung der Gottheit auf hohe Berge (Olymp, Tabor, Sinai) versetzten.

Der eigentliche Religionsunterricht, den ich in meinen Kinderjahren genoß, war übrigens streng orthodox und so beschaffen, daß ich eben keine große Freude dabei hatte. Ich mußte den Katechismus und die beweisenden, mir oft unverständlichen Bibelsprüche nach und nach auswendig lernen, wie das noch jetzt in manchen Schulen üblich ist. Da saß ich nun stundenlang über dem Buche, ohne viel zu profitiren, weil dessen Inhalt meine Gedanken nicht zu fixiren und vom vagen Herumschweifen abhalten konnte. Auch das Memoriren der Bußpsalmen war für mich eine wahre Bußübung, die ich häufig durch Phantasiebilder unterbrach. So gewöhnte ich mir ein träumerisches Wesen an, das meine Fortschritte sehr aufhielt.

Warum lehrt man doch die Kinder nicht, anstatt ihren Geist und Blick an dürren, schwarzen Buchstaben, aus welchen doch nimmermehr der lebendige Quell der Religion entspringen kann, abzustumpfen, in der großen Bilderbibel der Natur zu lesen und die Offenbarung Gottes aus der Blumenschrift der grünen Auen und aus der Sternenschrift des blauen Himmels zu entziffern! Ein solcher bildlicher Unterricht würde von dem kindlichen Gemüth mit Freuden aufgenommen und behalten werden, während

man nach der gewöhnlichen Methode gewärtig sein muß, daß eine Lehre, die wie ein Vomitiv eingefüllt wird, eben so wieder ausgeworfen werde. Ich fühlte schon als Kind den sympathetischen Zug nach dieser Offenbarung Gottes in der Natur, indem ich bei meinem Morgen- und Abendgebete meine Augen zum Himmel emporrichtete, oder zu den hohen Bergen und reizenden Waldwiesen hinschaute, wovon man aus unserm Hinterhause einen kleinen Abschnitt erblickte. Ich machte mir selbst Vorwürfe, daß die Erlernung der, wie ich glaubte, nothwendigen Heilslehren mir so wenig Freude machte, und versuchte ihnen Geschmack abzugewinnen; aber der Geschmack ist eine Sache, die sich nicht erzwingen läßt; denn was vermag das Gebot des Verstandes, hier Lust, dort Unlust zu empfinden, wenn das Gefühl nicht damit übereinstimmt und sich dagegen sträubt? Gewiß liegt die Ursache, daß die Religion im praktischen Leben so geringe Wirksamkeit zeigt, großentheils in dem unzweckmäßigen Jugendunterricht. Welche ganz andere Erfolge würden sich zeigen, wenn man, anstatt sie zur Gedächtnißsache zu machen, die Kunst verstände, die religiösen Keime, welche in der Brust jedes unverdorbenen Kindes liegen, durch den Himmelsthau der reinen Christus-Religion zu befruchten und zur Entwicklung zu bringen.

Auch der wissenschaftliche Unterricht, der mir zu Theil wurde, ließ viel zu wünschen übrig. Die Anfangsgründe der Latinität sollte mir die Grammatik und das kleine Wörterbuch des Cellarius beibringen und das Memoriren der Regeln und Vocabeln war dabei die Hauptsache. In der Geschichte war mein Führer der alte Curas, welcher die vier oder fünf Weltmonarchien in dialogischer Form abhandelte. An der biblischen Geschichte, die mir aus einer alten zerrissenen Bilderbibel gleichsam vor die Anschauung trat, fand ich wegen dieser Anschaulichkeit viel Interesse. Von der Geographie profitirte ich nicht viel mehr, als daß Europa eine sitzende Jungfrau vorstelle, an welcher Portugal die Haube, Spanien das Gesicht, Deutschland das Herz, Italien der gestiefelte Fuß und Rußland der weitumfassende Reifrock sei. So erhielt ich zum Aufbau meines Wissens lauter einzelne Bruchstücke (disjecta membra), von denen ich nicht wußte, wie sie zu verbinden und zu verbrauchen wären. Da ich nun kein

Kraftgenie, sondern nur ein ingenium tardum war, und die Hebel, welche man ansetzte, um wissenschaftliche Fortschritte zu erzielen, so unzweckmäßig und schwerfällig waren, so kam ich in dieser Beziehung nicht sonderlich vorwärts. Selbst im richtigen Lesen, Schreiben, namentlich in der Orthographie und im praktischen Rechnen blieb ich zurück, und es hat mir in der Folge viel Mühe gekostet, das Versäumte und Fragmentarische meines Wissens nachzuholen und zu ergänzen.

Damals wußte man freilich noch nichts von den guten Methoden und Hülfsmitteln der neuern Pädagogik, wodurch Kindern das Lernen so sehr erleichtert und der Unterricht gleichsam spielend beigebracht wird, vielmehr schienen die alten Schulpedanten absichtlich darauf auszugehen, das Lernen recht schwer und umständlich zu machen, damit nicht jeder Bürger und Bauer den Schlüssel zur Wissenschaft in die Hand bekäme. Ich hatte noch von Glück zu sagen, daß ich das Latein nicht aus einer, in lateinischer Sprache geschriebenen Grammatik zu erlernen hatte, wie es noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts üblich war.

Der Kreis, in welchem sich meine Kindheit bewegte, war sehr eng und beschränkt und demnach nicht geeignet, einen schicklichen Tummelplatz für lebenslustige Kinder zur Entwicklung ihrer physischen Kräfte zu bilden. Die Dienstwohnung meines Vaters war ein altes unbequemes Gebäude. Ein graues Schindeldach, Schiebfenster mit kleinen runden, in Blei gelegten Scheiben, Stubendecken von unberohrten Brettern oder Bohlen, in allen Zimmern des obern Stocks unbekleidete Wände mit vorspringendem Gebälk, steile Treppen u. s. w., alles das bekundete, daß das Haus in seiner ursprünglichen Einfalt zurückgeblieben war hinter den Fortschritten, welche die Baukunst an andern Häusern gemacht hatte. Es war diese Simplicität damals der Charakter vieler Pfarrwohnungen, vielleicht als Symbol der auch jetzt noch geltenden Ansicht, daß die Theologie und Dogmatik hinter den Fortschritten der andern Wissenschaften zurückbleiben und unveränderlich auf ihrem alten Standpunkt verharren müßte. Nur eine bewohnbare Stube hatte das Gebäude, die zwar ziemlich groß war, aber auch die ganze Familie, mit Ein-

schluß der Dienstmagd, aufnehmen mußte, weil die kleine gegenüberliegende, sogenannte Studirstube wegen feuchter Beschaffenheit nicht wohl brauchbar war. Ein winziger, schmutziger Hof, der noch dazu mit der Stadtschreiberwohnung, welche den linken Flügel des Gebäudes bildete, gemeinschaftlich war, und ein staubiger Holzstall waren daher die einzigen Spielplätze für die Kinder, die in der Stube nicht lärmen durften, wenn der Vater studirte. Unsere täglichen Excurstonen gingen nicht weiter, als nach dem nahgelegenen Hause des alten achtzigjährigen Großvaters, der in einem noch ältern ledernen Armstuhl saß und, wenn er guter Laune war, einen daneben stehenden Wandschrank aufschloß, um einige Nürnberger Zuckerpüppchen für uns hervorzuholen. Freies Herumlaufen auf der Straße, um Spielkameraden aufzusuchen, gestattete mir mein gar zu ängstlicher Vater nicht, weil er meine gesunden Glieder und guten Sitten im Umgange mit den wilden Rangen der Gehrner Jugend gefährdet glaubte, und wenn ich mich einmal heimlich weggeschlichen hatte, so war das der einzige Fall, wo ich Schläge bekam. Diese Sorgfalt, die mich vor mancher Unart bewahrte, muß ich zwar mit Dank erkennen, aber weil sie zu weit getrieben wurde, hatte sie den Nachtheil, daß ich in den einfachsten gymnastischen Uebungen ungeschickt und unbehülflich geblieben bin. Und doch wurde ich durch diese ängstliche Sorgfalt nicht vor Unfällen bewahrt; denn als ich einst hinter dem älterlichen Hause mit einem andern Knaben eine Wippschaukel bestiegen hatte, wurde ich, vielleicht wegen meiner Unbehülflichkeit, in die Höhe geschnellt, verlor das Gleichgewicht und fiel mir die Kugel des rechten Armes aus. In allen Dingen ist das Zuviel oder Zuwenig (il troppo et il meno, wie die Italiener sagen) vom Uebel, aber nirgends mehr, als in der Erziehung, weil der Zögling einem jungen Baumstamme gleicht, der, wenn er schief oder krumm gezogen ist, sich in spätern Jahren nicht wieder gerade richten läßt. —

Es ist nicht zu läugnen, daß die beschränkte, armselige Lage, in welcher ich mich als Kind befand, der Entwicklung meiner geistigen und körperlichen Kräfte nicht günstig war; denn manche natürliche Anlage blieb unausgebildet. So fanden z. B. das ästhetische Gefühl oder der Kunstgeschmack im elterlichen Hause

keine entsprechenden Gegenstände zu ihrer Entfaltung und Bildung. Da gab es kein Gemälde, keinen Kupferstich, keine eleganten Hausgeräthe. Indeß hat diese Simplicität doch auch manches Gute gehabt, denn sie bewahrte uns Kinder vor Verweichlichung und Verwöhnung. Als unverständiges Kind, wenn ich zu meinem Frühstück oder Vesperbrod mit einem Schnitt trocknen Brodes fürlieb nehmen, oder in ärmlicher Kleidung einhergehen mußte, habe ich oft die Kinder wohlhabender Eltern beneidet, welche ihre Lüsternheit und Eitelkeit befriedigen konnten; aber wenn ich mich in der Folge nach diesen glücklichen Personen erkundigte, machte ich die Erfahrung, daß die meisten es nicht weit gebracht, und manche ganz verdorben waren. Diese schraue Kost hatte auch den Vortheil, daß ich nie über verdorbenen Magen zu klagen und immer vortrefflichen Appetit hatte. Ich wurde somit schon frühzeitig gewöhnt, die vielen Entbehrungen, die mir später mein Militairstand auferlegte, leicht zu ertragen und jeden kleinen Zuwachs von Bequemlichkeit und Genuß recht lebhaft zu empfinden.

Daraus habe ich den Schluß gezogen, daß Kinder reicher Eltern, die Mangel und Entbehrung nicht kennen, denen vielmehr jede Laune befriediget, jeder Genuß gestattet wird, eben nicht zu beneiden sind. Denn abgesehen davon, daß durch Uebermaß des Genusses ihre physische Gesundheit leicht geschwächt werden kann, wird ihnen gleich von vornherein jede Steigerung desselben abgeschnitten, und die Energie ihres Geistes und Charakters ist gefährdet. Welche Aussicht auf ein glückliches Alter bleibt einem Menschen, der in der Jugend keine Selbstbeherrschung geübt und schon früh, ohne Widerstand zu finden, alle Genüsse ausgekostet hat. Ekel und Lebensüberdruß ist gewöhnlich die Folge einer genußreichen Jugend, und zuweilen hat diese noch schlimmere Folgen. Ich habe hier einen jungen Mann unter den Züchtlingen gesehen, der früher für einen rechtlichen und wohlhabenden Bürger galt, aber später auf den unglücklichen Gedanken kam, sein leeres Holzmagazin in Brand zu stecken, um durch die Brandassecuranz seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen. Als ich mich nach den frühern Lebensverhältnissen dieses Mannes erkundigte, erfuhr ich, daß seine Eltern

sehr wohlhabend, aber die Mutter dem Knaben immer zu Willen gewesen und sich Alles, was er nur immer gewollt, habe abtrotzen lassen.

Aber wenn auch nicht auf Verbrechen, so gerathen die Söhne reicher Eltern, die in ihrer Jugend zu viel Nachsicht genossen haben, leicht in Ausschweifungen, und die große Schaar blasirter junger Männer, denen wir in großen Städten begegnen, kommt gewöhnlich aus reichen Häusern*).

Ich überlasse es dem Nachdenken wohlhabender Eltern, wie diese Nachtheile bei der Erziehung ihrer Kinder zu vermeiden sind. Daß es aber auch Söhnen armer Eltern gelingen kann, sich eine würdige Stellung in der Gesellschaft zu erringen, wird durch tausend Beispiele, und unter andern auch durch das meinige bewiesen. Dies sei Dir zum Trost gesagt, armer Jüngling, der Du mit vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen zu kämpfen hast. Verliere nur den Muth nicht! durch Beharrlichkeit läßt sich aller Widerstand überwinden. —

2. Schul- und Universitätsjahre.

Zu Ostern d. J. 1789, kurz nachdem ich die natürlichen Pocken gehabt hatte, brachte mich mein Vater auf das Lyceum zu Arnstadt. Diese gelehrte Schule, die damals noch nach altem Brauch mit der Bürgerschule verbunden war, ließ viel zu wünschen übrig: Zwar stand an der Spitze derselben ein tüchtiger und

*) Zur Bestätigung des eben Gesagten mag noch ein Beispiel dienen. — Ein armer Bauernsohn aus Jesuborn, Vollrath, dem mein Vater wegen seiner guten Anlagen einigen Unterricht gegeben hatte, wurde mit mir zu gleicher Zeit auf die Schule nach Arnstadt gebracht, wo er einige Jahre verblieb. Dann kam er als Bediente nach Sondershausen, wo er später als Regierungscanzlist angestellt wurde, und wegen seiner Brauchbarkeit endlich zur Würde eines Canzleiraths emporstieg. Da er zugleich die Landschaftskasse zu verwalten bekam und Organist an der Stadtkirche war, stand er sich sehr gut und wurde von seinen Vorgesetzten sehr geschätzt. Er hat brave Söhne hinterlassen, von welchen der eine Regierungsrath ist.

Luxuriant animi rebus plerumque secundis,
Nec facile est aequa commoda mente pati. *Ovid.*

gelehrter Schulmann, der Director Lindner, dessen frühere Schüler gewesen zu sein, sich viele berühmte Männer, z. B. Salzmann in Schnepfenthal, der Geheime Staatsrath Beck in Petersburg, mit Vergnügen erinnerten, aber in der ganzen Einrichtung der Schule lagen Mängel, die der gute Mann nicht beseitigen konnte. Um nichts von der Beschaffenheit der übrigen Lehrer zu sagen, will ich bloß des Uebelstandes erwähnen, daß, Prima ausgenommen, immer zwei Klassen in einem Zimmer vereint waren. Ueberdies hatte der gute Lindner durch sein hohes Alter viel von seiner frühern Energie und Rührigkeit verloren. Doch trug der schöne Greis die Schichten der Jahre nicht wie eine Last, sondern wie einen Blumenkranz mit ungebeugtem Haupte.

Ungeachtet damals, im Vergleich mit jetzt, nicht viel von den Schülern verlangt wurde, kam ich doch der angegebenen Ursachen wegen zu meinem großen Herzleid nur in die 4. Klasse, deren Local, mit dem von Quinta verbunden, viel Aehnliches mit einem Schafstalle hatte, wo viele Hundert Schafe zusammengepfercht sind. Aber schon nach einem halben Jahre wurde ich nach Tertia versetzt, wo als Klassenlehrer damals der Subconrector Franke fungirte, ein Mann, bei dessen Figur, Charakter und Sonderbarkeiten meine Erinnerung gern verweilt. Man kann weit und breit herumgehen, und man wird nicht leicht ein ähnliches Original und Muster der Gewissenhaftigkeit finden, deswegen kann ich es mir nicht versagen, in einigen Zügen das Bild dieses Mannes zur Anschauung zu bringen. — Obgleich seine Besoldung sehr spärlich war, so war doch seine Kleidung immer sehr nett und fast elegant, so daß auf seinem hellblauen Rock kein Makel zu entdecken war. Der Erste und der Letzte in der Schule, ließ er keine Minute an den festgesetzten Stunden des Unterrichts fehlen. Seine Gewissenhaftigkeit grenzte oft an Eigensinn; denn wenn die Kinder wohlhabender Eltern mehr als den gewöhnlichen Betrag (12 gGr. vierteljährlich) für die Privatstunden zahlten, schickte er den Ueberschuß zurück. Er kam durch diesen Eigensinn, wie man es nannte, oft in Conflict mit dem Director; denn als dieser befohlen hatte, daß die Schule im Winter erst halb 8 Uhr angehen sollte, eröffnete er seine Klasse nach hergebrachter Weise um sieben Uhr, und gab erst nach, als

er die Thüren um diese Zeit noch verschlossen fand. Seine Sonderbarkeit zeigte sich auch in seinen Strafen; er befolgte dabei wo möglich den Grundsatz: per quod quis peccat, per idem punitur et idem; da denn bei muthwilligen Neckereien der Schüler untereinander oft sehr lächerliche Strafproceduren vorkamen. Endlich sollte dieser gute Mann vom Schuljoche befreit werden und eine ziemlich einträgliche Pfarrstelle bekommen; da fand sich aber in der letzten Stunde ein unerwartetes Hinderniß; denn er erklärte vor seiner Ordination, daß sein Gewissen ihm nicht erlaube, die symbolischen Bücher zu beschwören. Ich kann nicht sagen, an welchem Glaubensartikel er Anstoß fand, denn sein Religionsunterricht war, so viel ich beurtheilen konnte, ganz orthodox. Da nun seine Schulstelle schon anderweitig besetzt war, so war der arme Mann ohne Amt und Brod. Er versuchte zwar allerlei, z. B. Privatunterricht, Hausirhandel, Abschreiben u. dergl., um sich das letztere zu verschaffen, aber ich bin überzeugt, daß er manchen Tag verlebt hat, wo er sich hungrig zu Bette legen mußte. Und selbst in diesem Zustande der äußersten Armuth verließ ihn diese krankhafte Gewissenhaftigkeit nicht; denn wenn ihm für eine Abschrift mehr als der gewöhnliche Schreiberlohn geboten wurde, verweigerte er die Annahme. Zum Glück starb sein Nachfolger nach einigen Jahren, und er kam wieder in sein altes Schulamt. Er besaß übrigens eine für seine Verhältnisse ansehnliche Bibliothek, aus welcher er seinen Schülern bereitwillig nützliche Bücher mittheilte, von welcher Güte auch ich Gebrauch gemacht habe.

Der Lehrer der zweiten Klasse war der Conrector und nachherige Director Nicolai, der ein besserer Physiker als Philolog war, aber sich das Verdienst erwarb, einen regelmäßigen physikalischen Unterricht in den obern Klassen eingeführt und zur Aufstellung eines kleinen physikalischen Apparats die Veranlassung gegeben zu haben.

Erst in Prima bildete sich mein Geschmack an der klassischen Literatur, die fast ausschließlich den Gegenstand des Unterrichts ausmachte. Selbst die Anfangsgründe der Philosophie und Mathematik sollten wir in lateinischer Sprache aus Ernestis Initiis lernen, brachten's aber in beiden Disciplinen nicht weit.

Uebrigens brachte uns der gute Lindner gelegentlich manche schätzbare Kenntniß bei und war überhaupt eifrig bemüht, auf den Verstand und das Gemüth seiner Schüler zu wirken, wozu er unter andern den Horaz benutzte, dessen Oden und Satyren er vortrefflich und zuweilen recht gemüthlich erklärte. Seine Dispositionen zu deutschen Aufsätzen haben viel beigetragen, mein Nachdenken zu schärfen und meine Gedanken zu entwickeln, und ich fand so viel Geschmack an diesen Arbeiten, daß die meinigen gewöhnlich für die besten erklärt wurden. Ich hatte den Mann sehr lieb, dessen freundliches Gesicht mir wie eine Prachtausgabe von Ciceronis de senectute vorkam. Mein Zutrauen zu ihm war so groß, daß ich einst nach einem abendlichen melancholischen Spaziergange, wobei ich über meine geringe wissenschaftliche Tüchtigkeit nachgedacht hatte und von Zweifeln über mein künftiges Fortkommen in der Welt beunruhigt worden war, zu ihm gelaufen kam, um ihm meine Noth zu klagen. Der gute Mann war freudig überrascht über dies ungewöhnliche Selbstbekenntniß und schien eine gute Vorbedeutung daraus zu ziehen. Er richtete mich freundlich auf und gab mir guten Rath, wie ich es anzufangen habe, um die erwünschten Fortschritte zu machen.

In diesem Zeitraume war meine Phantasie sehr geschäftig, mir ein Ideal moralischer Vollkommenheit vorzuhalten, das ich freilich nicht erreicht habe, welches mich aber doch emporhielt über das Gemeine und zu Anstrengungen spornte, die indeß nicht gleichmäßig waren. Oft erhob ich meine Gedanken zu Gott, am liebsten auf Bergen beim Untergange der Sonne, auch las ich alle Morgen einen Abschnitt in der Bibel oder eine von Gellerts moralischen Vorlesungen. Auch Zollikofers Predigten über die menschliche Glückseligkeit und die Würde des Menschen, die ich mir von meiner geringen Baarschaft angeschafft hatte, waren sehr nach meinem Geschmack. Ueberdem las ich auch gern Salzmanns Schriften und bedauerte, daß ich nicht in dessen Institute zu Schnepfenthal hatte erzogen werden können, weil dann, wie ich meinte, meine physische und geistige Ausbildung eine ganz andere würde gewesen sein, als sie dermalen war.

Obgleich von etwas phlegmatischem Temperamente, war doch meine Stimmung oft sehr aufgeregt und excentrisch. Besonders machte mir die Wahl eines künftigen Berufs viel Unruhe. Bald wollte ich ein Maler, bald ein Schulmeister, bald ein Missionair werden und als Bußprediger durch die Welt ziehen, und zuweilen kam mir sogar der Gedanke, unter den Soldaten mein Glück zu versuchen. So bemächtigte sich einst während der Sommerferien meiner eine seltsame Unruhe; ich fühlte mich so beengt von meinem bisherigen Schulleben, daß ich fortlief, um ein Stück der weiten Welt zu besehen und Abenteuer zu suchen; da indeß diese ausblieben und ich mich im Harzgebirge verirrte, so daß ich eine ganz feuchte Nacht im Walde zubringen mußte, so begnügte ich mich, den Brocken und die Höhlen im Rübelande zu besehen, und kehrte, beschämt über meine Donquixoterie, schnell in meine alten Verhältnisse zurück, froh, daß die Vorwürfe über mein Davonlaufen von der lautern Freude über mein Wiederkommen bald übertäubt wurden.

Während meiner Schulzeit zu Arnstadt wohnte ich bei meiner Großmutter, mütterlicher Seite, die mich als ihren ältesten und einzigen männlichen Enkel sehr lieb hatte. Sie gab mir bei sehr beschränkten Vermögensumständen nicht bloß freie Wohnung und Kost, sondern setzte mir auch 50 Thlr. für die Universität aus. Sie war noch im hohen Alter eine ziemlich kräftige und charakterfeste Frau und erzählte mir viel von alten Zeiten, unter andern auch, wie sie sich im siebenjährigen Kriege mit ihren Einquartierungen herumgeschlagen und ihnen häufig imponirt habe. Sie hat ohne Zweifel durch ihren guten Verstand und ihre ungeheuchelte Frömmigkeit vortheilhaft auf mich eingewirkt. Um so mehr machte ich mir nach ihrem Tode Vorwürfe, daß ich mich ihren kleinen Launen und Eigenheiten nicht geschmeidiger gefügt und sie zuweilen durch Eigensinn betrübt hatte.

Ich hatte schon das zwanzigste Jahr vollendet, als ich 1797 die Universität Jena bezog, welche damals unter ihren Lehrern viele literarische Größen aufzuweisen hatte. Die Namen Griesbach, Paulus, Fichte, Schütz, Eichstädt, Hufland, Loder u. s. w. haben noch jetzt einen guten Klang, und die Frequenz der Universität entsprach diesem gelehrten Glanze. Es gab da Lands-

mannſchaften von Ungarn, Kurländern, Livländern, Rheinländern, Moſelanern, und wenn man damals geſagt hätte, daß eine Zeit kommen würde, wo nicht einmal aus allen deutſchen Staaten die Studirenden würden zugelaſſen werden zu dieſem wiſſenſchaftlichen Herde, wo die Veſtaflamme der geiſtigen Freiheit, trotz allem Blaſen erzürnter Gewalthaber, nie ganz verlöſcht iſt, ſo würde man es nicht geglaubt haben. Freilich treten auch jetzt Erſcheinungen hervor, welche unſern Nachkommen ganz unglaublich vorkommen werden.

Nach langem Schwanken hatte ich mich endlich entſchloſſen, Theologie zu ſtudiren, vorzüglich weil ich hoffte, in dieſem Studium die ſicherſte Belehrung zu finden über die Quellen und den Grund der chriſtlichen Religion und ihre Uebereinſtimmung mit der hergebrachten Kirchenlehre, in der ich erzogen worden war, aber bei erwachtem Nachdenken gar manche Zweifel gefunden hatte. Ich wußte noch nicht, daß die Wahrheit nicht ohne weiteres, ſelbſt nicht von dem gelehrteſten Profeſſor auf dem Präſentirteller dargereicht, ſondern nur durch tiefes Denken und langes Forſchen theilweiſe in Beſitz genommen werden könne. Ich hörte im erſten halben Jahre Exegeſe über die drei erſten Evangelien bei dem alten würdigen Griesbach nach deſſen Synopſis und wunderte mich, daß dieſer gelehrte Theolog die heiligen Schriftſteller gerade ſo behandelte, als hätte er es mit einem Profanſcribenten zu thun, und daß er über die Wunder ſo leicht wegging, wie ein Schulrector etwa über die unglaublichen Sagen des Herodot. Paulus hingegen, bei welchem ich zuweilen hospitirte, ſuchte die Wunder natürlich zu erklären, was meinem noch nicht ganz erſchütterten orthodoxen Glauben ebenſo anſtößig war. Logik und Metaphyſik hörte ich nicht bei Fichte, weil deſſen ſubjectiver Idealismus mir doch gar zu ſehr alle Erfahrung überſpringend erſchien, ſondern bei Ulrich, welcher indeß auch die Kantiſchen Grundſätze adoptirt hatte. So hörte ich denn zu meinem Erſtaunen, daß Raum und Zeit weiter nichts wären als Formen des äußern und innern Sinnes; daß die Dinge in der Welt nicht Dinge an ſich, ſonder bloße Erſcheinungen wären, denen ein ganz unbegreifbares intelligibles Subſtrat zum Grunde liege; daß die gewöhnlichen Beweiſe für

die Einfachheit und Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes auf falschen Schlüssen beruhten, also dieses Dasein nicht demonstrirt, sondern aus moralischen Gründen geglaubt werden müsse.

Diese theologische und philosophische Neologie, auf welche ich nicht gefaßt war, machte mir viel Unruhe, und ich bin oft auf dem sogenannten Philosophengange über das Gehörte nachsinnend in tiefen Gedanken auf und ab gegangen. Meinen Gott habe ich aber dabei nicht verloren, denn der Beweis für dessen Sein und Walten stand in meinem Herzen geschrieben und konnte zwar zuweilen verdunkelt, aber nicht ausgelöscht werden.

Mein Studentenleben war übrigens sehr beschränkt und mußte es sein, wenn ich mit den geringen Mitteln, welche mir meine guten Eltern reichen konnten, auskommen und keine Schulden machen wollte. Die unter flotten Studenten so beliebte Kunst, Schulden zu machen, habe ich nie verstanden und auch bis auf diesen Tag keine Neigung verspürt, sie zu erlernen und zu üben. Meiner Bekanntschaften waren sehr wenige; an Ordensverbindungen, Landsmannschaften und großen Commersgelagen nahm ich nie Theil und nur selten machte ich in der Gesellschaft weniger Freunde eine Ausflucht nach Ziegenhain, Lichtenhain, Zwäzen, oder auch wohl nach Weimar ins Theater. Da ich in das Convict aufgenommen war, hatte ich wenigstens keine Nahrungssorgen.

Nach Verlauf von einem halben Jahre kam ich zu der Ueberzeugung, daß meine Hoffnung, auf der Universität feste Begründung für meinen Glauben und die Lösung aller Zweifelsknoten zu finden, eitel gewesen. Die Gewißheit, die ich hier erlangte, war bloß negativer Art, d. h. ich kam zu der Einsicht, daß in dem beweglichen Getriebe der verschiedenartigen theologischen Ansichten kein fester Fuß zu fassen sei. Dadurch verlor aber das theologische Studium für mich sein Hauptinteresse, und es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um aus der eingeschlagenen Laufbahn herausgeworfen zu werden, und dieser Anstoß blieb nicht aus.

Zu Anfang des zweiten Semesters, wo Griesbachs exegetische Vorlesungen zum Evangelium des Johannes fortgeschritten

waren; saß ich eines Abends in verdrießlicher, fast hypochondrischer Stimmung bei der Repetition meiner Hefte und ging die verschiedenen, von Griesbach vorgetragenen Erklärungen des mystischen Ausdrucks Logos durch. Da nun die Meinungen der Bibelausleger über die Logosidee und den Ursprung derselben gar sehr auseinander gingen und mit der Kirchenlehre nicht in Harmonie zu bringen waren, wurde mir zuletzt schwindlig im Kopfe und ich wußte nicht, was ich glauben sollte. So viel war mir klar, daß ich meinen alten Glauben nicht mehr festhalten könne, und ich schauderte bei dem Gedanken, daß ich einst etwas lehren sollte, was ich selbst nicht glaubte. In einem Anfall von Verzweiflung, die meinem Stubenburschen komisch vorkommen mochte, war ich im Begriff meine Hefte ins Feuer zu werfen, wenn nicht dieser, ebenfalls ein angehender Theolog, sie aufgefangen und sich angeeignet hätte. Aber was war nun zu thun, welches Studium zu ergreifen? denn zur Jurisprudenz und Medicin fühlte ich ebenfalls keinen Beruf. Ich war in der Lage eines Handwerkslehrlings, der aus der Lehre gelaufen und nun nicht weiß, wohin er sich wenden soll, nur über das eine gewiß, daß er nicht zu den Füßen des alten Meisters zurückkehren will. Doch mit dem der Jugend eigenen Leichtsinne machte ich mir über meine Zukunft keine große Sorge und überließ die Gestaltung derselben dem, der die Wolken lenkt und die Herzen seiner Kinder leitet, wie Wasserbäche nach seinen weisen Absichten. Und ich muß gestehen, der allgütige Vater im Himmel hat mich besser geleitet, als ich verdiente; er hat mich freilich oft auf rauhen Pfaden und durch beschwerliche Umwege nach einem erwünschten Ziele hingeführt, so daß mein Lebensloos weit über meine, zuweilen hochfliegenden Erwartungen ausgefallen ist.

Da ich doch anstatt der aufgegebenen Theologie ein anderes Studium ergreifen mußte, wählte ich das der Mathematik, ohne recht zu wissen, was ich in Beziehung auf mein Fortkommen damit machen sollte. Denn ich war wegen meiner Armuth nicht in der Lage, meine Studien nach meinem Geschmack wählen zu können, sondern es mußte die Möglichkeit damit verbunden sein, durch Anwendung derselben ein Stück Brod zu erwerben.

Worauf sollte ich aber die Mathematik anwenden; das war mir freilich nicht klar. Wenigstens, dachte ich, paßt diese Wissenschaft in gar viele Fächer, und so wird sich mit Hülfe Gottes auch ein für mich passendes finden; und siehe da, es fand sich wirklich ein solches Fach und zwar weit früher, als ich hoffen konnte.

Einige Wochen nach diesen Vorgängen las ich einen Anschlag am schwarzen Brette, worin diejenigen Studirenden, welche etwa Lust hätten bei der Preuß. Artillerie Dienst zu nehmen, im Namen des Herzogs von S.-Weimar aufgefordert wurden, sich bei dem Dr. v. Gerstenbergk zu melden, wozu das Versprechen gefügt war, daß für ihr Avancement gesorgt werden sollte, und sie sichere Aussicht haben würden, zu Officieren befördert zu werden, wenn sie sich durch ihre Kenntnisse dazu qualificirten.

Froh erstaunt las ich diese Zeilen, welche mir von der Hand des Schicksals oder der Vorsehung geschrieben schienen, und ich ergriff begierig den Faden, der sich mir in demselben bot, um mir aus dem Labyrinth herauszuhelfen, in welches ich mich so leichtsinnig verlaufen hatte.

Daß ich sogleich in die Wohnung des besagten Herrn v. Gerstenbergk eilte und meine Bereitwilligkeit erklärte, von seiner Aufforderung Gebrauch zu machen, versteht sich von selbst.

Dieser Mann war Magister der Philosophie und Privatdocent; nannte sich aber Doctor, sowie er überhaupt ein wenig Aufschneiderei liebte. Er konnte für ein Original gelten, obgleich seine Originalität eben nicht schön und liebenswürdig war. Sein Gesicht mit rother höckeriger Nase hatte etwas Faunartiges. Im Sommer war er angethan mit einem fadenscheinigen stahlgrünen Frack mit blanken Stahlknöpfen, worin er einem leichtfüßigen Schneider glich, und im Winter trug er einen braunen langzottigen Ueberrock, worin er einem Bärenführer ähnlicher sah, als einem Professor. Er machte im Anfange jedes Semesters die Vorlesungen bekannt, die er über praktische Geometrie, Baukunst, Kriegswissenschaften zu halten gesonnen sei, brachte aber niemals ein Collegium zusammen und nährte sich kümmerlich durch Privatunterricht, Feldmessen, Schriftstellerei, Feuer-

werkskunst u. dergl. Uebrigens war er, wenn man von dem Mangel moralischer Würde abstrahirte, eine gute Haut. — Er schien sehr erfreut, als ich bei ihm eintrat und die Veranlassung meines Kommens erklärte. Sofort versicherte er mich, daß ich bei der Preuß. Artillerie gewiß eine gute Carriere machen würde, wofern ich nur vorher bei ihm mir die nöthigen Vorkenntnisse würde erworben haben. — „Es hat sich," fuhr er fort, „auch schon ein anderer Studiosus zu gleichem Zweck gemeldet, ich will Sie doch gleich mit ihm bekannt machen." — Somit ergriff er eine lange Meßstange und klopfte an die Decke des Zimmers, worauf sofort ein zartes Bürschchen mit einem Gesicht wie Milch und Blut und die Freundlichkeit selbst, ins Zimmer trat. Es war ein gewisser Baldauf aus Greiz. Dieser liebe Junge war mit mir in gleicher Lage; er hatte schöne Wissenschaften studiren wollen und nicht daran gedacht, daß die Blume des Schönen einen gutzubereiteten Boden verlangt, wenn sie gedeihen soll, und dieser Boden, d. i. die Mittel, seine Studien fortzusetzen, fehlten ihm.

Sonach hatte der gute Gerstenbergk auf einmal zwei Schüler, die bei ihm Unterricht in den Kriegswissenschaften zu nehmen bereit waren. Leider muß ich gestehen, daß uns sein Unterricht wenig oder nichts genützt hat, namentlich seine Anweisung zum Planzeichnen, zur Geschützkenntniß, zur Feuerwerkskunst u. dergl., denn der gute Mann hatte zwar viele, aber, wie dies gewöhnlich bei Tausendkünstlern der Fall ist, keine gründliche Kenntnisse und war nicht mit der Wissenschaft fortgegangen. Das Feldmessen z. B. betrieb er blos mit der s. g. Scheibe und von trigonometrischen Messungen schien er nicht viel zu verstehen.

Nach einiger Zeit schickte uns dieser, unser Patron, nach Weimar, um uns dem Herzoge Carl August, der damals als General in Preuß. Diensten stand, vorzustellen. Dieser Herr empfing uns auch sehr gnädig, indem er bemerkte, er würde uns dem General v. Tempelhof empfehlen, und wenn wir uns qualificirten, könnten wir darauf rechnen, in einigen Jahren zu Officieren befördert zu werden; er habe schon mehrere junge Leute bei der Artillerie untergebracht, welche alle befördert worden wären, über welche Versicherung wir sehr erfreut waren.

Das böſe Gewiſſen hatte mich bisher verhindert, meinen guten Eltern meine böſliche Deſertion von der Fahne der Gottesgelahrtheit zu melden; aber endlich mußte ich dies Schweigen doch brechen. Gegen Oſtern 1798 erhielt ich einen Brief von meinem Vater, worin er mich aufforderte, in den bevorſtehenden Ferien mich doch als Prediger zu verſuchen, da ich nun ein Jahr ſtudirt hätte. Da mußte ich denn mit der Sprache herausgehen. Ich ſchilderte aber nach dem täuſchenden Spiegelbilde, das uns Gerſtenbergk vorgehalten hatte, die eingeſchlagene Laufbahn ſo angenehm, ehren- und hoffnungsvoll, daß die guten Eltern ſich beruhigten und mich vielleicht bald als Preuß. Officier zu ſehen hofften. Mein Vater, der indeß als Oberpfarrer nach Breitenbach verſetzt worden war, hat meine Beförderung zu einem ſolchen Poſten noch erlebt; meine gute Mutter aber, die in den letzten Jahren ihres Lebens ſich ſehr kränklich fühlte, war vorher in die Ewigkeit übergegangen.

Als der Herzog von Weimar im October deſſelben Jahres von Potsdam zurück kam, erhielt ich und Freund Baldauf von ihm durch Gerſtenbergk die Aufforderung, uns ſofort nach Berlin zu begeben und uns daſelbſt bei dem General Tempelhof zu melden. Feierliche Gefühle, hohe Erwartungen der Dinge, die da kommen ſollten, ſchwellten meine Bruſt, als ich in der Diligence in die klaſſiſche Stadt des Preuß. Militairruhms, wo Friedrich der Große ſo lange gewaltet hatte, einfuhr, und ich fühlte ſtolz die Ehre, berufen zu ſein, an dieſem Militairruhme Theil zu nehmen. Ueberall Soldaten und Officieren begegnend, die freilich nicht wie Helden ausſahen und andere Gedanken zu haben ſchienen, als den von Kriegsruhm, durchwanderten wir ſtaunend und bewundernd die ſchönen langen Straßen, beſonders die prächtige „Unter den Linden“ genannt, wo Tempelhof wohnte. Dieſer Mann, in der gelehrten Welt durch ſeine militairiſchen *) und mathematiſchen Schriften bekannt und von dem Könige als ehemaliger Lehrer geſchätzt, zeichnete

*) Er hat unter andern das klaſſiſche Werk: The history of the last war in Germany (über den 7jährigen Krieg) by Lloyd bearbeitet und fortgeſetzt.

sich eben nicht durch Humanität und Leutseligkeit aus, vielmehr war er stolz, rauh, barsch und konnte selbst bei Gelegenheit ziemlich grob sein, Eigenschaften, deren verletzende Schärfe selbst der edle Scharnhorst in der Folge empfinden mußte. Es läßt sich also denken, daß dieser Mann mit uns, die er für ein Paar davongelaufene Studenten halten mochte, als wir auf seine Frage: „woher?“ — „von Jena,“ erwiederten, eben keine Umstände machte. „Wenn Sie etwa glauben, meine Herren,“ fuhr er fort, „daß man bei der Artillerie nichts zu lernen brauche, so irren Sie sehr. Es wird gar viel von einem Artillerieofficier verlangt und selbst von einem Unterofficier oder Feuerwerker.“ Ich überreichte hierauf unsere Empfehlungsschreiben, worin Gerstenbergk uns und besonders mich beträchtlich gelobt, auch einige Situations- und Artilleriezeichnungen von uns beigelegt hatte. Hierauf wurde der gestrenge Herr etwas freundlicher. Zwar über die Zeichnungen, die nach einer Methode angefertigt waren, die längst veraltet war, schüttelte er den Kopf, sagte aber zugleich: „Das klingt ganz gut; wie ich vernehme, haben Sie, mich fixirend, Sich schon fleißig mit Mathematik beschäftigt und selbst Algebra getrieben; reichen Sie mir doch eine mathematische Ausarbeitung ein, etwa über die analytische Berechnung einer abgekürzten Pyramide mit Anwendung auf den abgekürzten Kegel.“ — „Wenn Ihr,“ fuhr er fort, „Euch applicirt, so könnt Ihr wohl hoffen, in 5 bis 6 Jahren zu Officierstellen befördert zu werden.“ Mit diesen Worten, die uns nicht sonderlich erbauten, übergab er uns seinem Adjutanten, um uns auf die Parade beim Zeughause zu führen. Hier wurden wir den für uns bestimmten Compagnien zugetheilt; ich kam zum ersten, Baldauf zum dritten Regimente. Dieser wurde in der Folge von Tempelhof als Privatsecretair gebraucht, bekam aber kein Salar, indem der geizige Mann ihn mit der Ehre, in seinem Büreau zu arbeiten, und der Befreiung vom Wachtdienste hinlänglich belohnt glaubte. Er ist jedoch auch Officier geworden, und ich habe vor etwa 16 Jahren seine Bekanntschaft in Erfurt erneuert. —

3. Mein Soldatenleben in Friedenszeiten.

Ich wurde nun verpflichtet, in die Caserne geführt, als Bombardier eingekleidet und bei einem alten Feuerwerker einquartiert, der, sich in die Brust werfend, mir mit rauher Stimme sagte: „Ich habe Sie in Corporalschaft und hoffe, daß Sie wissen, was Subordination ist!“ Welches Gefühl für einen jungen Mann, der vom freien Studentenleben herkommt, unter Fuchtel eines Schneiders zu stehen, denn mein neuer Vorgesetzter trieb, wenn er außer Dienst war, das Schneidergewerbe. Er wies mir zum Logis eine kleine Stubenkammer an, die ich jedoch mit zwei andern Bombardieren und einem Kanonier theilen mußte. Daß unter diesen Umständen strenge Ordnung nöthig war, um Collisionen zu vermeiden, versteht sich von selbst. Es war nämlich damals in den Casernen folgende Ordnung eingeführt: Die Stuben waren an die verheiratheten Unterofficiere oder Soldaten vertheilt, mit der Verpflichtung, daß sie 3 bis 4 unverheirathete Militairs bei sich aufnehmen mußten. Wenn es kalt war, konnten die Bombardiere zwar die geheizten Stuben mit den Wirthsleuten theilen, durften ihnen aber nicht lästig fallen. Zum Glück hatte mein Wirth keine Kinder, und ich fand so viel Platz in seiner Stube, daß ich ungestört schreiben, lesen und zeichnen konnte. Alle fünf Tage bekam ich ein Commißbrod und 12 Gr., womit ich auskommen mußte, denn ich hatte mir vorgenommen, meinen armen Eltern nicht weiter mit Geldforderungen beschwerlich zu fallen. Es gehörte Kunst dazu, wenn ein Bombardier, der doch etwas auf sich halten mußte, mit seiner Löhnung auskommen sollte; der Kanonier, der arbeiten durfte und sich etwas verdienen konnte, war besser daran. Von der jetzt üblichen Menage-Einrichtung, wodurch den armen Soldaten der Unterhalt so sehr erleichtert wird, wußte man damals noch nichts; doch gab es in den Casernen Privat-Speiseanstalten, wo man für einen guten Groschen essen konnte. Die Inhaber solcher Anstalten, gewöhnlich alte Soldaten, hießen Knapphänse; auch auf den Wachen waren dergleichen. Der Name war sehr passend, denn es ging in der That sehr knapp bei ihnen zu.

Der Bombardier ist ein Mittelding zwischen dem Unterofficier und dem gemeinen Kanonier. Er steht unter der Aufsicht der Feuerwerker und ist eigentlich zur Bedienung der Mörserbatterien bestimmt. Aber obgleich zum Bombenwerfen eine größere Geschicklichkeit gehört, als zur Bedienung einer Kanone, so braucht er sich doch nicht auf die Berechnung einzulassen, die in Tempelhofs Bombardier prussien gelehrt wird, und worin auch der Widerstand der Luft in Anschlag gebracht wird, denn man hat Tabellen über die für jede Entfernung nöthige Elevation oder Winkelhöhe, die auf Erfahrung gegründet sind. Die Bombardiere mußten damals auch Wachdienst thun und Schildwache stehen, da sie jedoch bloß die Magazine der Pulvermühle zu besetzen hatten, so hatten sie wohl 15 Tage frei, während welcher Zeit die jüngern von ihnen die Regimentsschule besuchen mußten, wo Geometrie und Artilleriezeichnen von geschickten Oberfeuerwerkern gelehrt wurde. Das Schildwachstehen war für mich etwas Entsetzliches, und ich erinnere mich noch mit Schaudern meiner ersten Wache am ersten Weihnachtsfeste bei einer außerordentlichen Kälte, gegen welche der Preußische Soldat damals so wenig geschützt war, weil der Mantel noch kein Stück seiner Bekleidung bildete. In den Schilderhäusern hingen zwar s. g. Wachtmäntel, sie waren aber gewöhnlich so kurz abgetragen und zerrissen, daß sie wenig Schutz gegen die Winterkälte gewährten; daher kam der Fall nicht selten vor, daß man Schildwachen auf ihren Posten erfroren fand.

Unter diesen Umständen wird man sich nicht wundern, daß mir Stunden des Mißmuths kamen, in denen ich die übereilte Wahl des Soldatenstandes als einen dummen Streich bereute, und die damals noch üblichen barbarischen Strafen, Stockschläge und Spießruthenlaufen, waren eben nicht geeignet, diesen Stand in einem rosenfarbenen Lichte erscheinen zu lassen. Die Bombardiere standen zwar nicht unter dem Stocke, aber unter der Fuchtel, und mancher junge Volontair aus gutem Hause wurde oft ein Märtyrer seiner Eitelkeit, wenn er sich etwa einfallen ließ, mit seinem Unterkleidern, als gefiefert wurden, im Dienste zu erscheinen. Der Pedantismus des Zopfregiments stand damals noch in voller Blüthe, die gehörige Länge des Zopfes

war eine wichtige Angelegenheit, und wehe dem Unterofficier, wenn ein Soldat seiner Corporalschaft nicht genau nach dem Reglement frisirt und angezogen war. Bei großen Revüen wurde die ganze vorhergehende Nacht mit Fristren und Zopfmachen zugebracht, und der Soldat, der gehörig zubereitet und gepudert war, durfte sich nicht niederlegen, um nicht seine Frisur in Unordnung zu bringen. Die Grobheit, womit Untergebene von ihren Vorgesetzten behandelt wurden, gehörte gewissermaßen zum Dienst, und selbst Stabsofficiere mußten sich scharfe Verweise von Höhergestellten gefallen lassen. Wer sich dieses grobe und barsche Wesen nicht zueigenmachen konnte, galt für einen schlechten Officier; daher auch Scharnhorst, der um diese Zeit aus dem Hannoverschen in den Preußischen Dienst übertrat, wegen seines sanften, humanen Charakters mit der Kategorie eines schlechten Soldaten bezeichnet wurde.

Man kann leicht denken, daß ich mir unter diesen Verhältnissen nicht sonderlich gefiel; die schönen Phantasiebilder, die ich mir von meinem neuen Stande gemacht hatte, verblichen und sanken zusammen wie Seifenblasen, und es kam mir oft vor, als ob ich in der Wahl desselben einen Fehlgriff gethan, obgleich ich es mir nicht und am wenigsten meinen Eltern und Verwandten gestehen wollte. Doch meinte es mein Capitain, Heydenreich genannt, außer dem Dienste sehr gut mit mir und befreite mich oft bei starker Kälte von der Wache, indem er mir ein anderes Geschäft, gewöhnlich eine Schreiberei, übertrug. Auch schenkte er mir später, als ich Officier wurde, von meiner Armuth unterrichtet, eine alte Schärpe und einen Degen mit einer s. g. Fuchtelklinge; denn da die Officiere zugleich die Zuchtmeister der Unterofficiere waren, mußten sie, außer dem gewöhnlichen, auch einen Degen zum Fuchteln haben.

Ich fügte mich indeß mit Geduld in den ungewöhnten Zwang, und die Gewohnheit machte mir nach und nach die vielen Härten und Beschränkungen der natürlichen Freiheit, welche der Soldatenstand unvermeidlich mit sich bringt, weniger drückend. Im zweiten Jahre wurde ich Unterofficier und zu Anfang des dritten kam ich auf die Artillerieakademie, welche für die wissenschaftliche Ausbildung derjenigen jungen Leute, welche auf

Avancement dienten, bestimmt waren. Das Angenehme, dessen sich die Akademisten vorzüglich erfreuten, bestand darin, daß sie während des Wintersemesters, worin die Vorlesungen gehalten wurden, von dem s. g. Commißdienst befreit waren. Leider wurden meine Studien unterbrochen durch eine äußere Krankheit, die, unbedeutend in ihrem Beginn, einen Verlauf nahm, der mich für den ferneren Militairdienst untauglich zu machen drohte. In Folge einer Contusion, die ich an der linken Backenseite im Laboratorio erhalten hatte, bildete sich eine ansehnliche Geschwulst auf der Wange, die sich indeß nach einiger Zeit durch den Gebrauch der gewöhnlichen Mittel wieder verlor. Aber bald darauf kehrte diese Geschwulst weit stärker als vorher zurück; es trat unter dem heftigsten Kopfschmerz Entzündung ein, und endlich bildete sich ein Geschwür, das nach einiger Zeit sowohl von außen als von innen zum Ausbruch kam. Aber nun wollte die Wunde trotz aller angewendeten Mittel nicht wieder zuheilen. An geschickten Aerzten fehlte es nicht; denn das Lazareth, in welchem ich lag, stand unter der Aufsicht des Generalstabschirurgus Guerike, und auch andere Generalchirurgen wurden zu Rathe gezogen. Um dem Geschwüre nach unten Luft zu machen, kam man auf den Gedanken, die obere Kinnlade zu durchbrechen. Es wurden mir daher zu diesem Zwecke mehrere gesunde Zähne ausgezogen, und ein besonders dazu angefertigtes hakenförmiges Instrument mit dreikantiger Spitze in die Zahnlücken eingesetzt. Aber man mußte diese Operation, die keinen Erfolg hatte, aufgeben, weil man fürchtete, bei größerer Gewalt die Kinnlade zu sprengen. Man war genöthigt, mich nach mehrmonatlichen erfolglosen Heilversuchen ungeheilt aus dem Lazareth zu entlassen, da ich sonst gesund war. Ich hatte ein Fistelgeschwür, zu dessen Heilung nun nichts weiter angewendet wurde, als Einspritzungen, die ich selbst besorgte. Da ich bei diesem mein Gesicht entstellenden Schaden zum Paradedienst untauglich war, machte man mich zum Vice-Oberfeuerwerker und steckte mich ins Laboratorium, wo die Materialien zur Ernst- und Lustfeuerwerkerei angefertigt wurden. Meine größte Sorge war, daß endlich die Knochen angefressen würden, und ich schauderte bei dem Gedanken einer langen elenden Existenz, die endlich doch

eine schmerz- und ekelhafte Auflösung herbeiführen müßte. Endlich nach achtmonatlichen Leiden und Aengsten, als ich eben mit Einspritzen durch den Mund beschäftigt war, sprang durch die äußere Oeffnung ein abgelöseter Knochenschurf heraus, und siehe da, in 2 Tagen war meine Wunde geheilt und ist auch seit der Zeit nicht wieder aufgebrochen; so daß nur eine tiefe Narbe mich an diese unglückliche Zeit erinnert.

Nach dieser glücklichen Heilung konnte ich wieder zum Dienst gebraucht werden, aber durch das lange Einstecken war ich etwas aus der Uebung gekommen, scheu und ängstlich geworden, wozu ich ohnehin in Folge meiner ersten Erziehung geneigt war, so daß ich wegen Mangels am festen Auftreten und Präcision im Exerciren manchen Verweis bekam, und der sonst gute Capitain Heydenreich manches heilige Donnerwetter gegen mich losließ, ohne deswegen aufzuhören, mir gewogen zu bleiben. Auch bei der Artillerie spielte der pedantische Parademarsch eine große Rolle. — Obgleich mein dreijähriger akademischer Cursus nun beendigt war, so war doch von meiner Beförderung nicht die Rede, denn dabei hatte der General-Inspector v. Merkatz das Hauptwort zu reden und diesem war ich nicht empfohlen, und überdies herrschte zwischen ihm und Tempelhof, der in Folge der oben erwähnten mathematischen Ausarbeitung ein günstiges Vorurtheil für mich gefaßt hatte, kein gutes Einverständniß.

Da traf es sich, daß im Jahre 1802 der Commandeur eines in der Priegnitz stationirten Cürassierregiments, der Oberst v. Beeren, unsern Adjutanten Ramm ersuchte, ihm doch einen geschickten Artilleristen zu schicken, um seinen jungen Officieren einigen Unterricht in den Anfangsgründen der Mathematik und Kriegswissenschaften zu geben. Ramms Wahl fiel auf mich, und so wurde ich nach Kyritz geschickt und fungirte den Winter hindurch ein armer gemeiner Unterofficier als Lehrer reicher, hochadeliger Officiere, die indeß sehr artig gegen mich waren, so daß ich diesen Winter recht angenehm verbrachte.

Da nun der Oberst v. Beeren mit meinem Unterricht zufrieden war, gab er mir ein Empfehlungsschreiben an den alten General-Lieutenant v. Merkatz, mit dem er persönlich bekannt war, mit nach Berlin, worauf ich, nach glücklich bestandener

Prüfung, das silberne Porteepee bekam oder Freicorporal wurde, was bei der Artillerie so viel war, als Fahnjunker bei der Infanterie. Im folgenden Jahre endlich, während ich mich wieder zu gleichem Zwecke in Kyritz aufhielt, fand meine Ernennung zum Officier statt, und, obgleich ich nach Königsberg bestimmt war, wo das 4. Artillerieregiment stand, wurde doch diese Bestimmung, meinem Wunsche gemäß, geändert, und ich konnte in Berlin bleiben, wo ich liebe Freunde und Bekannte hatte und mir durch Unterrichtgeben an junge angehende Artilleristen einen kleinen Zuschuß verdienen konnte. In Kyritz machte ich auch meinen ersten Versuch in der Dichtkunst durch ein spaßhaftes Gedicht in Knittelversen auf meine Nase, die in einem Fechtgange mit einem starken Rapierhiebe fast ganz durchhauen wurde. Mein Antagonist, ein Herr v. Meeheimb, war außer sich, als er das Blut strömen sah, denn er glaubte mich für den fernern Militairdienst untauglich gemacht zu haben. Die Nase wurde indeß geschickt zusammengeflickt, und nach einigen Wochen war der Schaden geheilt.

In ökonomischer Rücksicht hatte ich indeß einen schweren Stand; denn da ich mich nicht selbst equipiren konnte, mußte ich Vorschuß aus der Kasse nehmen und mir drückende Abzüge an meiner Gage gefallen lassen, nämlich 4 Thlr. für Schulden, 4 Thlr. für künftige Bekleidung monatlich, und außerdem noch 16 Gr. besonders für die Schärpe und etwa eben so viel für die Officierwittwenkasse, so daß ich monatlich nur 7 Thlr. herausbekam. Die damaligen Uniformen waren sehr kostbar wegen der ächten Stickerei und der ächten schweren silbernen Schärpen. Das Tuch wurde vom Lagerhause geliefert und kostete 5 Thlr. die Elle. Die armen Officiere waren daher sehr übel daran, denn sie mußten den äußern Glanz durch gar viele Entbehrungen erkaufen. Ich war indeß von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnt und fand mich auch jetzt leicht in meine beschränkte Lage.

Durch die Vermittlung zweier lieben Freunde, des Unterofficiers Carl v. Schlicht, der mit mir die gleiche Carriere machte, und des Lieutenants v. Burgwedel vom Regiment Kunheim, wurde ich in einige gute Familien eingeführt, wodurch mir mancher sehr angenehme und geistreiche Genuß bereitet wurde. Auch

brachte ich im letzten Sommer meines Berliner Soldatenlebens einige Monate sehr angenehm auf dem Lande zu. Ich machte nämlich in Berlin die Bekanntschaft eines gewissen Ingenieur-officiers Neubert, welcher vom Könige nach England war geschickt worden, um die Wunderwerke der englischen Industrie zu studiren und Zeichnungen davon aufzunehmen. Dieser bat mich, ihn zu seiner Familie zu begleiten und ihm zu helfen, seine Brouillons ins Reine zu bringen. Ich war dazu bereitwillig und verlebte sehr schöne Tage zuerst in Friedrichsthal bei Oranienburg und dann zu Globsow an der mecklenburger Grenze, beides sehr romantische Gegenden, wo Neuberts Schwiegereltern ansehnliche Glashütten besaßen. Das waren gleichsam die letzten Sonnenblicke vor einem ausbrechenden Sturme, denn gegen Ende des Sommers kam mir die Ordre zu, schleunigst nach Berlin zurückzukehren, weil die Preuß. Armee mobil gemacht werden sollte.

---

4. Erster Feldzug.

Als ich nach Berlin zurückkam, fand ich viel Bewegung und Unruhe. Bekanntlich bewegten sich damals in der politischen und militairischen Sphäre zwei Parteien, die Friedenspartei, welche der Politik des Ministers v. Haugwitz huldigte, und die Kriegspartei, an deren Spitze Hardenberg und der Prinz Louis standen, und der König schwankte in der Mitte, sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigend, doch war seine Friedensliebe überwiegend. Die alten und invaliden Staatsofficiere, deren es damals sehr viele gab, waren natürlich für den Frieden und die Ruhe, die jungen aber für den Krieg, von welchem sie Avancement und Befreiung zu erwarten hatten von dem lästigen pedantischen Garnisondienste. Alle aber träumten von leichten Triumphen über Napoleon, und der Sieg würde auch vielleicht erfolgt sein, wenn die Tüchtigkeit der Preuß. Armee und ihrer Anführer so groß gewesen wäre, als sie in der Einbildung dieser Herren sich präsentirte, oder wenn die Franzosen vor dem Kriegsruhme des großen Friedrichs, den damals der

Preuß. Officierdünkel immer auf das Paradepferd setzte, so leicht geflohen wären, wie einst die Araber vor dem todten Cid, als man diesen einen Paraderitt machen ließ.

Da sich Haugwitz seit einem Jahre zurückgezogen, und Hardenberg dessen Stelle übernommen hatte, so schien die Kriegspartei die Oberhand zu gewinnen, aber auch er mußte der Neigung des Königs zu einer ehrenvollen Neutralität nachgeben. Erst als die Franzosen das Anspachische Gebiet verletzt hatten, schien auch der König ernstlich entschlossen zum Kriege. Nachdem der Kaiser Alexander persönlich in Berlin erschienen war, trat der König durch eine Uebereinkunft zu Potsdam am 3. Nov. der Coalition gegen Napoleon bei. Von der ostpreuß. Grenze eilten die königlichen Truppen gegen den Main und Rhein, weil sie dort nicht mehr wie bisher nöthig waren, um den Russen den Durchgang durch die Preuß. Staaten zu verwehren. Mit dem 15. Decbr., hieß es, sollte der Feldzug eröffnet werden. Doch ich will nur erzählen, was mich betrifft.

Ich wurde mit einem Theil des ersten Regiments nach Magdeburg dirigirt, um unter dem Premierlieutenant v. Haake eine Parkcolonne zu übernehmen. Nach damaligem Gebrauch hatte ich, wie alle Officiere, ein Packpferd und einen Packknecht zur Wartung und Führung desselben nebst 10 Friedrichsd'or zum Ankauf eines Reitpferdes erhalten; mußte aber noch 6 Goldstücke zulegen, um doch nur ein schlechtes und unansehnliches zu erkaufen. Gleich am ersten Marschtage war mein Packpferd durch die Nachlässigkeit des unverständigen Packknechtes so gedrückt, daß es Monate lang nicht mehr zu brauchen war. Bei der Uebernahme der Colonne in Magdeburg hatten wir viel mit dem dasigen Commandeur der Festungsartillerie, dem Major v. Hüser, zu kämpfen, weil die Wagen und das übrige Zubehör großentheils alt und nicht in dem gehörigen Stande waren. Die Pferde, die wir bekamen, waren zwar bei der Uebernahme von einem Cavallerieofficiere geprüft worden, aber es fanden sich so viele schlechte darunter, daß mehrere kaum den Marsch nach dem nur einige Stunden entfernten Dorfe, wohin wir vorläufig in Cantonnirung kamen, machen konnten, und bald darauf crepirten, so daß der Verdacht nahe lag, es seien bei der Lieferung Be-

stechungen vorgefallen. Als endlich die Colonne abging, brach gleich vor der Stadt eine Achse, und Hüser war auf keine Weise zu bewegen, einen anderen Wagen herzugeben; er frug vielmehr barsch, ob wir denn nicht gelernt hätten, Nothachsen anzubinden. Welche Unterschleife bei der Lieferung und Vertheilung der Fourage vorgehen mochten, will ich nicht erwähnen, weil ich darüber nur Vermuthungen aussprechen kann. Wenn man aber von diesen Ungehörigkeiten, die in meinem kleinen Gesichtskreise vorfielen, einen Schluß zu machen berechtiget ist auf das, was bei der Rüstung der ganzen Armee vorgehen mochte, so mußte man schon darin ein schlechtes Vorzeichen für den bevorstehenden Feldzug erblicken.

Aber das Geschick wollte, daß der Krieg in diesem Jahre, wo er vielleicht glücklich hätte ausfallen können, nicht stattfinden sollte. Preußen hatte durch sein bisheriges Zögern Zweifel an seiner Aufrichtigkeit erregt, deswegen schloß Oesterreich nach dem Unglücke bei Ulm einen übereilten Waffenstillstand. Dieser Schritt erweckte wieder bei Preußen Mißtrauen; anstatt loszuschlagen, schickte der König den Grafen v. Haugwitz nach Wien, angeblich um mit Napoleon zu unterhandeln, in der That aber den Gang der Ereignisse zu beobachten und demgemäß zu handeln. Napoleon ließ sich aber in keine Unterhandlung ein, bis die Schlacht bei Austerlitz geschlagen und Preußen isolirt war. Jetzt konnte der französische Dictator den Frieden dictiren; Preußen mußte ihn durch Abtretung seiner alten Provinzen Anspach, Baireuth, Cleve und Neuburg erkaufen und dafür Hannover annehmen, wovon die nächste Folge war, daß es mit England und Schweden in eine feindselige Stellung gerieth. So wurde die allgemeine Erwartung großer Dinge, welche durch die schnellen Rüstungen erregt worden war, getäuscht, und die ausgerüsteten Kriegshaufen zogen zwecklos hin und her.

Ich war nicht mit der Parkcolonne von Magdeburg abgegangen, sondern hatte Befehl erhalten, mit einem Commando vor der Hand daselbst zu verbleiben, um Munition anzufertigen und mit zu helfen an der Ausrüstung der Festung. Unter diesen Beschäftigungen brachte ich den ganzen Winter und einen großen Theil des folgenden Sommers ziemlich angenehm in

Magdeburg zu und erhielt auch hier in einigen guten Familien Zutritt, von welchen ich mit dankbarem Andenken nur die des Tribunalraths v. Schlicht, des Oheims meines Freundes, des Oberförsters Cuſitz in Biedritz und der Familie Stambke in Rogätz erwähnen will.

Am 1. Auguſt 1806, nachdem wenige Tage vorher bei der Parade bekannt gemacht worden war, daß alle bisher ſchwebenden Differenzen und Mißverſtändniſſe mit Frankreich ausgeglichen wären und der Friede geſichert ſei, erhielt ich Befehl, mit meiner kleinen Mannſchaft nach Hameln aufzubrechen. Daſelbſt angekommen, fand ich viel zu thun, weil dieſe Feſtung ſchleunigſt montirt, d. h. in Vertheidigungsſtand geſetzt werden ſollte. Ich mußte mich mehrere Wochen in einem Walde bei der ſogenannten kalten Küche herumtreiben, um Faſchinen, Schanzkörbe, Palliſaden u. dergl. anfertigen zu laſſen. Als ich mit dieſer Arbeit fertig war, erhielt ich das Artilleriecommando in einem der 3 Forts, welche zum Schutze der Feſtung auf der Nordweſtſeite auf einem Berge, der ſich gegen die Weſer hin verlief und daſelbſt einen Paß bildete, angelegt waren. Dieſer Paß, der ebenfalls befeſtigt worden war, konnte von dem zunächſt liegenden Fort Nr. 3, wo ich ſtand, beſtrichen werden, ſo daß ſich der Feind von dieſer Seite nicht nähern konnte, ohne ſich einem Kreuzfeuer auszuſetzen.

Indeß war die Doppelſchlacht von Jena und Auerſtädt geſchlagen worden, und, ich weiß nicht, durch welches Mißverſtändniß, es verbreitete ſich in Hameln die Mähr, daß die Preußen geſiegt und die Franzoſen zurückgeſchlagen hätten. Allgemeiner Jubel herrſchte unter der Garniſon, an welchem auch ich freudig theilnahm und ſogar eine Siegeshymne dichtete. Aber gar bald kam der hinkende Bote hinterdrein mit der traurigen Zeitung von der gänzlichen Niederlage des Preuß. Hauptheeres. Und ſofort ſprangen uns die Folgen dieſer Niederlage in die Augen. Das Corps des Generals Lecocq, das in Weſtphalen geſtanden hatte und abgeſchnitten zu werden fürchtete, ſuchte Schutz unter den Wällen der Feſtung und bezog ein Lager zwiſchen dieſer und den detachirten Forts. Nicht lange nachher erſchienen auch die Franzoſen, trieben unſere Vorpoſten zurück und näherten ſich

den Forts, wurden aber von dem Feuer derſelben mit Verluſt zurückgewieſen. Mein Benehmen bei dieſer Gelegenheit iſt, ich weiß nicht mehr in welchem Stück der Feuerbrände, lobend anerkannt worden. In der Nacht darauf beſchoß der Feind von einer gegenüberliegenden Anhöhe die Forts, aber ohne Erfolg, und einige Tage darauf dachte er, ſie in einer finſtern Nacht zu überrumpeln, wurde aber von einer furchtbaren Kanonade empfangen. Wir waren auf eine lange Belagerung gefaßt und hätten ſie wohl aushalten können, denn die Feſtung war vortrefflich gerüſtet und mit Allem verſehen, was die Belagerer mehrere Monate lang aufhalten konnte. Außerdem ſtand die Garniſon im Trocknen, während die Franzoſen bei der eingetretenen naßkalten Witterung im Kothe liegen mußten und wahrſcheinlich bei längerem Verweilen von böſen Seuchen würden zu leiden gehabt haben. Um ſo mehr wurde ich am Abende des 19. November überraſcht, als mir die Nachricht zukam, daß die beiden Generale und Commandanten v. Schöler und Lecocq ins feindliche Lager geritten wären, um eine Capitulation abzuſchließen. „Das iſt ja nicht möglich," rief ich aus, „denn vor einigen Wochen hat unſer Commandant bei der Parole bekannt gemacht, daß derjenige erſchoſſen werden ſollte, der von Capitulation ſpräche." Es war aber doch ſo, wie ich fand, als ich, um die Wahrheit zu erkunden, in die Stadt gelaufen war, denn in dieſer ſublunariſchen Welt geſchieht gar Vieles, was moraliſch unmöglich ſein ſollte.

Unter der Garniſon war große Aufregung, die ſich immer vermehrte. Die Generale waren bei ihrer Rückkehr aus dem franzöſiſchen Lager inſultirt und beſchimpft worden. Die jungen Officiere ſchrien: „Wir müſſen proteſtiren gegen dieſe ſchändliche Capitulation, der ehrloſe Commandant muß abgeſetzt und ein anderer gewählt werden, der Ehre im Leibe hat!" Indeß war beim Eintritt der Dunkelheit die Aufregung in einen förmlichen Tumult übergegangen. Die Soldaten durchzogen lärmend und Spottlieder ſingend die Straßen, plünderten die Magazine, tranken ſich toll und voll, ſchlugen den Generälen die Fenſter ein, ſo daß dieſe in der größten Angſt Boten an den Anführer des Belagerungsheeres, den General Savary, ſchickten, ihn er-

ſuchend, doch ja recht bald einzuziehen in die Feſtung, um ſie gegen die Brutalitäten ihrer Untergebenen zu ſchützen. Dieſer Einzug erfolgte auch am früheſten Morgen des folgenden Tages. Von einer Proteſtation dagegen konnte weiter nicht die Rede ſein, denn was hätte man mit dieſer trunkenen, rebelliſchen Maſſe anfangen ſollen, welche ihre Gewehre auf dem Straßenpflaſter zerſchlug und fortwährend tobte und ſchimpfte, wobei ſich beſonders die vielen Ausländer auszeichneten.

Die gemeinen Soldaten und Unterofficiere wurden zu Kriegsgefangenen gemacht, die Officiere aber erhielten auf ihr (bloß von dem Commandanten gegebenes) Ehrenwort, während dieſes Krieges nicht gegen die Franzoſen zu dienen, Päſſe und konnten gehen, wohin ſie wollten. So erreichte mein erſter Feldzug und ſelbſt der erſte Anlauf meiner militairiſchen Carriere ein ſchnelles Ende.

---

5. Wie es zuging, daß ich aus einem Preuß. Officier ein Schulmeiſter wurde.

Sogleich machte ich Anſtalten zu meiner Abreiſe, erhielt aber gleichſam zum Abſchiede unter dem Getümmel, welches den Einzug der Franzoſen begleitete, noch einen Schlag von einem Dragonerpferde auf den Oberſchenkel, wovon indeß dieſer weniger beſchädigt wurde, als meine weißen Beinkleider, leider das einzige Paar, welches ich beſaß. Ich verbeſſerte indeß dieſen Schaden ſo gut es gehen wollte, verkaufte mein Packpferd, indem ich Zelt und übriges Gepäck vorläufig in meinem Quartiere zu Hameln ließ, und machte mich in Begleitung des Lieutenants v. Wangenheim, den ich ſpäter wieder als Oberforſtmeiſter in Gotha getroffen habe, auf den Weg nach Thüringen. Unterwegs verkaufte ich auch mein Reitpferd und ſetzte mich auf den Poſtwagen, um über Mühlhauſen und Erfurt nach Arnſtadt zu gehen, wo mich mein Oheim, der Stadtcaſſirer Langbein, freundlich aufnahm. Ich hatte die Abſicht, mich nur einige Tage daſelbſt aufzuhalten, um dann meine Schweſtern, die vor dem Thüringerwalde wohnten, zu beſuchen, wurde aber von einem

heftigen Nervenfieber, das ich mir wahrscheinlich durch den Aufenthalt in den feuchten Casematten zu Hameln zugezogen hatte, befallen und dem Tode nahe gebracht. Doch siegte endlich meine gute Natur über die gefährliche Krankheit.

Nun suchte ich meine lieben Schwestern auf und hielt mich während des Winters abwechselnd auf dem Pachthofe zu Garsitz, oder in Königsee, oder in Breitenbach auf, wo meine Schwäger, der Hofcommissair Ludloff, der Rechtsanwalt Keller und der Rector Bühl wohnten und mich gastfreundlich aufnahmen. Ich war aber nicht gesonnen, diese Gastfreundschaft zu mißbrauchen, obgleich ich nach dem Tode meiner Eltern zu Gunsten meiner Schwestern auf mein, freilich unbedeutendes Erbtheil verzichtet hatte und deswegen wohl auf eine längere Hospitalität hätte Anspruch machen können, aber ich wollte mich selbstständig ohne fremden Beistand durch die Welt schlagen. Ich ging also wieder nach Arnstadt, miethete mir ein kleines Zimmer und versuchte, nach dem Beispiele meines alten Lehrers Franke, mit welchem ich fast in gleicher Lage war, durch Unterrichtgeben meinen Unterhalt zu verdienen. Aber es fanden sich kaum ein oder zwei Liebhaber der Mathematik, die von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen geneigt waren. Da das wenige Geld, das ich von dem Verkaufe meiner Pferde gewonnen hatte, sich zu Ende neigte, so kam ich in peinliche Verlegenheit und ich dachte vergeblich hin und her, was ich wohl beginnen könnte, um etwas zu verdienen. Einige Freunde gaben mir den Rath, in Französische Dienste zu gehen, denn Napoleon sei doch nun einmal, nachdem er die Macht Oesterreichs und Preußens gebrochen, factisch auch Herr von Deutschland, und mit der Preuß. Monarchie sei es ja ohnehin vorbei; nun und nimmer werde sie sich von ihrem tiefen Falle wieder erheben. — Aber mein Deutscher Patriotismus empörte sich gegen diesen Vorschlag, und ich war entschlossen, lieber ein Schreiber oder Tagelöhner zu werden, als Französischer Officier.

In dieser Verlegenheit kam mir ein edler alter Schulfreund, der verstorbene Kaufmann Friedrich Kämpf, mit seltener Großmuth entgegen, indem er mir nicht allein eine bequeme freundliche Wohnung in seinem vor der Stadt liegenden Gartenhause

anwies, sondern mir auch 10 Louisd'or lieh, auf die Gefahr hin, sie bei meiner Mittellosigkeit nicht wieder zu bekommen, und auch auf andere Art mir manche Erleichterung verschaffte. Ich denke noch oft mit Vergnügen und Rührung an die schönen Stunden, die ich im erheiternden Umgange mit diesem seltenen Freunde verlebte.

So anerkennungswerth diese Hülfe war, so konnte sie doch nur prekair sein, und ich war ängstlich darauf bedacht, die Großmuth meines Freundes nicht zu mißbrauchen und zu ermüden. Ich wollte um keinen Preis von Wohlthaten oder Schuldenmachen leben, sondern mir etwas verdienen, und da ich dazu keinen andern Weg sah, so kam ich auf den Gedanken, mich um eine Hauslehrer- oder Hofmeisterstelle zu bewerben; aber auch dazu ergab sich vorerst keine Gelegenheit. Da fand ich einst im allgemeinen Anzeiger eine Bekanntmachung, nach welcher von einer angesehenen Familie ein Hofmeister gesucht werde. Wer sich zu dieser Stelle befähiget fühle, hieß es in dieser Anzeige, möge sich bei dem Hofrathe Gutsmuths in Schnepfenthal melden, um die weitern Bedingungen zu vernehmen. —

Entschlossen, diese Gelegenheit zu benutzen, schrieb ich sogleich an Gutsmuths, schilderte meine gegenwärtige Lage und fügte neben der Angabe dessen, was ich leisten könnte, eine kurze Uebersicht meines bisherigen Lebenslaufes bei. In der Antwort, die ich erhielt, wurde gesagt: Schnepfenthal sei ja nicht weit entfernt von Arnstadt, ich möchte doch dahin kommen, dann könnten wir uns weiter besprechen. Gleich am folgenden Morgen machte ich mich auf den Weg und traf bei meiner Ankunft daselbst zuerst auf den alten würdigen Director Salzmann, der sich lange mit mir unterhielt und viele Fragen über meine bisherigen Schicksale und Studien that. Befriedigt, wie es schien, von meinen Angaben, sagte er endlich: „Wissen Sie was, wenn Sie einmal Lust haben, Sich dem Erziehungsfache zu widmen, so könnte ich Sie vorläufig als Hülfslehrer bei meinem Institute anstellen. Ich stehe mit einem russischen Fürsten in Correspondenz, der einen deutschen Hofmeister sucht; ich will ihm melden, was Sie leisten können, und wenn Sie ihm convenirten und Sie Lust haben nach Rußland zu gehen, so könnten Sie

vielleicht dort Ihr Glück machen, wie so viele Deutsche es gemacht haben.“ Ich gab diesem Vorschlage meine volle Zustimmung, und als ich hernach Gutsmuths sprach, billigte er meinen Entschluß und meinte, vielleicht fände sich Gelegenheit zu einer festen Anstellung bei dem dortigen Institute, und das sei doch besser, als eine prekaire Hofmeisterstelle. Die, von welcher im Anzeiger die Rede gewesen, sei übrigens bei dem Geheimenrath v. Kretschmar in Coburg offen.

So wurde ich denn in Schnepfenthal erst provisorisch und nach einiger Zeit definitiv als Lehrer und Mitarbeiter mit einem Gehalt von 108 Thlr. und freier Station angestellt; von der Hofmeisterstelle in Rußland war nicht weiter die Rede.

Bevor dieses geschah, hatte ich noch einen andern Weg eingeschlagen, um aus meiner hülflosen Lage herauszukommen. Meine Anhänglichkeit an Preußen und an dessen ebenso edelmüthigen, als unglücklichen König, hatte mich nämlich veranlaßt, mich an diesen mit der Bitte zu wenden, mich wo möglich wieder im activen Dienst anzustellen; denn ich hielt mich, wie gesagt, durch das Versprechen, in diesem Kriege nicht weiter zu dienen, keinesweges gebunden, weil dieses nicht von den gefangenen Officieren, sondern nur von dem niederträchtigen Commandanten in Hameln bei seiner unverantwortlichen Capitulation gegeben worden war. Auf dieses mein unterthäniges Gesuch erhielt ich nun, als ich mich schon in Schnepfenthal befand, folgende Antwort:

> Seine Majestät der König haben Ew. Hochwohlgeboren Immediat-Vorstellung vom 10. Mai c. zwar erhalten, da Allerhöchstdieselben Ihnen aber weiter nichts darauf erwiedern können, als Sie auf das, auch in die öffentlichen Blätter inserirte Publicandum vom 10. August v. J., wegen des halben Tractaments für die aus der Kriegsgefangenschaft entlassenen Officiere, zu verweisen, so haben Sr. Majestät mir befohlen, Ihnen solches hierdurch bekannt zu machen, um Sie wenigstens dadurch über den richtigen Eingang Ihres Gesuchs zu beruhigen.
>
> Memel, den 28. August 1807.
>
> Lottum.

Ich führe dieses Schreiben deswegen an, um durch ein neues Beispiel zu zeigen, wie gewissenhaft dieser vortreffliche König selbst in der verzweifelten Lage, in welcher er sich damals befand, die an ihn gerichteten Gesuche seiner Unterthanen und Diener, auch wenn er sie nicht gewähren konnte, beantwortete.

Da ich nun nach meiner Anstellung in Schnepfenthal entschlossen war, mich dem Erziehungsfache zu widmen, so kam ich bei dem Könige um meine Dienstentlassung ein und erhielt folgendes eigenhändiges Schreiben:

> Ich bewillige Euch auf Euer Schreiben den erbetenen Abschied und erkenne mit Dank die Gesinnung treuer Anhänglichkeit, welche Ihr bisher zu Tage gelegt habt.
>
> Memel, den 30. September 1807.
>
> Fr. Wilhelm.

In dem freundlichen Schnepfenthal gefiel mir es recht wohl, und ich verlebte daselbst ein Jahr in stiller Zufriedenheit. Besonders sagte mir der freundliche Umgang mit Carl Salzmann, dem Sohne und Nachfolger des bejahrten Directors, zu. Von den übrigen Lehrern gedenke ich mit vorzüglichem Vergnügen der Namen Weißenborn, Girtanner, Buddäus, der Gebrüder Ausfeld, die mir alle mit freundlichem Wohlwollen entgegen kamen. Ich machte an schönen Sonntagen mit den meiner Aufsicht untergebenen Zöglingen häufige Excursionen in der dasigen reizenden Umgegend, z. B. nach Waltershausen, Reinhardsbrunn, auf den Hörselberg, Tenneberg, Mühlberg, Wachsenburg und Wartburg.

Anfangs war der gute alte Salzmann sehr wohl mit mir zufrieden und bezeugte sich sehr wohlwollend gegen mich. Später aber mochte ihm meine pädagogische Geschicklichkeit doch etwas problematisch vorkommen, und ich muß selbst gestehen, daß mir die nöthige Geduld und consequente Durchführung der einmal angenommenen Grundsätze fehlte. Mein zuweilen hervortretendes excentrisches Wesen schien dem alten Herrn, der in der letzten Zeit sehr hypochondrisch war und leicht ärgerlich wurde, auch nicht zu behagen. Ich hatte, um einige Abwechselungen in die einförmigen Winterabende zu bringen, einige Sprich-

wörter dramatisirt und führte sie nach der Abendmahlzeit mit den Zöglingen auf; das gestattete er einigemal, verbat sich aber bald dergleichen Allotria. Was ihm aber am meisten mißfiel, waren die zu freundlichen Blicke, die ich einer seiner Töchter zuwarf, denn der würdige Mann mochte in mir nicht die Eigenschaften entdecken, die er von einem Schwiegersohne verlangte. Kurz, er gab mir nach Verlauf eines Jahres sehr deutlich zu verstehen, daß, wenn ich etwas Lust hätte, Schnepfenthal wieder zu verlassen, er mich nicht halten, vielmehr glückliche Reise wünschen würde. Ich verstand diese Winke und bequemte mich in die Nothwendigkeit, ein anderes Unterkommen für mich ausfindig zu machen. Mein letztes Geschäft in Schnepfenthal war eine Reise nach Gotha, um dem Preuß. Minister v. Schuckmann seinen im Salzmann'schen Institut erzogenen Sohn zuzuführen, welches Geschäft insofern für mich interessant war, weil mir dieser Herr sehr ausführlich die Vorgänge in Anspach bei Gelegenheit der Französischen Gebietsverletzung, wobei er persönlich betheiligt gewesen, auseinander setzte. —

So sahe ich mich neuerdings wieder auf den Sand gesetzt, aber glücklicherweise wurde ich sogleich wieder flott. Der Geheimerath v. Weise in Sondershausen suchte nämlich um diese Zeit einen Hauslehrer für seine beiden jüngsten Söhne, welche bereits Officiere waren. Als ein passendes Subject zu diesem Posten, hatte mich nun der damalige Vicekanzler und spätere Geheimerath v. Kauffberg, der mich nach meiner Rückkehr von Hameln in Arnstadt kennen gelernt hatte, empfohlen, und ich war um so bereitwilliger zur Annahme dieser Stelle, als mir durch die Vermittlung des Herrn v. Weise, der bei dem Hochseligen Fürsten sehr in Gnaden stand, die Aussicht eröffnet wurde, auf eine künftige Anstellung im Schwarzburgischen Militair- oder Civildienste, und ich habe auch nicht Ursache gehabt, diesen Entschluß zu bereuen.

Am 1. August 1808 ging ich von Schnepfenthal unmittelbar nach Sondershausen ab und trat meinen neuen Posten unter den besten Auspicien an. Man kam mir im Hause des Geheimenraths v. Weise mit unverkennbarem Wohlwollen und ungewöhnlicher Achtung entgegen, und es dauerte nicht lange,

so wurde ich behandelt, als wenn ich ein Mitglied der Familie wäre, wie ich denn in der Folge wirklich ein solches wurde.

Indeß verhehlte ich mir nicht, daß diese angenehme Stellung nicht von langer Dauer sein könne, da meine Zöglinge schon erwachsen waren, und so mußte natürlich in meinem Bewußtsein zuweilen die Frage auftauchen, was dann, wenn ich in diesem guten Hause nichts mehr zu thun habe?

Nun hatte ich mit meinem oben erwähnten Freunde, Carl v. Burgwedel, der nach der Katastrophe von Jena in Dänische Kriegsdienste getreten war, bisher in freundlicher Correspondenz gestanden. Von diesem erhielt ich nun im Anfange des Jahres 1809 einen Brief, in welchem er mir den Rath gab, doch seinem Beispiele zu folgen. Meine Anstellung als Oberlieutenant, fügte er hinzu, würde gar keine Schwierigkeiten haben; er habe mich schon vorläufig empfohlen und die besten Zusicherungen erhalten. Ich hätte weiter nichts zu thun, als ein Immediat-Gesuch an den König (damals Friedrich VI.) einzureichen, und die Sache würde sich machen.

Ich zeigte diesen Brief meinem gütigen Patron, dem Geheimenrath, und dieser rieth mir, diese vortheilhafte Gelegenheit, meine angefangene Militaircarriere fortzusetzen, nicht von der Hand zu weisen; nur glaubte er, mein Freund habe zu viel versprochen.

Da nun bei der Ausführung dieses Vorschlags wenigstens nichts zu riskiren war, so machte ich mich sofort daran, die Bittschrift aufzusetzen und fortzuschicken.

Nun war damals der Zeitpunkt nahe, wo nach den damaligen politischen Conjuncturen der Krieg gegen Oesterreich zum Ausbruch kommen sollte, und unsere Regierung erhielt die Weisung vom Französischen Kriegsminister, nicht allein das bisherige Contingent marschfertig zu halten, sondern auch eine neue Compagnie zu errichten. Unser Contingent bestand nämlich aus 2 Compagnien, à 150 Mann, mehr hatten auch nicht im Jahre 1807 an dem Kriege gegen Preußen Theil genommen. Aber im vorigen Jahre 1808 war eine dieser Compagnien nach Spanien geschickt worden, und nun sollte an deren Stelle eiligst und schleunigst eine neue errichtet werden. Das war damals, wo

das Conscriptionssystem noch nicht im Gange, und keine Vorräthe von Montirungs- und Armaturstücken vorhanden waren, keine leichte Sache; auch waren nicht gleich Officiere und Unterofficiere bei der Hand, um bei der neuen Compagnie angestellt zu werden. Da ließ mir der Hochselige Fürst, der Gefallen an meiner Persönlichkeit gefunden hatte, das Commando (als Capitain) über diese Compagnie, die noch nicht da war, die aber geschaffen werden mußte, weil Napoleon das Wort „unmöglich" nicht kannte, gnädigst anbieten, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Sache zu überlegen, als die zusagende Resolution des Königs von Dänemark, durch Vermittlung des Dänischen Consuls in Hamburg, mir zu Händen kam. Es wurde mir eine Oberlieutenantsstelle zugesagt, und was dieser Zusage ein besonderes Gewicht gab, es lagen dem Schreiben zugleich 20 Louisd'or Reise- und Equipirungsgeld bei. — Welcher Wechsel! der arme kriegsgefangene Secondlieutenant, der vor kurzem nichs hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, und nicht wußte, wovon er am andern Morgen leben sollte, kam jetzt in diejenige seltene Verlegenheit, welches die Franzosen embarras de richesse nennen. Ich war indeß nicht lange in Ungewißheit. Schnell packte ich das Geld wieder zusammen und schickte es mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben zurück, worin ich für die hohe Gnade dankte, die ich nicht erwartet, und deswegen in der Ungewißheit das gnädige Anerbieten meines Fürsten angenommen hätte. Auch bei meinem Freunde Burgwedel entschuldigte ich mich, und dieser erwiederte mir darauf, daß, so gern er mich in seiner Nähe gesehen hätte, er es mir doch nicht verdenken könne, daß ich den Deutschen Militairdienst dem Dänischen vorgezogen habe; denn die Deutschen würden in Dänemark von allen Seiten angefeindet.

Nun wurden die Mannschaften meiner neuen Compagnie etwas tumultuarisch ausgehoben, ein Lieutenant fand sich auch in einem jungen, noch etwas rohen Herrn v. Münchenrode, die Unterofficiere wurden zum Theil von der kleinern Fürstl. Garde genommen; aber die nöthige Bekleidung und Bewaffnung konnte bei dem besten Willen in der kurzen Zeit nicht beschafft werden, und so marschirte ich am 15. März 1809 an der Spitze eines

Trupps, der ungeübt und undisciplinirt, in graue Mäntel gehüllt, mit alten Preuß. Musketen und theilweise nur mit Stöcken bewaffnet, mehr einer philisterhaften Landmiliz, als regulairem Militair ähnlich sah, aus Sondershausens Thoren.

---

6. Mein zweiter Feldzug nach Oesterreich.

So froh ich einerseits war, wieder eine feste Stellung und ein gesichertes Einkommen gewonnen zu haben, so verließ ich doch Sondershausen mit schwerem Herzen, und ich hatte wohl Gründe zum Mißvergnügen und zu Besorgnissen. Zuvörderst that es mir leid, den mir so lieb gewordenen Weiseschen Familienzirkel zu verlassen, in welchem ich fast 8 Monate so gemüthlich verlebt hatte. Sodann wollte mir es nicht in den Kopf, daß ich jetzt auf der Seite dessen stehen sollte, dem ich als Preuß. Officier feindlich entgegen gestanden, des großen Dictators, der Deutschland so tiefe Wunden geschlagen und jede Regung deutscher Freiheit wie ein Capitalverbrechen verpönt hatte. Von der Französischen Brutalität hatte ich erst vor kurzem in Sondershausen ein kleines Beispiel gesehen. Es waren von Erfurt aus Gensdarmen daselbst eingerückt, um einen armen Leinweber, der eine kleine Leihbibliothek aufgestellt hatte, gefangen zu nehmen, weil unter seinen Büchern einige, den Franzosen anstößige befindlich waren, und unsere Regierung hatte viele Mühe gehabt, das zu verhindern und es dahin zu bringen, daß ihr die Bestrafung des armen Mannes überlassen wurde. Ferner ward ich als Einschub von den ältern Officieren nicht gern gesehen; namentlich ließ ein gewisser Oberlieutenant, der sich zurückgesetzt glaubte, seinen Aerger häufig in Schmähungen gegen mich, versteht sich hinter meinem Rücken, aus, und tadelte die Regierung, daß sie einen, nach seiner Meinung unerfahrenen Recruten zum Capitain gemacht habe. Endlich machte mir der Zustand meiner Leute viel Sorge. Was wird, dachte ich, der Französische General, unter dessen Commando wir kommen, dazu sagen, wenn diese rohe Masse, der es geradezu an Allem fehlt,

was den Soldaten macht, vor ihm die Musterung passiren soll. Dazu kam noch, daß unser Contingent nach dem Französischen Reglement einexercirt sein sollte, während die Officiere und Unterofficiere dieses Reglement doch selbst nicht kannten; ich hatte selbst Mühe, mir ein gedrucktes Exemplar des Königl. Westphälischen Exercirreglements zu verschaffen, um es einzustudiren.

Das waren in der That nicht unwichtige Bedenken. Indeß die Verhältnisse waren einmal nicht zu ändern, und ich war in der Schule der Noth gewöhnt worden, mich in das zu fügen, was nicht zu ändern ist. Mein patriotisches Gewissen suchte ich durch den Gedanken zu beruhigen, daß ich doch zunächst meinem Fürsten und, wenigstens negativer Weise, auch dem großen Vaterlande diente. Denn, welches Schicksal würden wohl die Deutschen Fürsten des Rheinbundes zu erwarten haben, wenn sie ihre Contingente dem allmächtigen Kriegsfürsten verweigerten? Würden dann nicht sogleich im Moniteur die Donnerworte zu lesen sein: Die Deutschen Fürsten haben aufgehört zu regieren, und Deutschland bildet in Zukunft eine Provinz von Frankreich? — Durch diese Vorstellung suchte ich mich mit der bittern Nothwendigkeit zu versöhnen, den Französischen Fahnen folgen zu müssen.

Unser Marsch ging über Arnstadt, wo das Rudolstädter Contingent zu uns stieß, Ilmenau, Schleusingen, Schweinfurt, in der Gegend von Würzburg, wo wir Cantonnirungen bezogen und vom 27. März bis 9. April stehen blieben, um mit den Contingenten von Waldeck und Reuß zu einem Regimente formirt zu werden, dessen Commando der Waldeckſche Oberstlieutenant (später Oberst) v. Heringen übernahm. Endlich erschien auch unser Französischer Commandant, der Divisionsgeneral Rouyer, welcher die sämmtlichen Rheinbundstruppen der kleinern Fürsten in eine Division vereinigte. Unser Regiment war das 6., die Herzogl. Sächsischen Truppen bildeten das 4.

Glücklicher Weise wurde hier noch keine Musterung gehalten, und auch die fehlenden Montirungsstücke kamen an. Von den schlechten, mangelhaften Gewehren wurde der General in

Kenntniß gesetzt und er versprach uns, nach einigen Ausbrüchen des Unwillens, daß wir in Bayern andere bekommen sollten.

Am 9. April wurde die Division über Anspach, Harburg nach Donauwörth dirigirt, wo wir einige Tage blieben. In Harburg, wo wir des Nachts einrückten, wurden die Truppen durch das falsche Gerücht vom Anrücken eines fliegenden Corps von Oesterreichern alarmirt, und es entstand eine unbeschreibliche Verwirrung, so daß die Regimenter am andern Morgen Mühe hatten, sich wieder zusammenzufinden.

Von Donauwörth ging die Division weiter vor nach Passau, aber das Schwarzb. Contingent mußte zurückbleiben, um die große Brückenschanze, welche bei Rain erbaut wurde, zu besetzen. Jetzt wird von diesem Brückenkopfe, an welchem damals viele Hundert Menschen unter der Anleitung eines Französischen Ingenieurofficiers arbeiteten, wohl nicht viel mehr zu sehen sein, denn schon damals wurde von den Anwohnern das Prognostikon gestellt, daß der wilde Lech mit seinen überschwemmenden Fluthen diese Schanze nicht leiden, sondern zerstören würde.

Auch die erste Compagnie unsers Contingents marschirte nach einigen Tagen ab, und ich allein mußte mit meiner Compagnie zurückbleiben und hier bis zum 1. Juni verweilen. Doch erhielt ich nun die versprochenen Gewehre und ich benutzte diesen Aufenthalt, um meine Leute, so gut ich vermochte, nach dem Französischen Reglement einzuüben.

Als ich am 1. Juni mit meiner Compagnie die Brückenschanze am Lech verließ, waren die für Oesterreich so verderblichen Schlachten bei Pfaffenhofen, Tanne, Rohr, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg (19.—23. April) schon geschlagen. Täglich waren lange Colonnen von Oesterreichischen Kriegsgefangenen an uns vorüber geführt worden. Napoleon war triumphirend in Wien eingezogen (den 13. Mai); der tapfere Erzherzog Karl, die letzte einzige Stütze der Oesterreichischen Armee, auf das linke Donauufer zurückgedrängt, hatte nichts zur Rettung der Hauptstadt thun können, und der Krieg schien so gut wie beendiget. Aber wider Erwarten warf im letzten Momente der Entscheidung die Sonne des Glücks noch einen glänzenden Strahl auf das sinkende Oesterreich. Mit Erstaunen

vernahmen wir, daß der bisher unüberwindliche Kriegsmeister in der Schlacht bei Aspern und Eslingen (22. und 23. Mai) die Erfahrung gemacht hatte, daß auch er zu besiegen sei und daß er sogar in Gefahr stand, in Folge dieser Schlacht mit seinem Hauptheere vernichtet zu werden, und ich muß gestehen, daß ich keine Gebete für seine Rettung zum Himmel sendete. Freilich fand er diese Rettung in seinem Genie und seiner unermüdlichen Thätigkeit.

Mein Marsch ging über Abensberg, Regensburg nach Straubing, wo ich auf einige Tage die Function eines Commandanten übernehmen mußte. Dann wurde mein Marsch auf die linke Seite der Donau, am Fuße des Böhmer-Waldes hin, über Bogen und Zwissel dirigirt, um der Böhmischen Landwehr, die sich zuweilen lästig machte, eine, freilich kleinbewegliche Colonne zu zeigen, und so traf ich endlich glücklich, ohne beunruhiget zu werden, bei Passau ein, wo die Division Rouyer auf den verschiedenen Anhöhen dieser reizenden Gegend im Lager stand, um eingeübt zu werden und zuweilen Streifcommandos gegen die Böhmische Landwehr zu machen.

Jetzt wurde unser Regiment endlich auch von einem Französischen Generalinspector, dessen Name mir entfallen ist, gemustert; der gestrenge Herr war indeß nicht sonderlich erbaut von den Leistungen unserer Leute und äußerte sich dahin, „daß wenn die Franzosen 3 Tage exercirt hätten, sie es im Schlafe besser machten, als diese Leute im Wachen". Der gute Mann bedachte nicht, daß es nicht wohl anders sein konnte, weil wir noch nie zusammen, sondern bisher nur compagnieweise exercirt hatten, und ich für meine Person verlor indeß den Genuß dieses Französischen Panegyrikus auf die deutsche Unbehülflichkeit, weil ich am Tage der Revue auf eine der neuangelegten Schanzen detachirt war.

Im Anfang des Juli erhielt unser Contingent die Bestimmung, das Donauufer bei Efferding und Aschach zu besetzen, um die Böhmische Landwehr abzuhalten, wenn sie etwa einen Uebergang auf dieses Ufer versuchen sollte. Ich kam in das Schloß zu Aschach ins Quartier, welches dem Grafen v. Harrach gehörte, und dieser Aufenthalt war sehr angenehm und selbst roman-

tisch. — Meine Leute bezogen am Donauufer ein Bivouak, indem sie sich, von der schönsten Witterung begünstigt, Laubhütten erbauten und von Zeit zu Zeit nach den Landwehrmännern, die am gegenseitigen Ufer standen, Schüsse richteten, die denn auch erwidert wurden. Da sie sich indeß gegenseitig nicht viel Schaden zufügten, so glich dieses Schießen mehr einem Lustschießen, als einem kriegerischen Feuer, um so mehr, als es von beiden Seiten durch häufiges Singen und Jodeln unterbrochen wurde.

Indeß war der Ausgang des Kriegs entschieden. Der Glücksstern, der für Oesterreich bei Aspern aufgegangen war, senkte sich in der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) verbleichend wieder zum Untergange. Zwar entbrannte bei Znaym noch ein neuer Kampf (12. Juli), der aber ohne Entscheidung blieb, weil die Kunde von einem daselbst abgeschlossenen Waffenstillstande (12. Juli) ihn unterbrach.

Es blieb nun nichts weiter übrig, als die aufständischen Tyroler zu unterwerfen, und dazu sollte auch ein Theil der Division Rouyer mit helfen. Wir erhielten demnach am 22. Juli die Ordre, zunächst nach Salzburg zu marschiren. Ich muß gestehen, daß wir diesen Marsch eben nicht mit leichtem, frohen Herzen antraten; denn uns war bekannt, welchen Erfolg die frühern wiederholten Versuche zu diesem Zweck, unter der Anführung des Marschalls Lefebre, der Generale Baragnay d'Hilliers, Wrede, Arco, Deroi und der combinirten Franzosen und Bayern, gehabt hatten. Wäre auch unsere im Französischen Dienste stehende Tapferkeit zur Unterdrückung der biedern Tyroler eifriger gewesen, als sie in der That war, was hilft alle Tapferkeit, wenn der von ihr beseelte Heerhaufen in engen Thälern zwischen steilen Bergen eingeschlossen, jeden Augenblick gewärtig sein muß, von herabrollenden Granitmassen zermalmt zu werden. Von dieser Besorgniß wurde wenigstens das 6. Regiment befreit, denn als wir in Salzburg ankamen, erhielten wir Befehl, daselbst zu bleiben, weil der Aufstand sich von Tyrol auch in die Salzburgischen Gebirge verbreitet hatte, und sonach auch hier Maßregeln zur Unterdrückung desselben nöthig waren. Das S.-Sondershäusische Contingent war zur Besatzung der auf dem Nonnenberge gelegenen Citadelle von Salzburg, Hohen-

salzburg genannt, bestimmt. Wir hatten Ursache, uns zu dieser Bestimmung zu gratuliren, denn die Bayern und herzogl. Sächsischen Truppen, obgleich unter dem Commando des tapfern Lefebre, hatten viel zu leiden und erlitten in der Nähe von Brixen bedeutende Verluste.

Salzburg ist eine der interessantesten Städte, die ich gesehen habe, und seine Umgebung ist sehr pittoresk und eigenthümlich, so ist z. B. der südliche Theil der Stadt von einem natürlichen starken, aus lebendigen Felssteinen bestehenden Walle, welchen der Mönchsberg bildet, umgeben, und ein Thor, das Martinsthor, das aber jetzt verschlossen war, ist durch diesen Wall gebrochen und stellt ein 415 Fuß langes Gewölbe dar. Das flache Land war übrigens immer ruhig gewesen, aber im Gebirgslande waren in den vergangenen Monaten viele Unruhen und Aufstände, wenn auch nicht so heftige, wie in Tyrol, ausgebrochen, die nur durch Militairgewalt hatten unterdrückt werden können.

Ich war daher sehr erstaunt, als ich von dem in Salzburg commandirenden Französischen General Küster den Auftrag erhielt, mit einem Detachement von nur 35 Mann in dieses Gebirgsland zu gehen und die Entwaffnung desselben vorzunehmen. Aber der mir beigegebene Bayersche Commissair beruhigte mich mit der Versicherung, daß in den Salzburgischen Gebirgen jetzt Ruhe und Ordnung schon vollkommen hergestellt wären, und daß selbst die benachbarten Tyroler jetzt, nachdem sie von dem nahen Abschlusse des Friedens gehört, sich unterworfen und jeden Gedanken an fernern Widerstand aufgegeben hätten. Wir würden demnach weiter nichts zu thun haben, als die verschiedenen Amtsdistricte (Pflegen genannt) zu durchreisen, und die von den Pflegern eingeforderten Waffen in Empfang zu nehmen. So fand es sich auch, was den ersten Theil der Versicherung betrifft; man kam uns überall nicht nur nicht feindlich, sondern auch mit unverkennbarem Wohlwollen entgegen, und der frohsinnige Charakter dieser Bergbewohner, der jovialen Pongauer, Lungauer und Pinzgauer, trat an manchen Orten sogar in der Veranstaltung von Tänzen und kleinen Bällen hervor.

Unsere Reise ging bei dem schönen Lustschlosse Hellbrunn vorbei über Hallein, Golling, durch den merkwürdigen Paß Lueg

nach Werfen. Von da nach Radstadt, St. Johann, Taxenburg, Saalfelden, Zell am See, Mitterfill, Hopfgarten, Rattenberg und Zell im Zillerthale. Nirgends fanden wir den geringsten Widerstand; die Gewehre wurden willig abgeliefert, in Kisten gepackt und nach Salzburg geschickt. Nach geendigtem Geschäft wurden wir, d. h. ich, mein Lieutenant und der Commissair, von den Amtspflegern gut und freundlich bewirthet, so wie ebenfalls meine, bei den lustigen Bergbewohnern einquartierten Soldaten gut verpflegt wurden. Als ich mit meinem Commissair, der mich in seinen Wagen nahm, einen Abstecher nach Berchtesgaden machte, um daselbst den romantischen Bartholomäus- oder Königssee und das großartige Steinsalzbergwerk zu besehen, hatte man die Gefälligkeit, die große Grotte des letztern aufs Vollständigste zu erleuchten, und ich genoß das bunte, reizende Farbenspiel, welches die Salzkrystalle wie geschliffene Spiegel bildeten.

Wie konnte ich unter diesen Umständen befürchten, daß ich noch zuletzt einigen feindlichen Angriffen würde ausgesetzt sein? und doch war es so. Nachdem ich nämlich meine Rundreise vollendet und schon auf der ersten Etape meines Rückmarsches zwischen Zelle im Zillerthale und Mitterfill begriffen war, traf es sich, daß ich nach einem langen ermüdenden Marsche bei drückender Hitze in einem Dorfe Halt machte, um etwas auszuruhen. Die Leute lagerten sich vor einem kleinen Wirthshause, nachdem sie ihre Gewehre in Pyramiden aufgestellt und ich eine Schildwache dabei postirt hatte. Dann ging ich mit meinem Lieutenant in die Stube der Schenke, um einige Erfrischungen einzunehmen. Man hörte hier ein fernes einförmiges Brausen, und als ich mich nach der Ursache desselben erkundigte, erfuhr ich, daß es von dem merkwürdigen Krimmler Wasserfalle herrühre. Da bekam ich Lust, diese Merkwürdigkeit zu besehen, und sogleich bot sich mir ein Führer an. Als ich mir aber diesen Burschen besah, glaubte ich einen listigen heimtückischen Zug zu bemerken und gab mein Vorhaben auf. Eben waren wir im Begriff wieder aufzubrechen, als, wie aus den Wolken gefallen, ein starker Haufe Pusterthaler Insurgenten mit geschwärzten Gesichtern auf das Wirthshaus losstürzte, aus ihren Stutzen eine

Charge nach den Fenstern that, die Schildwache überwältigte, und von den aufgestellten Gewehren so viel in die Arme faßte, als sie in der Geschwindigkeit habhaft werden konnte. Das Alles war das Werk weniger Augenblicke, und die schwarze Bande verschwand ebenso schnell, als sie erschienen war, was sich leicht erklären ließ, denn ringsum war dichter Wald. Meine Soldaten, nachdem sie sich von ihrer Betäubung erholt hatten, machten einige Versuche, den Räubern nachzusetzen, ich rief sie aber zurück, denn die Dämmerung war schon eingetreten, und es mußte mir daran gelegen sein, mit meinem kleinen und nun großentheils unbewaffneten Häuflein aus dieser unsichern Gegend wegzukommen. Die Tyroler waren nämlich, was ich nicht wußte, während meiner Expedition neuerdings wieder aufgestanden, und die Pusterthaler, in deren Nähe ich mich befand, waren nicht die letzten gewesen, an diesem Aufstande Theil zu nehmen.

Mit der größten Vorsicht und Stille und immer gewärtig, in dem dichten Walde überfallen zu werden, vollendeten wir unsern Marsch und langten nach Mitternacht glücklich in Mitterfill an, wo wir Gelegenheit fanden, den Mangel an Gewehren nothdürftig durch die abgegebenen Landwehrmusketen zu ersetzen.

Diesen Unfall abgerechnet, muß ich gestehen, daß ich nie eine angenehmere Reise gemacht habe, als die eben angedeutete, und, was nicht immer der Fall ist, die Menschen mit ihrem treuherzigen, biedern Charakter und muntern Teperamente haben mir ebenso gefallen, als die malerische Gegend mit ihren reizenden Auen und Thälern und ihren theils mild, theils rauh und wild erhabenen Bergen mit ihren grünen Almen, Wasserfällen, steilen Felswänden und dergl. Es ist daher wohlgethan, daß Salzburg und Tyrol jetzt häufiger von Reisenden besucht wird, als früher der Fall war.

Als ich nach Salzburg zurückkam und dem General Küster meinen Bericht abstattete, war er zufrieden über das Resultat meiner Expedition, nur über den Verlust der Gewehre zuckte er die Achseln und gab mir die Lehre, künftig vorsichtiger zu sein; doch ließ er den Verlust ersetzen.

Zu unserm nicht geringen Befremden erhielt die Division Rouyer am 1. Septbr., also zu einer Zeit, wo wir nun bald

in die liebe Heimath zurückzukehren gedachten, den Befehl, nach Wien vorzugehen, gleichsam als wenn der Friede ohne unsere Dazwischenkunft nicht abgeschlossen werden könne. Unser Marsch ging über Ens, Amstetten, Ips und Mölk, dessen prächtige Benedictinerabtei wir bewunderten. Bei St. Pölten aber wurde das 6. Regiment nach dem etwa 3 Meilen rechts von der Hauptstraße gelegenen freundlichen Städtchen Wilhelmsburg detachirt, in welchem und dessen Umgegend wir einige Wochen in Cantonnirung lagen und gut verpflegt wurden. Erst am 21. Septbr. setzten wir die Richtung nach Wien fort, woselbst das ganze Regiment in das prächtige Palais des Grafen Razumowsky, des abgegangenen Russischen Gesandten, einquartiert wurde. Sämmtliche Officiere fanden daselbst sehr bequemes Logis und wurden von dem Castellan sehr splendid bewirthet. Die Soldaten lagen in den großen Gewächshäusern und erhielten von dem Kriegscommissariat ihre bestimmten Rationen geliefert.

Napoleon befand sich damals zu Schönbrunn und war damit beschäftiget, die in Wien liegenden Regimenter zu mustern. Nachdem die Reihe auch an unser Regiment gekommen, war er mit dessen Haltung ziemlich zufrieden, wenigstens sprach er keinen Tadel aus. Er schien sehr heiter und wohlgelaunt, unterhielt sich freundlich mit den Stabsofficieren und richtete auch an die Compagnieführer einige Fragen. So fragte er mich, ob und wo ich früher in andern Kriegsdiensten gestanden und, meine Gesichtsnarbe fixirend, bei welcher Affaire ich diese Wunde erhalten. Diese Musterung schien unsere einzige Bestimmung in Wien zu sein. Ich benutzte unsern kurzen Aufenthalt in Wien, um die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, unter welchen mich besonders die große Sammlung der anatomischen Wachspräparate der Josephinischen medicinisch-chirurgischen Akademie interessirten, und in Laxenburg bewunderte ich den großen, zwei Stunden im Umfange habenden Park und die neue gothische Franzensburg mit ihren, aus der ganzen Monarchie zusammengebrachten antiken Kunstseltenheiten.

Am 4. Octbr. trat die Division ihren Rückmarsch nach Linz an. Wir gingen . dem schönen romantischen linken Donauufer hin, welches sehr belebt war, weil eben die Obsternte gehalten

wurde, welche hier das ist, was am Rhein die Weinlese. Auch wird daselbst viel Wein, aber wie Obstwein oder Cider gepreßt, womit ich mir, die sauere Lectüre vom Pater Cochem, den ich bei meinem Quartiergeber in Linz vorfand, versüßte. Wir berührten auf diesem Marsche manchen merkwürdigen Ort, unter andern Dürrenstein mit einem schönen Schlosse des Fürsten von Starhemberg und den Ruinen eines andern Schlosses, worin Richard Löwenherz einst gefangen saß, ferner das romantisch auf einem Berge gelegene Maria-Taferl, einen berühmten von 100,000 Pilgern besuchten Wallfahrtsort.

Am 4. Nov. wurde unser Regiment von Linz an die Böhmische Grenze detachirt, um diese zu beobachten, weil die Böhmische Landwehr sich immer noch daselbst unruhig herumtrieb. Das Schwarzburgische Contingent stand zuletzt in Leonfelden, Neuweißenbach und Leimbach, wo wir gute Quartiere und wohlwollende Quartiergeber fanden, wie wir überhaupt die Gastlichkeit der biedern Oesterreicher nicht genug rühmen können. Man sah davon den Beweis auf den ersten Ruhepunkten unserer Märsche, wo die Soldaten das ihnen reichlich von ihren Wirthen mitgegebene Frühstück hervorzogen und behaglich verzehrten. Das sollte bald anders werden.

Der Frieden, von Wien benannt, war schon den 14. Oct. geschlossen worden; als wir daher am 17. Dec. die Ordre erhielten, nach Passau zu marschiren, glaubten wir auf dem Rückwege nach der lieben Heimath begriffen zu sein. In Passau angekommen, erhielt ich indeß die Weisung, die neuangelegte Napoleonsschanze zu besetzen, zu welchem Zweck? kann ich mich nicht mehr erinnern. Am 24. Dec. — (dieser verhängnißvolle Tag kommt nicht aus meiner Erinnerung), trat eine Ordonanz des Generals Rouyer zu mir und überreichte mir ein Schreiben mit der Weisung, es dem Obersten v. Egloffstein bei seinem Eintreffen sogleich zu übergeben. Es führte nämlich eine von Linz kommende Straße durch diese Schanze. Bald darauf traf auch der Oberst mit seinem Regimente (dem Herzogl. Sächsischen), von Linz kommend, hier ein, und ich befolgte meinen Auftrag. Hastig erbrach er die Ordre, that einen Blick in das unselige Papier und rief aus: Gott im Himmel! wir müssen nach

Spanien. Das war ein Donnerschlag aus heitrer Luft, der alle die schönen Hoffnungen und Träume von der baldigen Rückkehr in die liebe Heimath vernichtete. Spanien ist zwar auch ein Land, wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn; aber die spanischen Citronen und Orangen waren in den letzten Jahren mit so viel Blut begossen worden und davon so scharf und sauer geworden, daß sie jedem, der davon genoß, Bauchgrimmen verursachten, ja manchen ward übel, wenn sie nur davon hörten.

Aber was war zu machen? Der Soldat darf nun einmal seinen Weg nicht selbstständig wählen, er muß der Richtung folgen, die ihm gegeben ist, und so fügten wir uns endlich auch in das Unvermeidliche und machten wenigstens äußerlich gute Miene zu bösem Spiele, obwohl mancher heimlich die Faust in der Tasche ballen und den verdammten Napoleon zu allen Teufeln wünschen mochte.

---

7. Mein dritter Feldzug, — nach Spanien.

Sofort traten wir unsern Marsch über Regensburg, Ingolstadt, Heilbronn, Sinzheim ꝛc. nach dem Rhein an. In Mannheim, wo wir über den Rhein gesetzt werden sollten, mußten wir einige Tage liegen bleiben, weil der Strom zu stark mit Eis ging. In der Nacht vor unserm Uebergange desertirten einige und dreißig Mann von unserm Contingente und der General Rouyer war darüber toll und böse. Den armen Teufeln, die auf diese Art ihren Abscheu vor der Spanischen Reise an den Tag gelegt hatten, konnte aber ihre Fahnenflucht nichts helfen; denn sie wurden in der Heimath aufgegriffen, bestraft und nachgeschickt nach Spanien, wie denn dem Contingente überhaupt häufige Ergänzungen des starken Abgangs nachgeschickt werden mußten. Auf dem Französischen Ufer des Rheins angekommen, wo selbst unsere Fourgons von der Douane angehalten und visitirt wurden, setzten wir unsern Marsch über Speier, Landau, Weißenburg, Straßburg, Besançon, Dijon, Nuits (wegen seines vortrefflichen Weines berühmt), Chalons sur Saone, Maçon

bis nach Lyon fort. In Lyon wurden wir auf großen Kähnen eingeschifft, um schnell bis le Pont St Esprit transportirt zu werden, aber schon am zweiten Tage konnte diese Schifffahrt wegen des starken Eisganges nicht fortgesetzt werden, woraus man einen Schluß auf die Kälte machen kann, die wir damals selbst im südlichen Frankreich fanden. Von St. Andiol, wo wir eingeschifft worden, ging nun unser Marsch über Nismes, Lunel, Montpellier, Bezieres (das alte Biterrae), Narbonne bis nach Perpignan, wo wir am 8. März 1810 ankamen. — Hierauf stiegen wir auf der vortrefflichen Kunststraße die hohen Pyrenäen hinauf, und betraten bei der Grenzfestung Bellegarde am 8. März mit schweren Herzen die spanische Grenze, so daß wir vom 4. Oct. 1809, wo wir Wien verließen, über 8 Monate fast ununterbrochen auf dem Marsche waren, den ich als junger Capitain durchaus zu Fuße machen mußte.

Von den Merkwürdigkeiten, die mir auf dieser langen Reise aufgefallen sind, will ich bloß einige anführen. In Straßburg bewunderte ich das gigantische Gebäude des berühmten Münsters, mit seinem aus Quadersteinen erbauten Thurme (438 Par. F. hoch), also von keinem andern an Höhe übertroffen; auch besah ich in der Thomaskirche das schöne Grabmonument des Marschalls von Sachsen; und die daselbst befindlichen unverweslichen Leichname. — Lyon, auf einer am Zusammenfluß der Saone und Rhone gebildeten Halbinsel gelegen, von romantischen Berghöhen, schönen Gärten und Landhäusern umgeben, mit großen öffentlichen Plätzen und ansehnlichen Palästen versehen, macht schon durch den äußern Eindruck ihren Anspruch auf die zweite Stelle unter den französischen Städten geltend. Unter allen Städten, durch welche ich gekommen, hat mich aber am meisten Nismes interessirt, wegen der vielen römischen Alterthümer, welche diese alte Stadt enthält, worunter ein noch sehr gut erhaltenes Amphitheater, mit 120, in einer Doppelreihe übereinander gebauten Arkaden und einem Umfang von 1140 Fuß, den ersten Platz einnimmt. Die sogenannte Maison quarrée soll ein antiker Tempel der Diana sein. Ein anderes merkwürdiges Denkmal aus der Römerzeit, das man in der Nähe von Nismes findet, ist der unter dem Namen Pont du Gard be-

kannte, aus drei Reihen übereinander gethürmten Arkaden bestehende Aquäduct, welcher zu einer Höhe von 30 Klaftern aufsteigt, und deſſen unterſte Reihe von Arkaden jetzt bloß eine Brücke über den Gard bildet, während in frühern Zeiten das Waſſer in einer Höhe von 104 Fuß über den Thalgrund und den Fluß hinlief.

Auch Montpellier, wegen ſeines geſunden Klimas bekannt, hat einen prächtigen römiſchen Triumphbogen, durch welchen man zu dem ſchönen Platz Peron gelangt. — Bezieres hat eine ſo reizende Lage auf einer Anhöhe und die Umgegend iſt ſo fruchtbar, daß man ſich daſelbſt mit dem alten lateiniſchen Reime trägt:

Si Dii habitarent in terris,
Vellent habitare Biterris.

Vienne, wo ebenfalls viele römiſche Alterthümer ſich befinden, und wohin der Procurator Pontius Pilatus exilirt wurde, ſah ich nur in der Ferne, als wir daran vorbeiſchifften.

Ueberhaupt enthält das ſüdliche Frankreich ſo viele reizende Gegenden, ſo viele alte Kunſtdenkmale, ſo beträchtliche Reſte der alten franzöſiſchen Bonhommie, daß man ſich wundern muß, es nicht häufiger von Reiſeluſtigen beſucht zu ſehen. Leider gingen für uns viele dieſer Reize verloren, weil wir unſere Reiſe im Winter bei einem hohen Grad Kälte machen mußten, und auch in unſern Quartieren konnten wir uns nicht erwärmen, weil wir keine Oefen, ſondern nur ſchlecht eingerichtete Kamine daſelbſt vorfanden.

Was unſere Verpflegung in Frankreich betrifft, ſo erhielten die Soldaten ihre beſtimmten Rationen von Fleiſch und Brod von den Stadtbehörden geliefert; die Officiere aber bekamen Tafelgelder, 2, 3 bis 5 Franken täglich vom Lieutenant zum Staatsofficier hinauf. Die Officiere hielten ihre Mittags- oder Abendmahlzeit gemeinſchaftlich nach dem Eintreffen des Regiments in dem Etapenort, in deſſen beſtem Gaſthofe die Mahlzeit vorher durch den Quartiermacher beſtellt worden war. Die Portion mit Wein koſtete überall 3 Fr. Das Eſſen war aber in der Regel ausgezeichnet, namentlich der Braten und das Geflügel, in deſſen Mäſtung und Zubereitung die Franzoſen eine ausge-

zeichnete Geschicklichkeit haben. Ich habe oft in den französischen Küchen, die im südlichen Frankreich und in Spanien gewöhnlich den Eingang des Hauses bilden, die ungeheuer langen Bratspieße mit ihren liegenden Fleischpyramiden bewundert. Zuweilen werden diese Maschinen durch Hunde, die in Treträdern eingesperrt sind, in Bewegung gesetzt. — In Spanien war freilich von keinen Tafelgeldern die Rede und auch die Lieferung der Rationen war sehr unregelmäßig.

So waren wir denn in dem verhängnißvollen Spanien. Was wir zu erwarten hatten, zeigte sich gleich in der ersten Stadt, die wir betraten, in Junquera, wo von keiner Einquartierung und Verpflegung die Rede sein konnte, weil alle Häuser leer und verlassen waren, und wir auf dem harten Fußboden schlafen mußten.

Am 12. März trafen wir mit der ganzen Division Rouyer in Gerona ein und mußten vor der Stadt bivouakiren, weil diese Festung noch gar zu viele grausige Spuren der langen Belagerung an sich trug. Gerona, das alte Gerunda der Römer, war erst kurz vorher, am 10. Dec. 1809, von den Franzosen eingenommen worden. Bei der langen Belagerung dieser Festung hatten auch 2 Compagnien Schwarzburger, die i. J. 1808 nach Spanien abgegangen waren, unter dem Commando des Rudolstädtischen Obersten v. Brockenburg mitgewirkt. Der tapfere Spanische Commandant Don Mariano Alvarez hatte eine fast halbjährige Belagerung dieses keineswegs sehr festen Platzes ausgehalten, und war nur durch die äußerste Hungersnoth zur Uebergabe gezwungen worden. Diese Noth war so hoch gestiegen, daß man zuletzt zu den ekelhaftesten Lebensmitteln z. B. Ratten, die jedoch auch nachgerade selten und für ein Peseta (= 1 Franken) das Stück verkauft wurden, seine Zuflucht nehmen mußte. Die Belagerer hatten wegen des felsigen Bodens große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, denn die Brustwehren der Batterien und Sappen mußten theilweise von Sandsäcken, die am Flusse Ter gefüllt wurden, gebaut werden. Man versicherte uns, daß 2800 Mann vom Militair und 5000 Personen von den Einwohnern umgekommen wären. Als ein Curiosum mag hier noch angeführt werden, daß die Fran-

zosen unter den Kriegsgefangnen auch zwei Heilige in ihrem kostbaren Schmuck, nämlich die silbernen Bilder des heiligen Narciß und Donat nach Frankreich transportirten. Weil diese Bilder bei den Ausfällen vorgetragen wurden, so galten diese Heiligen für die geistlichen Anführer und Generäle der Besatzung. Nach diesen Vorgängen läßt sich denken, welches entsetzliche Bild der Zerstörung Gerona bei unserer Ankunft darbot.

Nachdem Auzereau, der Herzog von Castiglione, welcher jetzt, nachdem Gouvion St. Cyr abgegangen, in Catalonien das Commando führte, Musterung über uns gehalten, brach derselbe am 15. März mit der Division Souham und einem Theil der Division Verdier, im Ganzen 15,800 Mann stark, nebst 4 Batterieen und 500 Pferden auf, um einen starken Transport von Lebensmitteln nach Barcellona zu führen. Zwar erst kurz vorher, am 20. Januar, hatte der Marschall einen ähnlichen Transport von 2000 St. Vieh und zahlreichen Lebensmitteln dahin gebracht; aber ein Drittel davon nebst 2000 Mann von der Bedeckung waren verloren gegangen, weil man einen harten Kampf mit den Spaniern unter Campo Verde und Porta zu bestehen hatte. Unsere Division langte erst spät am Abend bei der kleinen, eben belagerten Festung Hostalrich an und wurde außer Schußweite auf die nahen Anhöhen postirt. Da keine Lebensmittel ausgetheilt wurden, so wußten sich meine Leute nicht anders zu helfen, als daß sie von der ihnen zum Nachtreiben übergebenen Schafheerde einige Sachse schlachteten und zubereiteten, wovon ich auch meinen Theil bekam.

Um seinen Truppen eine Unterhaltung zu gewähren, hatte der Marschall befohlen, das Castell beim Eintritt der Dunkelheit mit 150 Bomben zu bewerfen, deren hoher langsamer Flug durch die heitere Luft ein tragisch-schönes Schauspiel gewährte.

Der Convoi, aus 1000 meist zweiräderigen, schlecht bespannten Karren bestehend, mußte den Weg um das Castell bei finsterer Nacht zurücklegen, um dessen Feuer zu entgehen, und das Gros der Truppen folgte bei Tagesanbruch unter einer heftigen, doch wenig wirksamen Kanonade von Seiten des Forts. Bei weiterm Vorgehen fanden wir die Höhen auf beiden Sei-

ten des Thals der Tordera von bewaffneten Haufen besetzt. Als daher die erste Abtheilung der Colonne bei San Seloni angekommen war und Halt machte, um das Eintreffen der Wagen, die auffahren und füttern sollten, abzuwarten, fielen die bewaffneten Banden, von den Franzosen Brigands genannt, unter dem furchtbaren Geschrei: Caracho oder Carajo (Schwanz?) von beiden Seiten auf den Convoi und die Arrieregarde. Man mußte erst einige Anhöhen erstürmen, ehe es gelang, die Wagen auffahren zu lassen. Als bei der Fortsetzung des Marsches die Spitze der Colonne jenseits der steinernen Brücke über die Tordera in den langen Hohlweg einlenkte, der sich zwischen waldigen Gebirgen hinzieht, stürzte auf das gegebene Signal des Glöckchens einer hochliegenden Capelle neuerdings ein bewaffneter Haufen von beiden Seiten auf die Colonne, ein lebhaftes Feuer unterhaltend. Sonach mußten die Anhöhen wieder erstürmt werden. Der Oberst v. Egloffstein erhielt diesen beschwerlichen Auftrag und einige Compagnieen der Division Rouyer wurden verwendet, die Höhen zu erstürmen. Fortwährend mußten sich nun Seitenpatrouillen auf der Höhe behaupten, um den schwierigen Marsch der Colonne zu decken, und erst gegen Mitternacht rückte dieses Streifcorps, nicht ohne Verlust, mit dem Nachtrapp in das Lager bei Grenollers ein.

Dieselben Maßregeln mußten auch den folgenden Tag wiederholt werden. Fortwährend waren die abgeschickten Seitenpatrouillen im Gefecht und mußten wegen Ermüdung oft abgelöst werden. So erreichten wir endlich, erschöpft von dem dreitägigen beschwerlichen Marsch, die herrliche Ebene von Barcellona, wo die Truppen in die schönen Dörfer Saria, Garcia, Adraja ꝛc. in enge Cantonnirung verlegt wurden. Es war für uns ein ungewohnter Anblick, diese Orte bewohnt zu finden.

Barcellona hat eine bezaubernde Lage in einer amphitheatralisch von romantischen Bergen umgebenen Ebene. Diese Anhöhen enthalten zwischen reizenden Citronen- und Pomeranzen-Hainen wohlgebaute Dörfer und Landhäuser, auf welchen das Auge gern verweilt, und am Ufer des spiegelhellen Meeres hin läuft eine herrliche Promenade, die nach allen Seiten die schönste Aussicht gewährt. Die Stadt ist wohlbefestiget und wird über-

dieß von einer starken Citadelle und dem unbezwinglichen Felsenfort Montjui (Judenberg) vertheidigt. Die Wälle sind wie aus Stein glatt geschnitten und bieten einen imposanten Anblick. Demnach verdient diese Hauptstadt Cataloniens mit vollem Recht den Beinamen: die sehr schöne (la muy hermosa); aber sie ist nicht allein schön, sondern auch groß; denn sie hat fast eine deutsche Meile im Umfange und zählte i. J. 1803 130,000 Einwohner. Bauart und Reste alter Umfassungsmauern bestätigen, daß die Altstadt zwischen der Rambla*) (Thalgrund), dem Hafen und der neuen Promenade (el paseo nuovo), Karthagér und Römer bewohnten, und daß das jetzige Barcellona das alte nach Hamilkar Barcas benannte Barcina sei. Und diese starke Festung nahmen die Franzosen unter Duhesme ohne Schwertstreich in Besitz! Zwar verweigerte der tapfere Alvarez, der nachherige Commandant von Gerona, die Uebergabe des festen Montjuis, aber die gemessenen Befehle des verblendeten Friedensfürsten vereitelten auch diesen Widerstand. Auf eine ähnliche Art kam auch Figueras, ein Platz, der an Festigkeit und Widerstandskraft von wenigen übertroffen wird, in die Gewalt der fränkischen Freunde, die sich mit plumper List für Freunde der Spanier ausgaben, während Gerona, das eine schwache, und Saragossa, welches gar keine Festung ist, so viel Monate lang einen heldenmüthigen Widerstand leisteten.

Die so eben erwähnte Zufuhr von Lebensmitteln kam sehr erwünscht, denn der Mangel daran hatte sich in der letzten Zeit sehr fühlbar gemacht. Auch war die Bevölkerung von Barcellona, welche vor dem Kriege 130—150,000 Einwohner betragen hatte, durch die Flucht der Reichen und die Vertreibung der Armen auf 90,000 gesunken. Wohlgekleidete Damen sprachen uns oft in den Straßen der Stadt um ein Almosen an. Sogleich nach seiner Ankunft erließ Augereau eine Proclamation, worin den biedern Cataloniern die Vortheile geschildert wurden, welche ihnen die Verbindung mit Frankreich böte, und die entsetzlichen Folgen, welche durch ihren fernern Widerstand unvermeidlich würden herbeigezogen werden. Aber selbst die

*) Eine lange mit einem Spaziergang verbundene Straße.

Verbreitung dieſes Proclam's war nicht zu bewirken. Man ließ zu dieſem Zweck Gefangene los, aber dieſe zerriſſen das Papier faſt unter den Augen der Franzoſen mit den Zähnen. Sonach war an keine Ausſöhnung zu denken.

Einige Tage nach unſerer Ankunft wurde ein Theil der Diviſion Rouyer, darunter auch das 6. Regiment, zu welchem das Bataillon Schwarzburg gehörte, nach der Stadt verlegt, um die Garniſon zu verſtärken; unſer Regiment kam zu gleichem Zweck in die Citadelle. Nicht ſo gut wurde es dem Naſſauiſchen und den Herzogl. Sächſiſchen Regimentern, welche unter der Führung des Generals Schwarz mit 4 Kanonen nach Manreſa geſchickt wurden. Die Beſatzung dieſer Stadt ſollte nämlich die Verbindung decken, welche zwiſchen der Diviſion Souham, die nach Tarragona hin bei Valls und Reus ſtand, und zwiſchen der am Ebro und Segro ſtehenden Diviſion Suchet zu Stande kommen ſollte, aber nicht dazu kam, weil Odonell ſich ſo zu benehmen wußte, daß die Abſichten der Franzoſen vereitelt wurden. Unſere guten Landsleute hatten täglich mit den bewaffneten Landleuten zu fechten, ſo daß ihre Munition bald verſchoſſen war, und dieſem Mangel auch nicht gründlich durch einen von Barcellona eingetroffenen Transport abgeholfen wurde, weil ein Theil davon verloren ging, ſo daß der brave Schwarz ſich genöthigt ſah, die Orgelpfeifen zu Kugeln einzuſchmelzen und das Pulver bei nächtlicher Weile aus einer ziemlich entfernten Pulvermühle zu holen. Als indeß eine ſpaniſche Diviſion unter dem Oberſten Roviera am 3. April bei Manreſa angekommen war, und Schwarz zu capituliren aufgefordert wurde, ſo verſprach er zwar dies zu thun, wenn in einigen Tagen kein Erſatz ankäme, aber er zog es vor, ſich durchzuſchlagen, nachdem er gehört hatte, daß der Entſatz, der ihm zukommen ſollte, durch Odonells Truppen angegriffen und zerſtreut worden wäre. Mit ungeheuern Anſtrengungen und großen Verluſten von 2000 Mann brachte Schwarz nur 1000 zurück, welche die Ehre genoſſen, in einem Tagesbefehl mit großen Lobeserhebungen ausgezeichnet zu werden.

Während unſere guten Deutſchen Kampfgenoſſen ſo viel leiden mußten, hatten wir in der Citadelle weiter nichts zu thun,

als die Wachen zu beſetzen, Runden und Patrouillen zu machen und andern leichten Dienſt zu verrichten.

Da Napoleon um dieſe Zeit den Entſchluß gefaßt hatte, Catalonien für immer mit Frankreich zu vereinigen, ſo bereitete ſich eine Feierlichkeit vor, wodurch dieſer Act ſanctionirt und verherrlicht werden ſollte. Der 7. April war zu dieſer Feierlichkeit beſtimmt. Der Kanonendonner aus allen Werken kündigte ſchon früh das Feſt an; die ganze Garniſon, die Generalität und ſämmtliche Civilbehörden verſammelten ſich auf dem Platze vor dem Palaſt des Generalcapitains und von da ging der feierliche Zug nach der Kathedrale, wo die Huldigung vor ſich ging. In den Augen der Catalonier war aber all' dieſer Pomp nichts anderes, als eine lächerliche Farce und ſelbſt der, auf einem Schimmel reitende, prachtvoll herausgeputzte Marſchall wurde mit dem lauten Rufe verhöhnt: el tambor mayor! Dieſer Ruf war um ſo verletzender, da Augereau wirklich früher Tambourmajor bei einem Ausländer-Regiment in Spaniſchen Dienſten geweſen. — Auch uns, die wir Spalier bilden mußten, kam die ganze Feierlichkeit wie eine Komödie vor und ſelbſt die feierliche Meſſe, wobei die Franzöſiſche Regimentsmuſik einen Teufelslärm machte, gewann ganz das Anſehn eines Theateractes.

Aber ſchon am vierten Tage nach dieſer Feierlichkeit ſah ſich Augereau gezwungen, Barcellona zu verlaſſen, denn ſeine detachirten Corps waren durch Odonells Thätigkeit nach Barcellona zurückgedrängt und die Diviſion Souham hatte bei Villafranca de Panadez beträchtliche Verluſte erlitten. Das nach Gerona zurückkehrende Corps beſtand aber nur aus 12,000 Mann. Dieſer Marſch war ſehr beſchwerlich, denn die Wege waren grundlos und viele Pferde und Maulthiere blieben liegen. Selbſt die vor des Marſchalls Wagen geſpannten Maulthiere konnten in der Nähe von Hoſtalrich nicht weiter gebracht werden, und meiner Compagnie war die traurige Ehre zugedacht, dieſen Wagen die ganze Nacht hindurch zu bewachen und im Fall der Noth gegen die ſog. Brigands zu vertheidigen, wofür ich und mein Lieutenant uns bezahlt zu machen ſuchten, indem wir den Wagen, nach Mundvorrath ſuchend, durchſtöberten, aber wei

ter nichts fanden als etwas Weißbrod und eine Tafel Chocolade. Der Hunger war nämlich in der ganzen Colonne sehr groß; zwar hatten die Leute in Barcellona auf 3 Tage Zwieback erhalten, aber die Portionen waren so klein, daß sie schon am ersten Marschtage aufgezehrt waren und für die beiden andern Tage nichts übrig blieb. Dieser Hunger verleitete unsere erste Compagnie in der Nacht, wo ich mit der zweiten bei einer Kutsche Schildwacht stehen mußte, eine Marketenderbude im Lager bei Hostalrich zu plündern, und die bösen Diebe waren dabei so listig zu Werke gegangen, daß sie, ungeachtet der strengsten Untersuchung am andern Morgen, nicht entdeckt wurden. Daß wir auf diesem Marsche von den bewaffneten Cataloniern wieder stark beunruhiget wurden, versteht sich von selbst.

In der Nähe von Gerona angekommen, bezog ein Theil der Truppen ein Lager im Walde bei La Tiona, von wo sie nach verschiedenen Orten, zur Unterhaltung der Communication, detachirt wurden. Das 6. Regiment kam nach Ridelotz und Banola, wo kurz vorher ein Westphälisches Bataillon durch einen Ueberfall fast aufgerieben worden war, daher wir die größte Vorsicht und Wachsamkeit beobachten mußten, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen. Fortwährend sahen wir auf den gegenüber liegenden Bergen den Rauch von den Lagern der Insurgenten aufsteigen, und da wir angewiesen waren, die Verbindung mit dem französischen Posten zu Besalu zu unterhalten, so kamen unsere Patrouillen oft in Gefahr, aufgehoben zu werden.

Als wir am ersten Mai abgelöst wurden und nach Puente mayor bei Gerona in Garnison kamen, wurde ich von einer heftigen Ruhr befallen, welche mich sehr entkräftete; ich erholte mich jedoch wieder in San Coloma, welches einer von den wenigen nicht von den Einwohnern verlassenen Orten war, die ich in Catalonien gefunden; es war daselbst sogar eine Miqueletscompagnie formirt, welche des Nachts mit unsern Soldaten die Wache bezog und Streifpatrouillen machte.

Am 15. Mai wurde Augereau, mit dem Napoleon unzufrieden war, durch Macdonald, Herzog von Tarent, abgelöst. Augereau's letzte Erfolge waren der endliche Fall von dem Felsenneste Hostalrich und die Einnahme von Lerida. Aber er

hatte durch seine an Grausamkeit grenzende Strenge die Wuth der Catalonier zum äußersten Grad aufgereizt. Jeder, der mit den Waffen ergriffen wurde, verfiel dem Strange, und auch Geistliche im priesterlichen Ornate schmückten zuweilen die Schandsäule des Galgens. In Puente mayor bei Gerona sah ich eine lange Reihe solcher Hängmaschinen mit ihrem Schmucke. Ein begnadigter Gefangener hatte hier das Amt des Henkers übernommen und es in seiner Kunst zu einer besondern Fertigkeit gebracht, indem er von den Schultern des einen Delinquenten auf die des andern sprang und darauf gleichsam herumtanzte.

Macdonald, ein Mann von schönen humanen Gesinnungen, suchte durch Milde und strenge Kriegszucht zu bewirken, was sein Vorgänger durch Härte nicht hatte ausrichten können, und er würde wahrscheinlich mehr ausgerichtet haben, wenn die Wuth der Catalonier nicht schon so sehr entflammt gewesen wäre und nicht Napoleon hinter ihm gestanden hätte, der verhaßter als der Teufel selbst war. Diese Wuth glich einem brennenden Feuer, das, einmal angefacht, immer heftiger auflodert, und am wenigsten durch sanfte Mittel gelöscht werden kann. Mit wenigen Ausnahmen wurden alle in die Hände dieser fanatischen Menschen fallenden Feinde an den Bäumen der Landstraße aufgehängt oder angenagelt, oder auf die grausamste und schamloseste Weise verstümmelt.

Die Sterblichkeit nahm indeß, besonders unter den Deutschen Truppen, immer mehr zu, wovon die Ursache leicht begreiflich ist, wenn man an die unaufhörlichen Strapazen, die langen Märsche unter brennender Sonnenhitze, die schneidende Kälte der Nächte, das Liegen auf dem kalten Fußboden verwüsteter Quartiere oder feuchten Kirchen, die mangelhafte, oft unterbrochene Verpflegung, den Genuß ungesunden Trinkwassers und unreifen Obstes und an viele andere Beschwerden denkt. Da in Catalonien die Communicationswege sehr schlecht waren und selbst häufig die Brücken fehlten, so mußten die erhitzten Soldaten, bis an den Gürtel entkleidet, auf ihren Märschen die eiskalten Gebirgsströme durchwaten und die unberittenen Subalternofficiere mußten entweder dasselbe thun oder sich hinübertragen lassen. Die gewöhnlichsten Krankheiten waren ruhrartige Diarrhöen, Nerven- und Faulfieber,

Augenentzündung und Krätze. Die letztere, sonst nicht tödtlich, wurde es durch die verkehrte Behandlung der französischen Aerzte, die dafür keinen andern Rath wußten als Tisane und Purganzen. Auch einer meiner Lieutenants, ein Herr v. Ziegeler, starb an dieser Behandlung im Lazarethe. Eine andere Plage war die Unmenge des Ungeziefers, sowohl des fliegenden und hüpfenden, als des kriechenden. Die stechenden Mücken, eine Art von Mosquitos, beunruhigten unsern Schlaf nicht weniger als die vielen Flöhe, vor welchen man sich oft gar nicht retten konnte. Als ich einst in eine verlassene Lagerstelle trat, die von meinen Leuten eingenommen werden sollte, wurden meine weißen Pantalons auf einmal ganz schwarz von diesem Ungeziefer. Selbst in verlassenen Feldlagern fand sich dasselbe im Freien. — Seit dem in den ersten Tagen des August erfolgten Abmarsche Macdonalds aus Obercatalonien war die Lage der dort zurückgelassenen schwachen Truppentheile durch des Feindes unaufhörliche Alarmirungen und Ueberfälle, so wie durch Mangel an Lebensmitteln, Lagerstroh u. dergl. und die aufs höchste gestiegene Hitze sehr peinlich und fast unerträglich geworden, und die Hospitäler vermochten den unerhörten Zuwachs von Kranken nicht zu fassen, so daß man einen Theil derselben nach Perpignan zu schicken beschloß. Demnach ging am 26. August ein Transport von 80 Wagen mit Kranken und Verwundeten, unter welchen sich auch unser guter Major Schumann mit vielen Schwarzburgern befand, nach Perpignan ab, und kam ungehindert bis an das jenseits Bascara gelegene Fort, das Kreuz von Fallinas genannt. Hier aber brach ein vom Obersten Luis de Creest gelegter Hinterhalt hervor, warf sich auf das Convoi und auf die armen Kranken, die mit Zusammenraffung aller Kräfte vergeblich Rettung suchten. Die Bedeckung mit Allem, was sich zur Wehr setzte, wurde niedergemacht, die Wagen angezündet und die unglücklichen Kranken, deren Zetergeschrei durch die Luft tönte, lebendig verbrannt. Der Gesammtverlust bei diesem Vorfall wurde auf 473 Mann, 60 Wagen und gegen 80 Lastthiere angegeben. Unser alter Major und der Meiningische Hauptmann v. Donop retteten sich in der Verwirrung auf ihren

Pferden, welche, an die Wagen gebunden, mit geführt worden waren.

Solche Gräuelſcenen kamen damals nicht vereinzelt vor, ich enthalte mich aber, fernere Beiſpiele von der Wuth und Rachſucht der Catalonier anzuführen. Zur Abwechslung lieber etwas Heiteres.

Im Juni waren wir erſtaunte Zuſchauer von der Begehung eines eigenthümlichen Nationalfeſtes, das, wie man uns ſagte, in ganz Catalonien gefeiert wird. Eine koloſſale Figur im orientaliſchen Coſtüme, wohl gegen 15 Fuß hoch, bewegte ſich unter lärmender Muſik durch die Straßen und verweilte auf den öffentlichen Plätzen, um eine Art von pantomimiſchem Tanz aufzuführen, an welchem auch verſchiedene Thierfiguren, Löwen, Bären, Kameele, Affen, Greife vorſtellend, Theil nahmen. Die Hauptfigur war gebildet aus leichten, mit Seidenſtoffen umhüllten Latten, in deren innerm Raume ein ſtarker Mann ſtak, der die Bewegung leitete. Die Thiere wurden auf ähnliche Art durch zwei Perſonen bewegt, welche die Vorder- und Hinterfüße erſetzten.

Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß dieſes Feſt zum Andenken an die Vertreibung der Mauren gefeiert würde. Ich wunderte mich indeß, wie der ernſte Spaniſche Charakter ſich mit ſolchen Poſſen befreunden könne und zwar in dem Grade, daß man ſelbſt in der jetzigen bedrängten Zeit ſie nicht vergeſſe. Vielleicht brachte die Spaniſche Phantaſie die Vertreibung der Mauren mit der bald zu hoffenden Vertreibung der Franzoſen und ihrer Alliirten in Verbindung, welche Hoffnung in Betreff der letztern auch ſofort, wenigſtens zum Theil realiſirt wurde.

Ich komme nun zu der unglücklichen Kataſtrophe, wodurch die Auflöſung der Diviſion Rouyer d. h. der Deutſchen Regimenter herbeigeführt und unſerm Feldzug in Spanien ein Ziel geſetzt wurde.

Am 2. Auguſt erhielt der Franzöſiſche Brigade-General Schwarz, der ſich durch ſeinen Rückzug von Manreſa ſo ausgezeichnet hatte, Befehl mit 1500 Mann von der Diviſion Rouyer aufzubrechen, um 4000 Mann Neapolitaner, welche bisher in der Stellung um La Bisbal, die Seeküſte des Amburdan zu

schützen, bestimmt waren, abzulösen. Die schwachen Reste des s. g. Fürstenbataillons (bataillon des princes), welches schon i. J. 1808 formirt worden war, wurden mit der Division vereinigt, und der bisherige Commandeur dieses Bataillons, der Oberst v. Brockenburg, übernahm an Heringens Stelle das Commando über unser Regiment. Ich wurde mit einer Abtheilung nach Palamos detachirt, um die dortige Seeküste zu bewachen. Aber von einem hitzigen Katarrhalfieber befallen, wobei ich mich einem Spanischen Arzte anvertrauen mußte, wurde ich abgelöset, und später als Reconvalescent nach St. Feliu mit einem Detachement gesendet. Aber auf dem in der drückendsten Hitze vollzogenen Marsch dahin erhitzte ich mich so, daß ich bei meiner Ankunft daselbst kein lautes Wort reden konnte, und bald darauf mein Fieber zurückkehrte. Um diese Zeit starb auch mein erster Lieutenant Müncherode, ein kräftiger junger Mann, wie denn die kräftigsten Personen fast immer zuerst hinweggerafft wurden.

Die Stellung des Generals Schwarz wurde indeß immer kritischer, weil sein Corps sich mit jedem Tage durch bösartige Krankheiten verminderte. Er hatte daher wiederholt bei dem Oberbefehlshaber von Obercatalonien, dem General Baragay d'Hillier, um die Erlaubniß nachgesucht, sich mehr zu concentriren, aber sie nicht erhalten. Odonell, von der Schwäche unserer Position unterrichtet, schiffte sich indeß in Tarragona ein und landete, gedeckt von zwei englischen Fregatten, am 6. Sept. bei Blanes und Mataro. Hierauf wurden von einer englischen Flotille 200 Mann bei Bragur ans Land gesetzt, welche die von 31 Mann und 2 Geschützen besetzte Küstenbatterie wegnahmen, während Palamos und meine Stellung in St. Feliu durch eine Recognoscirung beunruhiget wurde. Wegen meines fortdauernden Krankseins wurde ich hierauf wieder abgelöset, und ich ging nach La Bisbal zurück, wo der gute Schwarz mich freundlich empfing, mir Erfrischungen bot, zugleich aber die Nothwendigkeit vorstellte, in der er sich befände, mich mit den andern Kranken nach Gerona transportiren zu lassen. Das war mir gar nicht recht, denn ich kannte das Gefährliche unserer Stellung nicht in ihrem ganzen Umfange, und der Aufenthalt an der Meeresküste

des Amburdan ſchien mir angenehmer, als das Garniſonleben in dem verpeſteten Gerona. Es half aber nichts; ich wurde mit einem ſtarken Transport Kranker in die Feſtung zurück gebracht, und es nimmt mich noch jetzt Wunder, daß dieſer Transport, der nur eine ſehr kleine Bedeckung hatte, nicht aufgehoben wurde.

Nachdem nun Odonell am 14. Sept. mit bedeutender Uebermacht die verſchiedenen detachirten Poſten des Generals Schwarz eingeſchloſſen und ihnen den, auf La Bisbal als Sammelplatz angewieſenen Rückzug abgeſchnitten hatte, umzingelte er am 15. mit ſeinen Truppen die ganz offne Stadt, deren ehemaliges biſchöfliches Gebäude Schwarz mit ungefähr 350 Mann, worunter aber viele Kranke ſich befanden, und einem Geſchütz beſetzt hatte. Der brave General, der ſich leicht hätte zurückziehen können, wenn er ſeine Detachements im Stich gelaſſen, vertheidigte ſich hier bis zum Abende dieſes Tages, wo er jedoch, nach tapferer Gegenwehr und nach einem Verluſt von etwa 50 Todten und Verwundeten, die ihm wiederholt angetragene Capitulation annahm, vermöge welcher er ſich und ſeine Mannſchaft als Kriegsgefangene ergab, und wonach die Officiere ihre Degen und Equipage und die Gemeinen ihre Torniſter behalten ſollten. Im Laufe dieſes Tages hatten ſich auch die übrigen Poſten zu Blagoſtra, Tornella-Mongri, Bragur, Palamos und St. Feliu nach heftigem Widerſtand zu ergeben genöthigt geſehen. Es wurden hierauf am 16. die 900 Köpfe ſtarken Gefangenen, nachdem ſie vertragswidrig auf die ſchonloſeſte Weiſe völlig ausgeplündert worden waren*), nebſt 18 eroberten Geſchützen zu Palamos nach Tarragona eingeſchifft, von da nach den baleariſchen Inſeln und ſpäter nach England gebracht.

Unter den Getödteten befand ſich auch der Capitain Sternkopf von unſerm Contingente und der liebenswürdige Major v. Watzdorf, Commandeur des Reuß. Contingents, welcher an dieſem Unglückstage von Gerona gekommen war, um ſich vor

*) Die Spanier mochten wohl hier nach dem in der römiſchen Kirche geltenden Grundſatze handeln, daß man Ketzern ein gegebenes Verſprechen nicht zu halten brauche.

seinem Abgange in die Heimath mit seinem Nachfolger zu besprechen.

Als ich in Gerona ankam, wurde ich bei einem Geistlichen einquartiert, der mir ein Zimmer anwies, das weder Kamin noch Fenster hatte, die letztern ersetzte jedoch mein Wirth durch Papier, als die Kälte eintrat. Er war übrigens ein guter Mann, der sich oft mit mir freundschaftlich unterhielt, indem wir beide das Lateinische radebrechten.

Meine Krankheit hatte sich in ein kaltes Fieber verwandelt, das bei der schlechten Pflege und den schlechten Nahrungsmitteln schwer zu beseitigen war. Wenn ich indeß dadurch vor den bösen endemischen Fiebern, welche damals die Garnison von Gerona decimirten, bewahrt wurde, so konnte ich wohl zufrieden sein. Dem wackern Weimar'schen Regimentsarzte, Dr. Mirus, der mich in dieser Krankheit behandelte, bin ich viel Dank schuldig.

Bei dieser Abnahme der Festungsgarnison kam Gerona eines Tages in Gefahr, überrumpelt zu werden. Es war nämlich von dieser schwachen Garnison ein Detachement einem großen von Figuera kommenden Convoi zu dessen Deckung entgegen gesendet worden, welchen Umstand der mit den Einwohnern im Einverständniß stehende Feind zu einem Angriff zu benutzen gedachte. In diesem kritischen Augenblicke mußten alle Reconvalescenten und selbst Kranke die Waffen ergreifen, und wer weiß, was erfolgt wäre, wenn nicht der Transport, dessen Bedeckung alle feindlichen Angriffe glücklich zurückgeschlagen hatte, im rechten Momente in Gerona eingetroffen wäre.

Auch von den Landungen der Engländer an der schwach besetzten Küste drohte Gefahr. Deswegen mußte eine bewegliche Colonne, bestehend aus einer Abtheilung des Herzogl. Sächsischen und aus den Ueberresten des 6. Regiments, dessen Commando der Oberst v. Hering wieder übernommen hatte, unter der Anführung des letztern nach dem Meeresufer aufbrechen, wo sie sich mit einer Abtheilung Franzosen vereinigte. Die überraschten und abgeschnittenen Engländer verloren bei dieser Gelegenheit 200 Mann an Gefangenen.

Im Monat October ſtieg die Sterblichkeit zu einem ſo hohen Grade, daß dadurch die Aufmerkſamkeit der Franzöſiſchen Regierung erregt wurde. Ein Muſterungsinſpector mit Geſundheitsbeamten (officiers de santé) wurde von Paris abgeſchickt, und bei der am 18. Oct. angeſtellten Muſterung fand ſich unter den Ueberreſten des 6. Regiments faſt kein einziger ganz Geſunder und bei dem Herzogl. Sächſiſchen nur noch 27 Dienſtfähige. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch ich als dienſtunfähig bezeichnet und zur Rückkehr nach Deutſchland ermächtiget.

Der Garniſondienſt in Gerona war wegen der immer ſteigenden Unſicherheit äußerſt beſchwerlich. Selbſt das Schlachtvieh konnte nur unter militairiſcher Bedeckung auf die nahe Weide vor der Stadt getrieben werden. Wer ohne eine ſolche ſich einige tauſend Schritte vom Thore entfernte, gerieth in Gefahr, einem feindlichen Hinterhalte in die Hände zu fallen. Dieſes Geſchick hatte unter andern der Coburg. Lieutenant Günther, der ſpurlos verſchwand. Welches entſetzliche Elend unter den armen Einwohnern herrſchte, läßt ſich leicht denken.

Endlich kam mit dem Befehle zum Abmarſche nach Frankreich der Tag der Befreiung. Am 23. Jan. 1811 brachen die Deutſchen Truppen mit Ausnahme der Regimenter von Naſſau, Würzburg und Berg, welche in Spanien verbleiben mußten, nach Perpignan auf, wohin auch der kranke General Rouyer vorangegangen war. Aber ſelbſt an dieſem glücklichen Tage noch kam ich in große Gefahr. Ich hatte in Gerona einen ſchlechten zweiräderigen Karren bis Figueras für 100 Fr. gemiethet, worauf mehrere kranke Officiere ziemlich eng zuſammengepreßt ſaßen. Da nun die Wege grundlos waren, ſo gerieth der Marſch der Colonne ſehr häufig ins Stocken. In einer ſolchen unerwünſchten, länger als gewöhnlich dauernden Pauſe verließ unſer Fuhrmann das Pferd, den Zügel deſſelben einem der Officiere übergebend, um zu ſehen, woran der Aufenthalt liege. Der des Wagenlenkens wahrſcheinlich unkundige Krieger hielt aber das Pferd zu ſtramm an, ſo daß unſer Karren in Rücklauf kam und mit ſeiner Ladung in ein ſeitwärts der Straße befindliches tiefes Loch ſtürzte, ſo daß das Pferd über uns zu liegen kam. Da indeß der weiche Grundſchlamm des Erdloches uns aufnahm, ſo

kamen wir wunderbarer Weise ohne bedeutende Verletzungen davon. Ich raffte mich auf, wollte aber meinen Mantelsack, der eine bedeutende Geldsumme enthielt, nicht im Stiche lassen, und versuchte mit dieser schweren Last auf der Schulter der Colonne, die indeß eine bedeutende Strecke vorgerückt war, so schnell ich laufen konnte, zu folgen. Im Begriff, vor Erschöpfung niederzusinken, fand mich einer meiner guten Cameraden, der berittene Capitain Münch, der mich auf sein Pferd nahm, und mich nach Figueras führte, wo die Colonne in tiefer Nacht eingetroffen war. Aber die Folge dieses Unfalls war, daß mein Fieber, das mich fast ganz verlassen hatte, mit erneuter Heftigkeit zurückkehrte.

In Perpignan benutzte ich die Erlaubniß, in die liebe Heimath zurückkehren zu dürfen, indem ich mich auf meine Kosten in die Diligence setzte und bis Straßburg fuhr, wurde aber auf dieser Fahrt pünktlich alle zwei Tage vom Fieber geschüttelt. Von Straßburg kehrte ich auf den gewöhnlichen Etapenwegen nach Sondershausen zurück, wo ich in der Mitte des Februars 1811 sehr erschöpft ankam.

Die schwachen Ueberreste des 5. und 6. Regiments, d. h. die Contingente von Anhalt, Lippe, Schwarzburg, Waldeck und Reuß kamen als Besatzung in die Hafenstädte Collioure und Port-Vendre; das Herzogl. Sächsische Regiment erhielt dagegen die, ebenfalls am mittelländischen Meere gelegene Stadt Agde vorläufig zum Aufenthalte angewiesen. Als ostensibler Grund dieser Maßregel wurde die Beschützung der Küste gegen englische Landungen angegeben. Vorzüglich aber mochte Napoleon dabei die Absicht haben, daß in dem dortigen gesunden Klima die entkräfteten Deutschen Truppen sich bei guter Verpflegung erst etwas erholen möchten, bevor sie in ihre Heimath kämen, damit sie durch ihr übles, gespensterhaftiges Ansehn keinen gar zu übeln Eindruck auf die Deutsche Bevölkerung machten. Von unsern 3 Compagnien starken Contingente, das mehrmals bedeutende Ergänzungen erhalten hatte, kehrten nur circa 45 Mann zurück.

In Sondershausen angekommen, wurde ich von meinen lieben Freunden und Bekannten sehr freundlich aufgenommen, aber ich

hatte die Folgen des Spanischen Feldzugs noch lange zu fühlen, denn ich mußte mich fast ein Vierteljahr mit meinem Fieber schleppen und der Arzt hatte viel zu thun, die viele China, die ich verschluckt und noch zuletzt auf dem Postwagen in der Angst meines Herzens trocken geleckt hatte, aus den verstopften Gefäßen wieder fortzuschaffen. —

Als ich wieder hergestellt war und mich so ziemlich erholt hatte, fand ich viel zu thun mit der Aushebung, Formation und Organisation unsers Militairs, das ja bis auf kleine Ueberreste selbst seinen Stamm und seine Cadres verloren hatte. Ich war nämlich durch die Gnade des Fürsten zum Major ernannt und hatte an der Stelle des alten kränklichen Majors Schumann das Commando unsers Contingents übernommen.

---

8. Vierter Feldzug.

Am 18. Febr. 1812 vermählte ich mich mit der ältesten Tochter des würdigen Geheimerath v. Weise, Victoria, unter der vollen Zustimmung und Zufriedenheit ihrer Eltern. Es wurde mir aber nicht so gut, die schönen Flitterwochen und Honigmonde der Ehe zu genießen, denn schon hatten sich am politischen Horizonte drohende Gewitterwolken zusammengezogen, die den Ausbruch eines neuen Kriegssturmes verkündigten, der aber diesmal nicht im warmen Süden, sondern im kalten Norden sich austoben sollte. Bald kam auch die von der rechten Hand Napoleons, von Berthier nämlich, geschriebene Marschordre an, und schon am 20. Febr. 1812 mußten wir aufbrechen, zwar nicht nach Moskau oder Petersburg, sondern vor der Hand nach Hamburg, wo sich die sämmtlichen Rheinbundstruppen versammeln und unter der Aufsicht des französischen Generals Cara St. Cyr gehörig organisirt, armirt und eingeübt werden sollten. Denn mit unserer Armirung sah es wieder sehr schlecht aus, weil fast alle guten Gewehre in Spanien zurückgeblieben waren. Der General, der übrigens bei der Musterung seine Zufriedenheit zu erkennen gab, konnte demnach nicht umhin, das Bataillon Schwarzburg mit 614 neuen Gewehren zu versehen. — Ich erhielt das

Commando über das ganze Bataillon, weil der Rudolstädtische Oberst v. Brockenburg in Folge des Unglückstags bei La Bisbal sich noch in Englischer Gefangenschaft befand. Aber über das Commando des Regiments, das übrigens wie früher aus den Contingenten von Schwarzburg, Waldeck und Reuß zusammengesetzt war, erhob sich ein heftiger Streit zwischen einem mit seinem Contingente eingetroffenen jungen Prinzen von Reuß und dem ältern Oberst v. Hering, indem jener auf seine Fürstenwürde, dieser auf den verjährten Besitz des besagten Commandos provocirte. Cara St. Cyr mußte endlich einschreiten und entschied den Streit zu Gunsten des alten Obersten, der, wenn er gewußt hätte, daß er aus diesem Feldzuge nicht zurückkehren würde, wohl nicht so eifrig für sein vermeintliches Recht gestritten hätte.

In Hamburg wurden wir eben nicht mit gastfreundlichem Wohlwollen aufgenommen; überall starrten uns mürrische, mit dem Ausdruck der innern Unzufriedenheit bezeichnete Gesichter entgegen. Außer Logis und Bett wurde weiter nichts gereicht. Man konnte es auch im Grunde den guten Hamburgern nicht verdenken, wenn sie von dem Druck der vielen fortdauernden Einquartierung ermüdet waren. Auf die Ehre, jetzt zur großen Nation zu gehören, schienen sie eben kein besonderes Gewicht zu legen, und sie machten ihr Recht als Französische Bürger nur geltend, wenn es galt, ungebührliche Forderungen ihrer Einquartierung abzuweisen. Was den guten Hamburgern besonders lästig fiel, war die Französische Douane, die äußerst streng gehandhabt wurde, so daß fast niemand zum Thore einpassiren konnte, ohne einer peinlichen Visitation ausgesetzt zu sein. Es gab damals auch weibliche Douaniers, von welchen die Weiber am Thore visitirt wurden, und selbst anständige Damen mußten es sich gefallen lassen, von diesen weiblichen Spürhunden bis aufs Hemd untersucht zu werden. Dennoch wurde der Schmuggel sehr schwunghaft betrieben und der Speculationsgeist war Tag und Nacht geschäftig, die Luxaugen der Französischen Schnüffler zu täuschen. Auch die Soldaten brachten, wenn sie vom Exerciren kamen, manches Pfund Kaffee und Zucker in ihren Tornistern glücklich durch die Thore, und selbst die Officiere machten sich

kein Gewissen daraus, Dänische Damenhandschuhe, sie auf ihrer Brust tragend, einzuschwärzen. — Von der großartigen Handelsthätigkeit Hamburgs habe ich damals bloß einen verbleichenden Schatten gesehen.

Der General Cara St. Cyr war übrigens sehr artig gegen die Deutschen Officiere; er zog sie nicht nur zuweilen zur Tafel, sondern hielt auch an bestimmten Tagen Soirees, zu welchen jeder Officier Zutritt hatte.

Von den Merkwürdigkeiten Hamburgs und seiner Umgebung, die ich damals in Augenschein nahm, will ich nichts sagen; denn sie sind durch die jetzigen Eisenbahn-Verbindungen uns allen so nahe gekommen, daß sie jeder leicht in Augenschein nehmen kann.

Am 1. Juni machte mir meine liebe Gattin die Freude, mich in Hamburg zu besuchen, weil sie voraussetzte, daß unser Aufenthalt daselbst noch länger dauern würde. Wir hatten indeß schon Befehl erhalten, am folgenden Tage abzumarschiren, aber nicht nach Osten, sondern nach Westen zur Besetzung der Küsten und Inseln von Ostfriesland und der Nordsee, um den möglichen Landungen der Engländer vorzubeugen und ihrem schwunghaft betriebenen Schmuggelhandel Einhalt zu thun.

Unser Marsch, auf welchem mich meine Frau begleitete, ging über Bremen, wo ich das Rathhaus mit seinem berühmten Weinkeller (der Rose) und den Bleikeller mit seinen unverweseten Leichnamen besah, Oldenburg, Leer, Aurich. In Leer wurde unser Regiment von dem Divisionsgenerale Puthod, der das Commando über die sämmtlichen Besatzungstruppen führte, gemustert, und derselbe sprach seine Zufriedenheit mit unsern Leistungen aus. — In Leer trennte sich das 2. Bataillon und der Regimentsstab, welcher Gröningen zur Garnison erhielt, von uns Schwarzburgern. Ich mit dem Staabe des 1. Bataillons blieb in Aurich, von wo eine Menge von Abtheilungen abgingen, um verschiedene Küstenpunkte, Emden, Esens, Norden ꝛc. und die Inseln Borkum, Norderney, Juist, Baltrum, Langeroog, Spikeroog, Wangeroog zu besetzen.

Unser Aufenthalt in Ostfriesland, der sich bis zu Ende des Sommers verlängerte, war nicht unangenehm. Die Einwohner waren freundlich und wohlwollend gegen uns gesinnt; es zeigten

sich in ihnen noch viele Spuren von der alten Friesischen Biederherzigkeit, wie sich denn auf den Inseln auch noch Reste von der alten Friesischen Sprache finden. Sie sind, oder waren damals wenigstens theilweise noch sehr wohlhabend; man findet Districte, namentlich in der Gegend von Neuschanz und Winschoten, wo die Bauern massivgoldene Löffel besitzen. Das Land ist fruchtbar, namentlich an der Seeküste, deren nördlicher Theil das Harlingerland, ein fettes und äußerst fruchtbares Marschland, enthält. Man gewinnt der See nach und nach beträchtliche Landstrecken ab, indem man die künstlichen Dämme (Deiche), nachdem die Fluth fruchtbaren Schlamm angeschwemmt, weiter hinaus rückt und die Räume zwischen den alten und neuen Dämmen, Polder genannt, anbaut. Doch hat das Meer in frühern Zeiten auch viel Land verschlungen. Zwischen Spikeroog und Wangeroog befindet sich die sogenannte Offenbalge, so genannt von dem versunkenen Kirchdorfe Otzum. So entstand im 13. Jahrhunderte der 1½ Meile breite Dollart, ein großer Meerbusen, der an die Stelle einer (1277) vom Meer verschlungenen ansehnlichen Landstrecke mit 33 Kirchdörfern getreten ist.

Später hatte eine beträchtliche Stadt, Torum genannt, dasselbe Schicksal. Auch im Jahde-Busen sollen viele versunkene Ortschaften liegen.

Zu Katwik sieht man bei niederer Fluth die Grundmauern eines römischen Schlosses, Haus der Brotonen genannt, welches ehemals den Ausfluß des Rheins dominirte.

Im Jahr 1424 gingen mehrere Inseln, die sich am Ausfluß der Maas gebildet hatten, mit 7 Dörfern unter. Der Ort, wo diese Dörfer standen, heißt Biesbosch (Schilfwald).

Der Zuidersee ist zur Römerzeit aus einem Landsee entstanden, welcher Flevo hieß. Zu derselben Zeit gab es 23 Inseln in der Nordsee; jetzt zählt man nur noch 16.

Man muß alle Achtung vor der Rührigkeit der Niederländer haben; sie haben sich gleichsam den Boden geschaffen, worauf sie wohnen, welcher, als die alten Bataver und Friesen sich daselbst niederließen, großentheils nur Sumpf war, und sie müssen diesen Boden fortwährend gegen die Wuth des anstürmenden Meeres vertheidigen. Wenn man bedenkt, daß die Italiener ihr

von der Natur so sehr begünstigtes Land theilweise veröden und unbewohnbar werden lassen, so läßt sich leicht die Frage beantworten, was aus den Niederlanden in kurzer Zeit werden würde, wenn sie von einem solchen indolenten Volke bewohnt wären. Aber wie gesagt, die kräftigen und intelligenten Niederländer vertheidigen sich nicht nur mit Erfolg gegen das eroberungssüchtige Meer, sondern sie gewinnen ihm auch beträchtliche Eroberungen ab. In diesen Tagen haben sie ein wahres Wunderwerk zu Stande gebracht, nämlich die Austrocknung des Harlemer Meeres, dessen Umfang 10 Meilen betrug. — Ich habe mich nicht enthalten können, diese kurzen Notizen mitzutheilen, um auf das Interesse aufmerksam zu machen, das dieses in seiner Art einzige Land für einen denkenden Reisenden haben muß.

Wir standen in diesen Quartieren ziemlich ruhig und unangefochten. Nur auf der Insel Spikeroog versuchten die Engländer in der Nacht vom 25. zum 26. Juli eine Landung und einen Ueberfall des daselbst befindlichen, mit 4 Sechspfündern besetzten kleinen Forts. Der Angriff wurde aber von der Besatzung unter dem Commando eines alten Französischen Artillerieofficiers und des Lieutenants v. Soden von unserm Contingente glücklich zurückgeschlagen.

Die anerkennende Belohnung dieses tapfern Widerstandes blieb auch nicht aus. Der Lieutenant v. Soden erhielt den Orden der Ehrenlegion, welcher ihm vom Commandanten des Departements Gombard auf dem Marktplatze zu Aurich am 25. Sept. umgehangen wurde, während die ganze Garnison zu dieser feierlichen Handlung paradirte.

Ich hatte mehrmals Gelegenheit, die anmuthige Lage dieses Landes zu bewundern, indem ich zuweilen die ganze Küste bereisete, um meine Posten zu inspiciren. Auf der obern Fläche der Dämme hinreitend, hatte ich auf der einen Seite die schönen Auen des Uferlandes mit seinen netten Landhäusern, auf der andern das weite Meer, welches in den Perioden der heranbrausenden Fluth einen wahrhaft majestätischen Anblick gewährte. Die äußere sehr sanft aufsteigende Böschung der Deiche ist mit Binsen- oder Strohflechten belegt, an welchen sich die empörten Wogen leicht brechen, wie der aufbrausende Zorn an dem weichen

nachgiebigen Charakter seines Antagonisten. Gefährliche Feinde dieser Dämme sind Mäuse, Ratten und Maulwürfe.

Am 18. Sept. ging ich mit meiner Gattin über Leer, Winschöten nach Gröningen, um mich mit unserm Obersten zu besprechen, und hatte daselbst Gelegenheit, den schönen Marktplatz mit seinem im edeln Style erbauten Rathhause und die äußerst auffallende Holländische Reinlichkeit und Eleganz zu bewundern. Unsere Rückreise ging über Delfzyl und den Dollart, — die erste Schifffahrt, die ich machte. Zu Lande machten wir die Reise auf den Canälen, mit welchen das Land überall durchschnitten ist und dort das sind, was die Chausseen anderwärts. Die Schiffe (Treckschyten) werden von Pferden gezogen.

Aber im Anfange des Octobers erreichte dieser angenehme Aufenthalt sein Ende. Wir sollten doch noch etwas, wenigstens von dem letzten hochtragischen Acte des Russischen Kriegsdramas zu genießen bekommen.

Unser Marsch ging auf demselben Wege, den wir gekommen waren, nach Hamburg zurück. Meine liebe Gattin gab mir noch eine Strecke Weges das Geleite und ging dann in der Gesellschaft zweier andern Damen, die mit ihr im gleichen Verhältniß waren, mit schwerem Herzen in die Heimath zurück.

In Hamburg mußten wir neuerdings vor Cara St. Cyr die Musterung passiren; dann ging die Reise weiter über Möln, wo Eulenspiegel begraben liegt, Neubrandenburg, Stettin, wo ich zu meiner Freude meinen würdigen Schwiegervater antraf, Cörlin, Cöslin, Stolpe, Lauenburg nach Danzig, wo wir den 13. Nov. eintrafen. — Die famose Reise von Stolpe nach Danzig machten wir in den ersten beiden Tagen unter beständigem Regen, so daß ich in Neustadt in einem Zustande ankam, der mich verhinderte, von der gastfreundlichen Aufnahme des edeln Grafen Keyserling gehörigen Gebrauch zu machen; den dritten Tag war Frost eingetreten, ohne deswegen den Weg, wegen der gefrornen Ungleichheit des Bodens, angenehmer zu machen, obgleich diese erste Kälte zu der spätern Russischen sich verhielt, wie ein Zwerg zum Riesen.

Von Danzig ging unser Marsch über Dirschau, wo wir die Weichsel passirten, über Marienburg, den alten Sitz der

Hoch- und Heermeister, Elbing, Frauenburg, in deren hochliegendem Dom Copernicus begraben liegt, nach Königsberg, wo wir am 20. Nov. eintrafen. Hier erfuhren wir, daß alle nachziehenden Deutschen Truppen unter den Oberbefehl des daselbst befindlichen Generals Loison gestellt wären. Dieser drang darauf, daß jedes Contingent noch einen Fourgon anschaffen sollte, um warme Kleider, Schuhe und Lebensmittel mitzuführen, weil in dem verödeten Rußland nichts von dergleichen Bedürfnissen zu finden sei. Der gute Mann hatte demnach noch keine Ahnung davon, daß die große französische Armee schon seit einem Monate sich im vollen Rückzuge befinde., Da die anzuschaffenden Gegenstände nicht gleich bei der Hand waren, so wurden Contracte mit einem jüdischen Banquier geschlossen, der die Besorgung übernahm, und von jedem Contingent mußte ein Officier zurückbleiben, um diesen Transport, wenn er fertig wäre, nachzubringen.

Bei unserm Abmarsche von Königsberg wurde uns eine sehr beträchtliche Kriegskasse mitgegeben, die auf einige und zwanzig Schlitten gepackt war, und deren Transport uns viel zu schaffen machte. Unser Weg ging über Labian, Tilsit, Johannisberg und am 2. Dec. bei Kowno (Kaune) über den Niemen.

Wir hatten somit Litthauen betreten, eine Landschaft, in Vergleich mit welcher die schlechteste und ärmste in Deutschland ein Paradies zu nennen war. Die Wohnungen sind gewöhnlich aus über einander gelegten, unbehauenen Baumstämmen, in welche kleine, die Fenster vorstellende Einschnitte gemacht sind, aufgeführt. Der Weg zur Wohnstube geht durch den Viehstall, dessen Bewohner Schweine, Hühner und Gänse sind, welche die Demarcationslinie zwischen Stall und Stube nicht immer beobachten. Ein großer Backofen, der mit keinem Schornstein in Verbindung steht, nimmt einen großen Theil des Zimmers ein, und dient zugleich zur Lagerstelle für diejenigen Hausgenossen, welche nicht im Stalle schlafen. Wenn dieser Ofen des Morgens geheizt wird, dringt der Rauch, der keinen andern Abzug hat, in die Stube, deren Thür geöffnet wird, und die Bewohner derselben setzen sich, so lange das Feuer brennt, auf niedrige Fußschemel, um sich wenigstens etwas der Einwirkung des Rau-

ches zu entziehen. Sind kleine Kinder da, so hängt neben dem Backofen an einer biegsamen Stange, die an der Stubendecke befestigt ist, ein hölzerner Kasten oder eine Mulde, welche die Stelle der Wiege vertritt und leicht auf- und abwärts bewegt werden kann. Ich habe mehr als einmal das Vergnügen gehabt, in diesen lieblichen Wohnungen zu übernachten. An Speck ist in diesen Logis selten Mangel, aber häufig an Brod. In Kowno fanden die Officiere jedoch leidliche Quartiere. Unsere Soldaten mußten jedoch zwei Nächte in einem großen verlassenen Klostergebäude, das weder Thüren noch Fenster hatte, campiren und die armen Leute wußten sich vor der heftigen Kälte nicht anders zu schützen, als daß sie Feuer in den Cellen anzündeten.

Am 5. Dec. gegen Mittag brachen wir von Kowno auf, uns mit der Hoffnung schmeichelnd, bald Wilna zu erreichen und einiger Ruhe nebst besserer Pflege theilhaftig zu werden. Die Kälte stieg indeß zu einem hohen, fast unerträglichen Grad und es war gut, daß mich meine Leute von Zeit zu Zeit auf meine weiße Nase oder erfrornen Ohren aufmerksam machten, da ich dann durch Auflegen von Schnee schnell den bösen Folgen vorbeugte. Leider hatte ich mit den meisten Officieren es unterlassen, mir wärmende Kleidungsstücke und namentlich eine warme Mütze anzuschaffen, und der unbequeme große Dreimaster auf dem Kopfe hatte nicht die Eigenschaft, das Gesicht und die Ohren vor der schneidenden Kälte zu schützen. Abends 9 Uhr kamen wir in dem Dorfe Romisey an, aber nicht um daselbst zu übernachten, sondern nur bis nach Mitternacht auszuruhen. Zum Glück fanden die Officiere ein warmes Unterkommen und einige Erfrischungen bei einem Juden. Aber wir kamen hier fast in Gefahr zu verbrennen, weil die Ofenwand von dem überheizten Ofen Feuer fing; und als wir nach einigen Stunden wieder ins Freie kamen, war die Kälte um so empfindlicher. Gegen 10 Uhr des Morgens langten wir in dem Dorfe Zyzmory an, doch auch hier genossen wir nur einer kurzen Ruhe und setzten todtmüde unsern Eilmarsch weiter fort. — Ich ging fast immer zu Fuß, weil man reitend Gefahr lief, die Füße zu erfrieren.

Schon auf unsern frühern Märschen waren uns häufig einzelne Französische Officiere und Soldaten begegnet, jetzt wurden diese Begegnungen häufiger, ganze Trupps eilten an uns schnellen Schritts vorüber. Wir hätten gern gefragt, woher sie kämen, wo und wie sich die große Armee befände, aber ihr finsteres Ansehn verrieth sogleich, daß sie nicht gelaunt wären, sich in ein freundliches Gespräch einzulassen; auch schienen sie große Eile zu haben.

Auf unserm letzten Marsche von Zyzmory über Ewe nach Ryconty, wo wir das Ziel unseres russischen Feldzugs erreichten, machten sich zuerst die traurigen Folgen der Kälte, der mangelhaften Verpflegung und der übermäßigen Anstrengung fühlbar. Viele Soldaten erlagen der Entkräftung, oder schliefen ein und erfroren, wenn sie einen Augenblick ruhen wollten. Es war unmöglich, die Leute ferner zusammenzuhalten.

In Ryconty angelangt, suchte jeder, so gut es gehen wollte, nach einem Unterkommen und wir waren nicht wählerisch, denn wir bedurften der Ruhe. Ich für meine Person fand endlich nach langem Suchen die Ruine eines Gewölbes, wo ein Licht brannte. Aber die Gegenstände, welche von diesem Licht erleuchtet wurden, waren eben nicht einladend; es waren kranke und erfrorene Franzosen, welche auf dem Boden herum lagen. Dennoch schlief ich vor Müdigkeit bald ein. Aber nicht lange hatte ich der Ruhe genossen, als die Trommel wirbelte und zum Aufbruch rief. Es war von Wilna ein Courier angelangt, mit dem Befehl an unsern Obersten, die mitgeführte Kriegskasse sogleich unter einer hinlänglichen Bedeckung nach Kowno zurückzusenden. Ich erhielt den Auftrag, mit dem 1. Bataillon diesen Befehl auszuführen, während der Oberst mit dem zweiten bald in das nahe Wilna einzurücken hoffte.

Mit Anbruch des Tages trat ich den Rückmarsch nach Zyzmory an, wo ich, nachdem die nöthigen Sicherheitsanstalten für die Geldschlitten getroffen waren, endlich in einem ziemlich guten Quartiere mich eine ganze Nacht hindurch der Ruhe überlassen konnte, mich aber sehr wunderte, als man mir am andern Morgen versicherte, daß Napoleon in einem Schlitten hier durch ge-

gangen sei. Nun erst wußten wir, was wir vorher bloß vermuthet hatten, daß die große Armee im Rückzuge begriffen war.

In Kowno fanden wir bloß noch das Bataillon Lippe, und es war noch Platz genug, um meine erschöpften Soldaten in die Häuser einzuquartieren.

Ich selbst fand mit sämmtlichen Officieren des Bataillons ein leidliches Unterkommen bei einem Juden, und unsere Gesellschaft wurde bald vermehrt durch einen Französischen Officier mit erfrorenen Händen, schwarzer Nase und blauen Ohren, welcher uns viel von den Jammerscenen des Französischen Rückzuges erzählte, von welchen tragischen Scenen uns bald ein kleines Nachspiel vor die Augen treten sollte.

Am folgenden Tag, den 10., traf auch das zweite Bataillon in Kowno ein, es hatte aber noch größere Verluste erlitten, als das erste. Seine vier Compagnien waren in den wenigen Tagen bis auf 60 Mann zusammengeschmolzen. Endlich am 11. Dec. Morgens brauste die große französische Retirade heran und strömte wie eine wilde trübe Fluth durch die Thore der Stadt. Von geordneten und geschlossenen Reihen, oder irgend einem Commando war keine Spur vorhanden; alle Disciplin hatte aufgehört, die Officiere waren mit den Gemeinen, die Reiter mit dem Fußvolk vermischt, und fast an allen sah man mehr oder weniger die auffallenden Wirkungen der Kälte. Die Meisten waren ohne Waffen, die Reiter ohne Pferde und die Wenigsten hatten Schuhe, deren Stelle Pelzfetzen und Tuchlappen, die um die Füße gewickelt waren, so gut es gehen wollte, vertraten. Generale gingen mit dem Torniſter auf dem Rücken und gemeine Soldaten sah man nicht selten in reichen Uniformen einherschreiten. Viele stolzirten auch in den feinsten indischen Shawls oder in kostbaren Zobelpelzen, und andere dagegen gingen in zerrissenen oder halb verbrannten Mänteln und Kleidern.

Nach dem Einrücken in die Stadt zerstreute sich diese ungeordnete Masse nach allen Seiten in kleinern Trupps, welche mit Gewalt in die verschlossenen Häuser einbrachen und die Magazine plünderten. Da aber nur die Wenigsten in den Häusern ihr Unterkommen finden konnten, so wurden in den Straßen und auf dem Marktplatze, selbst in der Nähe der Pulverwagen, große Bivouakfeuer

angezündet und niemand bekümmerte sich um die möglichen Folgen dieser Unordnung, die sich bald zeigten, als in der Nacht Feuer ausbrach, das jedoch unter Mitwirkung der wenigen bewaffneten Mannschaft diesmal wieder gelöscht wurde.

Am 12. verdoppelte sich die Menschenmasse und die Unordnung stieg. Die Magazine, welche reichlich versehen waren und den Bedürfnissen der halbverhungerten Menge hätten abhelfen können, ließen sich nicht gegen die andringende Ungeduld der Soldaten vertheidigen; die am vorigen Tage angefangene Plünderung wurde fortgesetzt, und die betrunkenen Soldaten lagen ohne Bewußtsein an den Straßenfeuern, die sich stets mehrten, so daß es ungewiß ist, ob mehr von den Unglücklichen verbrannt oder erfroren sind.

Welche Macht liegt doch in der Noth, wenn sie einen gewissen Grad erreicht hat zur Auflösung aller Bande des Gehorsams und der Ordnung. Sind das dieselben Menschen, fragte ich mich, welche früher wie Drahtpuppen auf das Commando ihrer Vorgesetzten sich bewegten und auf den leisesten Wink derselben sich ohne Murren den Feuerschlünden des Feindes entgegenstürzten? Darf eine Regierung sich wundern, wenn bei ähnlichen Nothständen die ihr untergebene Bevölkerung aus den Schranken der langgewohnten Ordnung herausgetrieben und veranlaßt wird, zu den verbotenen Mitteln der Selbsthülfe zu greifen? Freilich wird dadurch der Nothstand nur erhöht, wie hier durch die Plünderung der Magazine; aber in solchen Tagen wirkt nicht die verständige Vorstellung, sondern nur der unwiderstehliche Trieb der Selbsterhaltung. —

Wie groß die Unordnung an diesem Tage in Kowno war, geht unter anderm auch daraus hervor, daß, während die meisten Cavalleristen unberitten waren, viele herrenlose Pferde in den Straßen herumliefen. Einige derselben wurden von meinen Leuten aufgefangen und mir zugeführt, ich behielt davon jedoch nur einen schönen Goldfuchs und führte ihn mit bis Gumbinnen zurück, wo ich erfuhr, daß sein Eigenthümer der König von Neapel wäre, worauf ich ihn sogleich an denselben zurückgab.

Es wäre uns erwünscht gewesen, wenn wir auf dem fernern Rückmarsche einen Vorsprung vor diesen ungeordneten

Massen, dem traurigen Reste der großen Armee, hätten gewinnen können. Es war aber schwierig, die Bespannung für unsere Geldschlitten aufzutreiben, und so mußten wir uns gedulden, bis Alles in Bereitschaft war.

Indeß war die Nacht angebrochen, erleuchtet von den Bivouakfeuern, die in allen Straßen brannten, und von den Feuersbrünsten, die in verschiedenen Theilen der Stadt entstanden, ohne daß jemand daran dachte, sie zu löschen. Im Gegentheil steckten die Franzosen, die keinen Platz an den Straßenfeuern finden konnten, die Häuser selbst absichtlich an, um sich zu erwärmen.

Eine schrecklichere Nacht als diese, vom 12. zum 13. Dec., habe ich nicht erlebt. Dennoch schlief ich, nachdem ich mich Gott befohlen, einige Stunden ganz ruhig, auf die Gefahr hin, entweder zu verbrennen, oder mit den Pulverwagen in die Luft zu fliegen. — Endlich, nach Mitternacht, langte die Ordre zum Aufbruch an. Schnell raffte ich zusammen, was ich von meinen Leuten auftreiben konnte, schritt über die vielen todten Menschen und Pferde, die in den Straßen herumlagen, nahm meine Schlitten in Empfang, kam aber vorerst nicht weiter, als bis zur Brücke, die über den Niemen führt. Denn jenseit des Flusses geht die Straße, die uns angewiesen war, über eine nicht unbedeutende Anhöhe, und mehrere Bagagewagen, sowie auch einige Kanonen, welche diese Höhe nicht erklimmen konnten, waren stehen geblieben und versperrten die Passage. Mit vieler Mühe gelang es uns endlich, die Mitte des Berges zu erreichen; hier war es aber unmöglich, weiter vorzudringen; nicht einmal das zweite Bataillon, welches die zweite Hälfte der Schlitten, und zwar gerade die mit Gold beladenen, zu transportiren übernommen hatte, konnte sich mit uns vereinigen, weil sich unzubewältigende Hindernisse dazwischen geschoben hatten. So mußten wir uns denn entschließen, den übrigen Theil der Nacht hier zu bivouakiren, um unwillkürlich Zuschauer eines großen Feuerwerks zu sein. Ganz Kowno stand in Flammen, welche den weiten Himmel mit langen blutrothen Streifen umzogen. Als endlich der Tag anbrach, hatten wir eine andere Noth, denn die gierigen Franzosen machten Miene, unsere Schlitten zu plündern, und nur mit Mühe konnten unsere Soldaten ihre Angriffe abwehren,

doch gingen dabei einige Schlitten verloren. Als es zuletzt am späten Morgen gelungen war, die vor uns liegenden Hindernisse zu beseitigen, befahl mir der Oberst abzumarschiren, um nicht die noch hinterwärts befindliche Marschcolonne aufzuhalten und ihn mit dem zweiten Bataillon im nächstgelegenen Dorfe abzuwarten.

Nach einem zweistündigen Marsche zeigte sich ein solches Dorf und ich ließ die Schlitten anhalten, um, wie der Oberst befohlen, die Ankunft des zweiten Bataillons abzuwarten; aber in diesem Augenblick ritt ein französischer Officier auf uns zu, der sehr barsch befahl, die Schlitten sogleich wieder in Bewegung zu setzen, und da sich derselbe als der Fürst von Neufchatel zu erkennen gab, so mußten wir wohl gehorchen. Auf diese Art blieb das Regiment auf dem ganzen Rückwege nach Königsberg getrennt. Der Fürst, der uns so zornig anließ, mochte wohl denken, daß wir in dem seitwärts der Straße liegenden Dorfe die Ankunft der Russen abwarten wollten, um ihnen das Geld in die Hände zu spielen.

Um diese Zeit hörten wir eine starke Kanonade nach der Gegend von Kowno hin. Das Regiment Anhalt-Lippe, welches die Retirade decken sollte, hatte, wie wir später erfuhren, bei dieser Gelegenheit einige Verluste erlitten. Dem Capitain Barkhausen war durch einen Kartätschenschuß ein Fuß zerschmettert worden, worauf er, um nicht in feindliche Gefangenschaft zu gerathen, seinem Leben mit einem Pistolenschuß ein Ende machte. Unser zweites Bataillon hatte indeß auch die ihm anvertraute Kriegskasse verloren. Weil die Schlitten, wegen der schlechten Vorspann, sehr langsam gingen und den Marsch der Colonne aufhielten, hatte der König von Neapel, um zu verhindern, daß das Geld in die Hände der Feinde falle, den Befehl ertheilt, die Geldfässer abzuladen und preiszugeben. Es läßt sich denken, mit welcher Gier nun die Franzosen über das Geld herfielen, und daß die Deutschen bei dieser Gelegenheit auch einige gute Griffe thaten, kann man ihnen nicht verdenken. Auch unser guter Oberst kam dabei nicht zu kurz. Zuletzt kam es bei dieser Plünderung zu argen Rippenstößen zwischen den Deutschen und Franzosen und der Streit hätte blutig ablaufen können,

wenn sich nicht die Kosaken mit ihren auf Schlitten gebundenen Kanonen in der Ferne gezeigt und durch einige Schüsse Frieden unter den Geldgierigen gestiftet hätten.

Der Tag endete für uns nicht viel besser, als er begonnen hatte. Wir mußten in Marianpol in einer leeren Scheuer campiren, denn alle Wohnungen waren schon überfüllt von Franzosen und an den Hausthüren fand man die Namen der Marschälle, der Brigaden und der Armeecorps, die darin wohnen sollten, was freilich wie eine Satyre aussah. Diese Stolzen, welche die Welt erobern wollten, mußten sich jetzt mit elenden Litthauischen Hütten begnügen. Ich habe mit eignen Ohren gehört, daß ein Officier, als er in die warme Stube einer solchen Hütte trat, ausrief: Ah c'est ici le paradis! so relativ sind unsere Begriffe und Gefühle von Wohlsein (comfort).

Da wir die kalte Scheune schon um 3 Uhr des Morgens verließen, um unsern Marsch fortzusetzen, so gelang es uns, einen Vorsprung vor der großen Masse zu gewinnen, und wir trafen über Gumbinnen, Insterburg, Tapiau, wo wir gute Quartiere fanden, am 20. Dec. in Königsberg ein, wo sich mein Bataillon am folgenden Tage mit dem ebenfalls eintreffenden 2. Bataillon wieder vereinte. Aber leider bestand unser Regiment nur noch aus schwachen Trümmern. So waren wir denn fast 3 Monate in ununterbrochener Bewegung gewesen und hatten damit nichts ereilt als ungeheure Verluste, erfrorne Glieder und Auflösung. — Aber noch war unsere Prüfungszeit nicht zu Ende; die Nachwehen des Russischen Feldzugs dauerten länger als der Zug selber.

In Königsberg statteten wir, der Oberst v. Hering und ich, dem Marschall Ney Bericht ab über die Ereignisse beim Transport der Kriegskasse und er schien zufrieden mit meinem Benehmen, wodurch wenigstens ein Theil dieser Kasse war gerettet worden, konnte aber auch den Obersten nicht tadeln wegen des Verlustes des größern Theils, weil dieser sich auf den Befehl des Königs von Neapel stützen konnte. Der Marschall äußerte: sein Kaiser würde sich bald von dem Unfalle, den ihm nicht die Russen, sondern die Elemente zugefügt, wieder erheben;

„car“ fügte er mit pathetischer Stimme hinzu: les ressources de la France sont inépuisable.“

Wir blieben bis zum 4. Jan. 1813 in Königsberg und der Zweck dieses Aufenthalts von 14 Tagen, der bei dem Nachrücken der Russen auffallend scheinen konnte, mochte wohl nothwendig sein, theils um den erschöpften Truppen etwas Zeit zur Erholung zu gönnen, theils die Nachzügler zu sammeln, besonders aber um die Disciplin wieder herzustellen und die verschiedenen Truppentheile zu organisiren. Die Reste der Deutschen Regimenter wurden dem 10. Armeecorps einverleibt; wir kamen unter das Commando des Brigadegenerals Devilliet, welcher meinen Lieutenant, v. Soden, zu seinem Adjutanten ernannte.

Am 4. Jan. traten wir unsern Marsch nach Danzig an, von dem Vortrab der Russen verfolgt, die indeß keinen ernsten Angriff wagten, weil jetzt die Corps wieder etwas organisirt waren. Doch waren wir immer auf unserer Hut. So nahm am 7. die Brigade eine Position auf dem Kapitelsberge bei Frauenburg, zog aber am 9. Nachts um 1 Uhr wieder ab.

Als wir am 13. schon in der Nähe von Danzig waren, erhielt die Brigade Ordre, wieder rückwärts über die Weichsel zu gehen, um Vorpostendienst zu thun. Mein Bataillon kam bei Schöneberg zu stehen und mußte bei einem hohen Grad Kälte im tiefen Schnee eine ganze Nacht bivouakiren. Doch rückten wir schon am 14. in Danzig ein.

Einige Tage nach unserer Ankunft wurde die Division Marchand, zu der wir gehörten, nach dem Holm, ein an der Weichsel liegendes Festungswerk, beordert, aber schon am 19. gingen wir von da ab, um in der Umgegend von Stolzenberg Vorpostendienst zu thun. Dieser Dienst war sehr beschwerlich und wurde für unsere armen Leute wegen der sich mehrenden Kranken fast unerträglich. Oft mußten sie 48 Stunden bei schneidender Kälte, Wind und Schneegestöber solche Wachtdienste thun, und waren, wenn sie endlich abgelöset wurden, ganz steif und erstarrt. Auch fielen häufig kleine Gefechte mit den Kosaken vor.

Am 25. Jan. erschienen auf den zu unserm Rayon gehörigen Vorposten Zigankenberg 2 Russische Parlamentaire, die

Grafen Muschkin Puschkin und Suchteln, unter dem Vorwande, einen Auftrag an den Gouverneur Rapp auszurichten, wohl aber vorzüglich in der Absicht, die Deutschen Officiere mit ihren Truppen zum Abfall zu verleiten. Denn sie ließen, während sie des Gouverneurs Antwort erwarteten und sich sehr freundlich mit uns unterhielten, in dieser Beziehung manchen nicht undeutlichen Wink fallen. Natürlich erhielten sie sowohl von dem Französischen Gouverneur, als von den Deutschen Officieren einen abschläglichen Bescheid.

---

9. Russische Gefangenschaft.

Am 4. Febr. erhielt unser Oberst den Befehl, eine Recognoscirung gegen Rankau hin vorzunehmen. Er raffte zu diesem Zweck zusammen, was zunächst bei der Hand war, und brachte eine Truppe von 22 Officieren und 280 Soldaten zusammen, welche als eine aus allen Contingenten zusammengesetzte Musterkarte gelten konnte, selbst Polen waren darunter. Mit diesem ungeordneten Haufen, bei heftiger Kälte und tiefem Schnee, der keine genaue tactische Bewegung gestattete, ging der muthige Oberst, der einen Orden verdienen wollte, in der vorgeschriebenen Richtung vor, und, da er keinen Feind erblickte, drang er immer weiter vor und zwar auf einem von Anhöhen und Schluchten durchschnittenen Terrain, das nicht zu übersehen war. Da brach auf einmal hinter einer Anhöhe hervor ein starker Kosakenpulk, welcher mit eingelegten Lanzen blitzschnell auf unser Häuflein losstürzte. Der Oberst versuchte ein Quarré zu bilden, wurde aber von der Beschaffenheit der Truppe, von dem tiefen Schnee und vor Allem von der Schnelligkeit des Feindes an der Ausführung gehindert. Unser zusammengedrängter Trupp wurde beim ersten Choc über den Haufen geworfen, und wer nicht niedergestochen war, gerieth in Gefangenschaft. Der Oberst, der seine unüberlegte Hitze zu spät bereuen mochte, erhielt einige Lanzenstiche, die indeß, wegen des dicken Pelzrockes, den er trug, nicht tief eingedrungen waren. Doch starb er später in Königsberg, wohl weniger an seinen Wunden, als aus

Aerger und Verdruß über die Vorwürfe, die er oft hören mußte. Die vorlauten Polnischen Officiere äußerten oft in seiner Gegenwart: „der Oberst v. Hering ist kopflos vorgegangen" und der General Rapp hatte im ersten Zorn die Drohung fallen lassen, daß, wenn er den Obersten wieder in seine Gewalt bekommen sollte, er ihn auf der Stelle würde erschießen lassen. Und doch war der gute Mann ein tüchtiger Regimentschef, der aber den einzigen Fehler hatte, daß er sich von seiner Hitze und seinem Ehrgeize zuweilen zu Uebereilungen verleiten ließ.

Was meine Persönlichkeit betrifft, so war ich unverletzt davongekommen und konnte, als Kriegsgefangener, auch nicht über die Behandlung klagen, die mir widerfuhr. Zwar verlor ich Degen, Epaulets und Uhr, aber der wärmende Mantel wurde mir gelassen und ich würde auch mein Geld (20 Friedrichsd'or) behalten haben, da man mir die Taschen nicht untersuchte, wenn nicht die eigne Uebereilung den Verlust desselben veranlaßt hätte. Ich hatte es nämlich, um es zu bergen, unter den Hosenbund geschoben und so war es hinunter gegleitet und durch die unten offnen Pantalons verloren gegangen. Andere Officiere waren nicht so gut weggekommen, sondern bis auf die Unterkleider ausgezogen worden, doch erhielten sie für ihre guten Kleider alte Kosakenmäntel.

Wir wurden zuvörderst nach Hochkelpin zum Kosakengeneral Illowaisky VI. geführt, der uns sehr human behandelte, auch den Obersten und mich an seine Tafel zog. Aber mein alter Chef mußte schon hier seine Sticheleien auf sein strategisches Talent mit verschlucken. Wir hatten hier die Ehre, auch einen Tartarenfürsten, Namens Paladuck, kennen zu lernen. Der gütige Illowaisky ließ am andern Morgen uns Stabsofficiere auf seinem Schlitten nach Buschkau, dem Hauptquartiere des commandirenden Generals Platow, bringen, während die andern 22 Officiere auf Bauernschlitten gepackt wurden. Von da wurden wir, nach einem Aufenthalt von 6 Tagen in Stargard, wo wir dem Fürsten v. Wittgenstein vorgestellt wurden, nach Königsberg transportirt.

Einen schönen Zug der Menschenfreundlichkeit muß ich hier erwähnen. In Marienburg logirten der Oberst und ich bei

einem wohlhabenden Lederfabricanten, Namens Convent, wo wir nicht nur zwei Tage gut verpflegt wurden, sondern die mitleidige Wirthin brachte uns auch bei unserm Abschiede, neben einigen Erbauungsbüchern, eine ganze Schürze voll alter Albertusthaler, in der Voraussetzung, daß wir ganz vom Gelde entblößt wären. Tiefgerührt nahmen wir zwar die Bücher, wiesen aber das Geld zurück, da wir indeß von Danzig aus etwas Baarschaft erhalten hatten. Diese guten Leute waren Pietisten, aber ächte Pietisten, welche die Menschenliebe nicht über dem Beten vergaßen.

In Königsberg setzten uns die Russischen Officiere stark zu, bei der neu errichteten Russisch-Deutschen Legion Dienste zu nehmen, mit der Drohung, daß wir sonst nach Sibirien würden transportirt werden. Wir wiesen indeß diesen Antrag zurück, weil wir durch die Annahme desselben unseren Fürsten große Verlegenheiten würden bereitet haben. In Königsberg besuchte ich einige Freimaurerlogen (Phönix, Krone), wo ich einen Russischen General antraf, der zugleich Großmeister sämmtlicher Russischen Logen war und mir ein Empfehlungsschreiben an alle Brüder, die ich in Rußland treffen könnte, einhändigte. Zwar ist der Orden in Rußland aufgehoben, aber er existirte noch wenigstens damals im Verborgenen.

Ich logirte während meines Aufenthaltes in Königsberg bei dem Professor Reidenitz, der mir viel erzählte von den geselligen Tugenden des großen Kant. Das Liebenswürdige und Erheiternde seines Umgangs, seine Beredtsamkeit, die auch gefälligen Witz und Scherz nicht verschmähte, überhaupt die anziehende Würde seines Auftretens hätte, versicherte Reidenitz, einen wunderbaren Einfluß auf die Umgestaltung der geselligen Verhältnisse in Königsberg geübt, wo früher ein abstoßender Kastengeist geherrscht hätte, und der von ihm angeregte bessere Geist der Geselligkeit habe sich durch seine Freunde und Schüler auch weiterhin verbreitet. Das war mir neu. Ich erhielt durch diese Mittheilung ein ganz anderes Bild, als ich bisher gehabt hatte, von dem würdigen Kant, den ich mir als einen immer in tiefsinnige Speculationen versunkenen, trockenen Philosophen gedacht hatte.

Wir gingen indeß nicht nach Sibirien, sondern der Oberst v. Hering erhielt die Erlaubniß, in Königsberg zu bleiben, und ich mit dem größten Theile der Deutschen Officiere wurde nach Mitau transportirt. Dieser Transport auf elenden Schlitten oder Bauernwagen, woran kein Loth Eisen befindlich, war nicht der angenehmste; denn er ging durch das Preußische und Russische Litthauen, wo wir die oben beschriebenen originellen Quartiere mit ihrer Thierbevölkerung fanden. Und diese Reise durch die Wüste dauerte fast einen ganzen Monat, nämlich vom 3. März bis zum 1. April. Es war ein eigenthümlich angenehmes Gefühl, als wir bei Kalbe die Curländische Grenze betraten und uns wieder Deutsche Laute entgegentönten und Deutsche Einrichtungen sich dem überraschten Auge boten. In Mitau fanden wir über Erwartung gute Aufnahme und gute Quartiere. Ich für meine Person habe besonders Ursache, die Curländische Gastfreiheit zu rühmen, und das freundliche Entgegenkommen, das ich überall fand, in dankbarer Erinnerung zu behalten. Der alte würdige Gouverneur v. Sievers zog mich mit den andern gefangenen Officieren öfters zur Tafel und unterhielt sich sehr gutmüthig mit uns. Mein Wirth, der Ritterschaftssecretair v. Rudenberg, nahm mich in den Sommermonaten mit sich aufs Land in die Familie seines biedern Schwiegervaters, des Rittmeisters v. Meerfeld, und hier machte ich die Bekanntschaft noch vieler anderer Rittergutsbesitzer, z. B. der Herren v. Kloppmann, v. Hagen, v. Grothus, die sich alle freundlich gegen mich bewiesen.

Für die Gastfreiheit der Curländischen Herren spricht unter andern die eigenthümliche Einrichtung, daß in jedem Hause ein besonderes Local, die Herberge genannt, zur Aufnahme fremder Gäste immer in Bereitschaft gehalten wird, und daß diese Herberge im Sommer selten unbesetzt ist.

Einige Wochen nach meiner Ankunft in Mitau traf auch mit einem Transport neuer Kriegsgefangener mein guter Schwager, der Capitain v. Weise, der ebenfalls bei einem Ausfall in Danzig in Gefangenschaft gerathen war, daselbst ein.

Die große Befreiungsschlacht bei Leipzig befreite auch mich mit meinen Unglücksgefährten aus der Russischen Gefangenschaft.

Wir erhielten jedoch erſt am 28. Dec. 1813 den Befehl zur Abreiſe und erſt am 5. Febr. 1814 traf ich mit meinem Schwager in Sondershauſen ein, wo ich die Freude hatte, nicht nur meine geliebte Gattin bei beſtem Wohlſein zu umarmen, ſondern auch meinen erſtgebornen Sohn auf meinen Armen zu wiegen.

Bei unſerer Durchreiſe durch Preußen fanden wir überall viel Aufregung; überall wurden Landwehrmänner exercirt, die mit Freudigkeit die Waffen ergriffen hatten, um die verhaßten Franzoſen vom vaterländiſchen Boden zu vertreiben. Oft hörte man aus ihren Reihen den Ruf: „wir gehen nach Paris!“ worüber wir freilich lachten und meinten, daß das nicht ſo ſchnell gehe. Und dieſelbe Begeiſterung für Deutſche Freiheit fand man faſt überall in Deutſchland, auch in Sondershauſen war man ſehr geſchäftig, die Landwehr und den Landſturm zu organiſiren. — Es war doch eine herrliche Zeit. Welche Schöpfungen, welche Energie, welche Erhebung, als das Deutſche Volk ſeine Freiheitskämpfe ſchlug! Der Tugendgeiſterbund wurde der Hebel für alle Klaſſen des Volkes. Fichte und Körner, Stein und Hardenberg, Perſonen der verſchiedenſten Stellung, wurden jeder in ſeiner Weiſe Träger und ſolidariſche Repräſentanten dieſes einigen, ſiegenden Geiſtes. Wer fragte damals nach Rang, Stand und Stammbaum, nach perſönlichem und Klaſſenintereſſe? Es war ein Krieg des erwachten Freiheitsgefühls gegen langgefühlte Unterdrückung.

Solche Wunder bewirkt die Begeiſterung für eine große Idee. Wundert euch nicht, ihr weiſen Volkserzieher, wenn in geiſt- und ideenloſen Zeiten das Volk verdumpft und verſumpft. Was kann das Waſſer dafür, wenn es im ſtagnirenden Zuſtande faul wird. Wenn ihr die Kunſt verſtändet, das Volk für gewiſſe Ideen zu begeiſtern, würdet ihr Wunder ſehen. Aber ihr verſteht leider nur die Kunſt, die Bewegung der Geiſter zu hemmen, nicht die, ſie anzuregen.

10. Fünfter Feldzug.

Aber kurz war die Freude des Wiederſehens; am 15. Febr. 1814 mußte ich wieder fort, um das Commando der ſchon

vorausgegangenen Schwarzburg. Contingents-Truppen zu übernehmen, zu welchen zwei Landwehrcompagnieen gekommen waren.

Nachdem ich am 9. März in Tournay eingetroffen und das Commando des Bataillons, welches dem Corps des Herzogs von Weimar zugetheilt war, übernommen hatte, mußten wir einige Zeit in der Umgegend von Tournay Vorpostendienst thun und dann Theil nehmen an dem unglücklichen Gefecht bei Courtray.

Die Aufgabe des dritten Deutschen Armeecorps, welches der Herzog von Weimar, und unter ihm Thielmann und der Prinz Paul von Würtemberg commandirten, bestand vorzüglich darin, zu verhindern, daß der Französische General Maison die Verbindung zwischen demselben und der Blücherschen Armee nicht abschneide.

Nun brach Maison am 23. März von Lille auf, um seine Vereinigung mit der Division Roguet zu bewirken, besetzte Courtray und überrumpelte Gent, worauf er seine Vereinigung mit Roguet bewirkte.

General Thielmann war auf die Nachricht von Maison's Einbruch in Belgien von Tournay nach Courtray vorgerückt, in der Absicht, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden; weil er diesen aber zu stark fand, ging er, ohne etwas zu unternehmen, wieder nach Tournay zurück.

Der Herzog von Weimar versammelte zu Aloft ein Corps von fast 10,000 Mann, mit welchem er den Feind in der Front anzugreifen gedachte, während Thielmann von Oudenarde aus ihn mit seinen 15 Bataillonen und 700 Pferden in die Flanke nehmen sollte. In Tournay blieben 2000 Mann unter dem Obersten v. Egloffstein und das Hellwig'sche Freicorps besetzte Courtray.

Schon am 28. März war das Regiment Schwarzburg mit dem Thielmann'schen Corps nach Oudenarde aufgebrochen und hatte am 30. ein Bivouac bei Avelghem bezogen.

Am 31. um 6 Uhr des Morgens griff die Sächsische Avantgarde, unter dem General Brause, Sweweghem an und nahm den Ort nach kurzem Gefecht. Maison ließ seine Truppen unter dem Schutze einer Batterie aufmarschiren und nachdem er sich von der Richtung der anrückenden Deutschen überzeugt, be-

reitete er eine Ueberflügelung ihrer Marſchcolonne vor, während die Diviſion Roguet das Centrum angreifen ſollte.

Indeſſen hatte ſich der Haupttheil der Thielmann'ſchen Streitkräfte zu Sweweghem aufgeſtellt, welche der General, als er von der Stellung des Feindes unterrichtet worden war, unter den Befehl des Prinzen Paul von Würtemberg ſtellte, um ſelbſt zur Avantgarde zu eilen. Als er ſich von der Stärke des Feindes und von der Bildung der Umgehungscolonnen überzeugt hatte, befahl er den Vortruppen des Generals Brauſe den Rückzug, welcher in guter Ordnung begann.

Inzwiſchen war ſchon ein Theil von Maiſons rechtem Flügel vorgerückt und der Prinz Paul hatte ihm 5 Compagnieen Landwehr, in Plänkler aufgelöſt, entgegen geſchickt. Auch ich erhielt den Befehl, eine Compagnie zu gleichem Zwecke vorzuſchicken und ich ſelbſt ritt vor, um die Aufſtellung der Plänkler, welche ich unter den Befehl des Capitains Schumann ſtellte, zu leiten. Aber dieſe vorgeſchickten Trupps, die noch nie einen Feind geſehen, nicht einmal völlig ausgebildet und am wenigſten im Plänkeln geübt waren, wurden im Augenblick geworfen und zugleich rückte die Diviſion Roguet im Sturmſchritt vor. Viele der Unſrigen wurden getödtet oder gefangen, auch mein Capitain Schumann gerieth in Gefangenſchaft; die zurückgeworfenen Plänkler brachten auch Unordnung und Verwirrung unter die geſchloſſene Colonne und ich weiß nicht, was erfolgt wäre, wenn nicht die Artillerie und die Cüraſſiere des Sächſiſchen Oberſten Thümmel den Andrang des Feindes aufgehalten hätten. Auch die Sächſiſchen Huſaren der Avantgarde thaten viel zur Deckung des Rückzugs*). Wir zogen uns über Avelghem zurück, wo die feindliche Verfolgung endete und der Major Hellwig ſich mit ſeiner Freiſchaar aufſtellte, in ſo guter Ordnung, als unter dieſen Umſtänden zu bewirken eben möglich war, und erreichten Oudenarde ohne weitere Verluſte.

---

*) Ich erwähne hier mit Vergnügen der muthigen Haltung eines jungen, erſt vor kurzem bei unſerem Contingente eingetretenen Officiers, des Herrn v. Poſeck, welcher ein Gewehr ergriffen hatte und mit wohlgezielten Schüſſen den Andrang des Feindes, ſo viel an ihm war, aufzuhalten ſuchte.

Dieſer Tag bedrohte das Thielmann'ſche Corps noch mit einem andern Verluſte. Maiſon rückte nämlich, nachdem er deſſen Verfolgung aufgegeben, vor Tournay und vermeinte dieſen ſchwachen Platz durch einen Handſtreich einzunehmen. Aber der Oberſt v. Egloffſtein hatte ſo gute Vertheidigungsanſtalten getroffen, daß jeder Anſturm zurückgeſchlagen wurde und Maiſon mußte ſich mit einer Kanonade begnügen, die indeß wenig Schaden that.

Nachdem das Corps des Herzogs von Weimar durch eine Brigade des Generals Wallmoden verſtärkt worden war, traf er ſolche Anordnungen, daß man kräftig gegen Maiſon zu wirken im Stande war, wohin beſonders gehört, daß er eine Reſerve aufſtellte. Demnach bezog das dritte Deutſche Armeecorps am 3. April folgende Stellung: eine Abtheilung, wozu das Hellwigſche Corps und unſer Regiment gehörten, unter Thielmann, bei Tournay; eine zweite unter dem General Lecocq bei Mons und eine dritte als Reſerve für beide Abtheilungen zu Ath.

Maiſon machte zwar Miene, einen abermaligen Zug nach Belgien zu unternehmen, als er aber am 5. April zu Valenciennes ankam, erfuhr er die überraſchenden Vorgänge zu Paris und gab ſein Unternehmen auf.

Auf die Aufforderung des Herzogs ſchloß nun Maiſon, dem inzwiſchen die Befehle der proviſoriſchen Regierung zugekommen waren, am 9. April eine vorläufige Uebereinkunft zur Einſtellung der Feindſeligkeiten und am 12. einen förmlichen Waffenſtillſtand. Da ſich Maiſon bald darauf für Ludwig XVIII. erklärte, ſo wurden die Feindſeligkeiten auch nicht erneuert und der Krieg in Belgien war ſonach beendiget. Das Armeecorps des Herzogs bezog am 17. April weitläuftige Cantonnirungen, und als der Herzog von Weimar am 21. nach Paris abreiſete, übernahm Thielmann das Commando deſſelben.

Es wurden uns nun in den ſchönen fruchtbaren Provinzen von Brabant und Flandern verſchiedene Standquartiere angewieſen, die durch den häufigen Wechſel um ſo intereſſanter wurden. Ueberall wurden wir freundlich und zuvorkommend aufgenommen und gut verpflegt. Ich bewunderte den hohen Stand der Bodencultur in dieſen Gegenden, wo man durchaus keinen

wüsten unbebauten Fleck findet. Wenn wir einen Platz zum Exerciren haben wollten, so mußte ein bebautes Feld zu diesem Zweck gemiethet und der Eigenthümer desselben für den Verlust der Futterkräuter entschädigt werden. Eine eigenthümliche Kunst besitzen die Belgier in der Anlage lebendiger Zäune oder Hecken, die ein dichtes sich durchkreuzendes Gitterwerk bilden.

Zuletzt lag mein Regiment einen Monat lang in Sittard, einem freundlichen Städtchen in der Provinz Limburg, wo wir so einheimisch wurden, daß einige protestantische Familien meine Officiere zu Gevattern wählten. Dagegen nahmen wir auch Theil an den Freudenfesten der katholischen Bevölkerung, womit man die Befreiung und Wiedereinsetzung des Papstes feierte, nicht ahnend, daß mit seiner Rückkehr auch alle alten Uebelstände seiner geistlichen und weltlichen Herrschaft zurückkehren würden.

Endlich am 19. Juni kam der Befehl zur Rückkehr in die Heimath und den 10. Juli rückte ich mit unsern 3 Compagnien wieder in Sondershausen ein.

Da ich meine liebe Gattin nicht in Sondershausen fand, weil dieselbe wegen Kränklichkeit mit ihrem Bruder, dem Oberstallmeister v. Weise, und ihrer Schwester Louise in das Bad von Pyrmont gegangen war, so setzte ich mich sofort wieder aufs Pferd, um einen Ritt nach dem schönen Pyrmont zu machen, welches damals vorzüglich stark frequentirt war. Ich fand daselbst nicht allein meine lieben Verwandten, sondern auch den alten Marschall Vorwärts, den allgemein verehrten Fürsten Blücher, und viele Officiere und Freiwillige, welche, wie ich, aus Frankreich kamen und voll von freudiger Begeisterung über die wiedererkämpfte Deutsche Freiheit waren, woran ich vom Herzen theilnahm, indem wir glaubten, daß nun alle Leiden, alle Ursachen zur Unzufriedenheit ihre Endschaft erreicht und das goldene Zeitalter des ewigen Friedens, der allgemeinen Rechtsachtung und des gesetzlichen Fortschritts gekommen sei.

Daß wir uns aber, wenigstens im Betreff des Friedens, geirrt hatten, diese Erfahrung machten wir schon nach 8 Monaten.

II. Sechster Feldzug.

Ich glaubte nun, nach so langem Herumtreiben in dem Strudel kriegerischer Bewegung, mich dem Genuß der stillen Häuslichkeit und den sanften Freuden des Familienlebens hingeben zu dürfen. Ich machte mit meiner Gattin Pläne über die Einrichtung unserer Wohnung, die Gestaltung unserer Häuslichkeit, die Erziehung unseres Sohnes; da, wie ein Blitz aus heiterer Luft, kam die unerwartete Kunde: daß Napoleon, der alte Kriegesfürst, sein Exil in Elba am 26. Febr. 1815 verlassen und am 1. März in Frankreich gelandet sei. Diese Nachricht hatte auf die europäische Welt ungefähr dieselbe Wirkung, wie das Geschrei: „der Löwe hat seinen Käfig durchbrochen!“ auf die Zuschauer macht, die in einem Circus versammelt sind, um eine Menagerie in Augenschein zu nehmen. Bald darauf kam auch die Marschordre und am 3. April ging ich mit unsern Contingentstruppen von Sondershausen ab und übernahm in Eisenach, wo die Rudolstädter Truppen zu uns stießen, wieder das Commando über die beiden, zu einem Bataillon formirten Contingente. Vier Compagnien Landwehr, die noch nicht formirt waren, sollten nachfolgen.

Die Deutschen Fürstentruppen versammelten sich am Rhein in der Gegend von Neuwied, wo sie organisirt und zu einer Brigade formirt wurden, deren Commando der zum Generalmajor ernannte bisherige Weimarische Oberst v. Egloffstein übernahm. Diese Brigade, bestehend 1) aus dem Regiment Weimar-Dessau, 2) dem Regiment Gotha-Schwarzburg, 3) dem Regiment Waldeck-Lippe und 4) aus einem Oldenburgischen Infanterieregiment, gehörte zum Norddeutschen Bundescorps, welches der General der Infanterie Kleist v. Nollendorf befehligte, der am 28. April auch über unser Regiment Musterung hielt.

Am 12. Mai ging die Brigade bei Neuwied über den Rhein und bezog am 19. eine Stellung an der Mosel und Saar, indem sie die Verbindung zwischen der Niederrheinischen und Baierschen Armee zu unterhalten hatte. Ich kam mit meinem Bataillon an der Sauer zu stehen und lag mit meinem Staabe

in Borne, unweit Trier, wo ich bei dem Grafen Villers gutes Logis fand. Wir mußten fleißig exerciren, Vorposten ausstellen, Lärmstangen errichten, wunderten uns aber über die lange Ruhe. Denn erst am 16. Juni erhielt das Corps, dessen Hauptquartier in Trier war und dessen Vorposten von Arlon bis Merzig längs der Französischen Grenze standen, die Nachricht vom Ausbruche der Feindseligkeiten und setzte sich am 17. unter dem Befehl des Kurhessischen Generallieutenants Engelhardt, dem Kleist wegen Krankheit das Commando übertragen hatte, gegen Arlon (unfern von Luxemburg) in Marsch. Hier langte es am 19. an und erhielt am 21. von Blücher den Befehl, über Bastogne und Neufchateau in Frankreich einzurücken und zuvörderst die festen Plätze Sedan und Bouillon einzuschließen. Unsere Brigade rückte über Recogne am 24. vor Bouillon, welches eingeschlossen und beschossen wurde. Bekanntlich war indeß am 18. Juni die entscheidende Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance vorgefallen und der Krieg war mit Napoleons Flucht eigentlich beendiget. Aber die Commandanten der Französischen Festungen fanden es mit ihrer Militairehre unverträglich, die ihnen anvertrauten festen Plätze sofort den Alliirten zu übergeben, vielmehr mußten dieselben erst erobert werden, und diese Aufgabe, die Belagerung und Eroberung der Französischen Grenzfestungen, war unter andern der Deutschen Fürsten-Brigade aufgetragen, so daß unsere militairische Thätigkeit erst begann, nachdem die Hauptsache schon gethan war.

Sedan wurde von zwei Kurhessischen Brigaden am 25. angegriffen und bombardirt, und am 26. kam eine Capitulation zu Stande, in deren Folge der Commandant die Stadt übergab und sich in die Citadelle zurückzog, welche sich erst später ergab.

Bouillon war jedoch zu fest, als daß man sich dessen durch einen Handstreich bemächtigen konnte. Unsere Brigade zog daher wieder ab, um bei Chivonne ein Lager zu beziehen, welches mitten in den reichen Kornfeldern, welche Egloffstein abmähen ließ, aufgeschlagen wurde. Als jedoch die Nachricht einlief, daß Sedan capitulirt hätte, rückten wir in Chivonne ein, wo der General und ich bei einem Herrn Husson ins Quartier kamen, der

uns gut bewirthetete, aber dabei den Verlust seiner reichen Ernte bitter beklagte.

Am 28. ging der Generallieutenant v. Hake, der später Preuß. Kriegsminister war, durch Chivonne und kündigte uns an, daß er das Commando des Norddeutschen Bundescorps übernommen. Unsere Brigade setzte sich auf dessen Befehl gegen Mezieres in Marsch und bezog am 28. ein Lager bei St. Laurient. Da dieser Ort auf einer Anhöhe lag, so hatten wir Gelegenheit, die Operationen der tapfern Hessen zu beobachten, welche unter der Anführung des Oberstlieutenants Schäfer Charleville mit Sturm einnahmen. Zwei Compagnien Hessischer Jäger und eine Compagnie Preuß. Pioniere rückten vor, gegen das Thor, warfen die Palissaden um, räumten den Verhau weg und eroberten die Verschanzung mit dem Bajonnett. Nachdem das Thor durchbrochen war, rückte das Fußvolk im Sturmschritt vor und stach nieder, was sich widersetzte. Der Französische General Laplanche mit 18 Officieren und der größte Theil der Besatzung wurde gefangen. Doch auch die Hessen verloren 11 Mann an Todten und 30 waren verwundet.

Die Einnahme von Charleville, welches für eine Vorstadt von Mezieres gelten kann, erleichterte wesentlich die Belagerung der Festung, die nun beginnen und an der auch unsere Brigade Theil nehmen sollte.

Am 11. Juli ließ der General Hake den Commandanten von Mezieres zur Uebergabe auffordern, erhielt aber als Antwort den Vorschlag zu einem Waffenstillstande, der nicht angenommen werden konnte. Nun wurden Haubitz- und Mörserbatterien errichtet, welche der Feind durch starke Ausfälle ohne Erfolg zu zerstören suchte, und am 26. Juli begann ein Bombardement, welches bis zum folgenden Tage dauerte. Da aber weder dieses Bombardement, noch eine Verhandlung des Commandanten mit einem Commissair Ludwigs XVIII., die in Gegenwart unsers Generals v. Egloffstein stattfand, irgend einen Erfolg hatte, mußte zum förmlichen Angriff geschritten werden. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen dazu durch Schlagung von Brücken, Erbauung von Flechen und Redouten u. s. w. getroffen, auch mehrere Ausfälle zurückgeschlagen worden waren,

wurde vom 8. zum 9. August die erste Parallele eröffnet und zwei neue Batterien angelegt. Am 9. August begannen die angelegten 5 Batterien ihr Feuer, welches die Wirkung hatte, daß gegen Abend ein Parlamentair erschien, welcher die Bereitwilligkeit des Commandanten Lemoine, sich in Unterhandlung einzulassen, verkündete. Die Capitulation kam auch wirklich am folgenden Tage zu Belaix, dem Hauptquartiere des Generals v. Hake, zu Stande, kraft welcher sich die Französische Besatzung in die Citadelle zurückzog und Lemoine die Verpflichtung einging, sich, falls bis zum 1. Sept. keine andern Befehle anlangten, zur Armee des Königs von Frankreich hinter die Loire zu begeben. Am 13. August besetzte das Norddeutsche Bundescorps die Festung und auch die Citadelle wurde der Uebereinkunft gemäß am 3. Sept. übergeben.

Während dieser Belagerung hatte ich mit meinem Bataillon mein Standquartier in dem dicht bei Charleville gelegenen Dorfe Mocy St. Pierre. Die Leute hatten einen schweren Dienst, denn sie mußten nicht allein die Batterien und Laufgräben besetzen, sondern auch Schanzarbeiten thun, doch nur wenige wurden in den Laufgräben getödtet. Das Bataillon mußte Tag für Tag bei einbrechender Nacht ausrücken und theilweise unter den Waffen stehen. Die Officiere entschädigten sich für diese Beschwerden häufig auf Kosten des Weinkellers meines Wirths, Herrn Landragin, der ein reicher Kaufmann und sehr freigebig war.

Am 28. Juli kam auch unser Landwehrbataillon, bestehend aus 4 Compaguien, an und erhielt sein Standquartier in Neufville. Dieses Bataillon verursachte mir viel Ungelegenheit und Verdruß. Die Herren Officiere hatten auf dem Marsche schlechte Manuszucht gehalten und, nachdem sie die Französische Grenze überschritten, sich für berufen gehalten, Vergeltungsrecht zu üben für das, was die Franzosen einst in Deutschland gethan. Sie erlaubten sich demnach Brutalitäten und Erpressungen gegen ihre Wirthe und nahmen den armen Bauern unter andern auch Pferde ab, um sich beritten zu machen. Daß die Soldaten dem Beispiele ihrer Vorgesetzten nach Möglichkeit nachzukommen suchten, läßt sich denken.

Aber gleich in den folgenden Tagen kamen die Bauern von nah und fern und brachten ihre Klagen bei dem commandirenden General v. Hake an. Dieſer ließ mich ſogleich rufen, und indem er ſeinen Unwillen in heftigen Worten über das Betragen dieſes Bataillons ausließ, befahl er, daß daſſelbe zur Strafe ein Bivouak ohne Feuer und Lagerſtroh auf einem bei Neufville gelegenen Berge Mont Jule, der von Julius Cäſar ſeinen Namen haben ſoll, beziehen und bloß zu harten Schanzarbeiten verwendet werden ſollte. Zugleich ſtellte er das Bataillon unter mein Commando und befahl mir, ſtrenge Disciplin zu handhaben. Der bisherige Commandant wurde aber nach der Heimath zurückgeſchickt.

Nach der Einnahme von Mezieres hielt der General v. Hake große Muſterung über das Belagerungscorps, wobei er ſich über die von den Truppen bewieſene Tapferkeit und Ausdauer belobend ausſprach. Hierauf war großes Diner in Mezieres, an welchem auch die Franzöſiſchen Officiere der Beſatzung Theil nahmen und mit den Deutſchen auf gute Freundſchaft anſtießen und tranken. Ich lernte bei dieſer Gelegenheit viele angeſehene Generale und auch den Commandanten von Mezieres, Lemoine, kennen. Beſonders intereſſant war mir die Bekanntſchaft mit dem Heſſiſchen General Engelhardt, der das Norddeutſche Bundescorps früher commandirt hatte, und mit dem Oberſtlieutenant Schäfer, von deſſen bei der Erſtürmung von Charleville bewieſenen Tapferkeit ich Augenzeuge geweſen. Auch der Prinz Auguſt von Preußen, welcher die Oberleitung über den Feſtungskrieg hatte, hielt am 22. Aug. Muſterung über unſere, die Thüringiſch-Anhaltiſche Brigade und zog nach Endigung derſelben die Officiere zur Tafel.

In Folge des freudigen Ereigniſſes der Einnahme einer ſogenannten Jungfernfeſtung, wie Mezieres eine war, wurde auch unſer Landwehrbataillon von ſeinem Straflager erlöſet und bezog ein angenehmeres bei St. Laurient. Es wurde auf Befehl des Generals v. Hake mit dem erſten Bataillon Linientruppen zu einem Regimente vereinigt, über welches mir als Oberſtlieutenant das Commando anvertraut wurde.

Nachdem unsere Brigade einige Zeit bei Rethel in Cantonnirung gestanden, rückte sie über Vouziers, Stenay, wo der General v. Hake sein Hauptquartier genommen hatte, gegen Montmedy vor. Ein Weimarisches Bataillon verstärkte das Belagerungscorps, während unser Regiment mit den übrigen Theilen der Brigade in der Umgegend aufgestellt wurde. Aber schon am Tage unserer Ankunft, am 19. Sept., capitulirte die Festung und wurde am 22. Sept. dem Norddeutschen Bundescorps übergeben. Die Besatzung zog mit 2 Geschützen nach der Loire ab.

Die Truppen des Norddeutschen Bundescorps bezogen nach der Einnahme von Montmedy Cantonnirungen im Departement der Ardennen, und da auch die übrigen Festungen Rocroy, Givet, Longwy ꝛc., mit Ausnahme des Felsenforts Charlemont in Givet, gefallen und der Befehl von Paris am 21. Sept. eingegangen war, daß alle Feindseligkeiten eingestellt werden sollten, so traten die Norddeutschen Bundestruppen ihren Rückweg nach der Heimath an.

Unser Regiment hatte in den letzten Monaten sehr angenehme Standquartiere in der Umgegend Vouziers und Buzancy. In Vouziers, wo Preuß. Lanziers lagen, fand ich einen alten Bekannten, den Rittmeister v. Knesebeck, dem ich früher in Kyritz als Artillerieunterofficier Unterricht gegeben hatte. Wir freuten uns beide über das unerwartete Zusammentreffen und brachten einige Stunden, uns der alten Zeiten erinnernd, in angenehmer Unterhaltung zu.

Als unsere Brigade am 9. Nov. in Luxemburg eintraf, hatten wir abermals eine Musterung zu bestehen vor dem General v. Hake und dem Prinzen Ludwig von Hessen-Homburg, welcher die Belagerung von Longwy geleitet hatte. Der General sprach dabei seine Zufriedenheit mit den Leistungen der Brigade aus, und als nachher die Regimentschefs zur Tafel gezogen wurden, äußerte er sich auch gegen mich insbesondere dahin, daß er mit der Aufführung des ersten Bataillons vollkommen zufrieden sei und sich freue, daß über das zweite Bataillon, seit es unter meinem Commando stände, keine Klagen eingelaufen wären. Bekanntlich hat sich auch der Fürst Blücher in einem Tagesbefehle belobend über die Leistungen des Norddeutschen Bundescorps aus-

gesprochen. Der General v. Egloffstein sagt in einem an den Geheimenrath v. Weise, meinen Schwiegervater, gerichteten Schreiben vom 18. Oct. 1815 wörtlich:

„Sehr erwünscht sollte es mir sein, wenn Ew. Exc. auch in Hinsicht des Oberstlieutenants Blumröder eine baldige Beförderung bewirken wollten, die er so sehr verdient."

Trotz dieses Lobes bin ich mir doch bewußt, daß mir gar Manches abging, was zu einem tüchtigen Commandeur erforderlich ist, so wie überhaupt mein weiches Gemüth zum Soldatenstande nicht recht passen wollte.

In Luxemburg bewunderte ich, freilich bloß im Vorbeigehen, die Großartigkeit und pittoreske Lage der Festungswerke; denn während die in der obern Stadt, welche in Felsen gehauen sind, sich wie Steingiganten zum Himmel erheben, scheinen die in der untern wie durch ein Erdbeben eingesunken.

In St. Goar und Caub, wo vor zwei Jahren Blücher zuerst über den Rhein ging, und wo die wild romantische Gegend, der mächtig dahin brausende, von hohen Felsen eingeengte Fluß die Phantasie aufregt und zu Betrachtungen einladet, gedachte ich der großen Dinge, die in dieser kurzen Zeit geschehen, und dankte Gott, daß der alte Deutsche Rhein nun wieder frei sei vom Wälschen Joche, hoffend, daß unter seinem Beistande nun Deutschland unbehindert von fremdem Einfluß seine Nationalität entwickeln und im gemessenen Fortschritt der großen Bestimmung entgegen eilen werde, die ihm seiner Lage nach im Herzen Europas zukommt. Ich ahnete damals noch nicht, daß auch von anderer Seite, als von Fränkischer Ueberhebung, Versuche hervortreten könnten, den Pulsschlag dieses großen Herzens zu unterbinden, weil man revolutionäre Bewegungen darin witterte.

Endlich am 29. November traf ich mit meinem Regimente wohlbehalten in Sondershausen ein, um nun ohne weitere Unterbrechung im Schooß meiner lieben Familie der lang entbehrten Ruhe zu genießen.

12. Meine Erlebniſſe in den langen Friedensjahren.

Da die glücklichſten Zeiten eines Menſchen gerade die ſind, von welchen man wegen Mangel an Stoff nicht viel ſprechen kann, ſo habe ich von den Ereigniſſen meines Lebens in den nun folgenden Jahren wenig zu ſagen und werde mich kurz faſſen. Bei meinem Eintreffen in Sondershauſen hatte ich die Freude, meine kleine Familie durch ein wohlgebildetes und ſcheinbar geſundes Töchterlein vermehrt zu ſehen, welches während meiner Abweſenheit geboren worden war. Die blinden Sterblichen glauben nicht, daß die Freude oft eine bittere Wurzel des Schmerzes wird, und daß umgekehrt aus dem gegenwärtigen Schmerz nicht ſelten Freude und Wonne aufblüht. Sonach dachte weder ich, noch meine ſorgliche Gattin an die Möglichkeit, daß dieſe liebe Tochter in einen Zuſtand verfallen könnte, der uns viel Sorge und Kummer bereitete und endlich ihren Verluſt herbeiführte.

Im Januar 1816 begleitete ich meinen guten Schwiegervater, der nach Frankfurt a. M. ging, um der Eröffnung des Bundestags beizuwohnen, wo ich Gelegenheit hatte, einige der hohen Bundestagsgeſandten kennen zu lernen, von welchen mir beſonders der biedere und kräftige Berks von Oldenburg gefiel. Man beeilte ſich zwar nicht mit dieſer Eröffnung, indeß hegte ich große Erwartungen von dieſem ehrwürdigen Areopag, der an die Spitze der Deutſchen Nation treten und, wie ich meinte, deren Einheit begründen ſollte. Ich wußte damals noch nicht, daß die kalten Diplomaten kein anderes Intereſſe zu vertreten gewohnt ſind, als das ihrer Dynaſtien, und daß Volksthum, Nationalität, Deutſche Einheit und Größe Begriffe ſind, die außerhalb ihres Geſichtskreiſes liegen. Wie hätte ich damals denken können, daß bald eine Zeit kommen würde, wo das Wort: „Deutſche Nationalität" als Schibolet galt, woran man die ſ. g. Demagogen zu erkennen glaubte und deswegen heftig verfolgte.

Mit meinen Feldzügen erreichte auch meine militairiſche Laufbahn ihre Endſchaft, und von der ſchönen Muße des Sol-

datenlebens in Friedenszeiten habe ich als Stabsofficier nichts genossen. Denn der Hochselige Fürst, der mir sehr gewogen war, übertrug mir den ehrenvollen Posten eines Hofmeisters oder Gouverneurs bei dem bisher in Rudolstadt gebildeten damaligen Erbprinzen, unserm jetzt gnädigst regierenden Fürsten, und erhob mich wegen dieser neuen Stellung, in welcher ich bis zu Ende des Jahres 1820 verharrte, in den Adelstand. Wenn ich in diesem neuen Berufe etwas Gutes gewirkt, so will ich gern die ökonomischen Nachtheile verschmerzen, die damit verbunden waren, denn meine Nachfolger im Commando des Contingents, das wieder auf zwei Compagnien reducirt wurde, haben 300 bis 400 Thlr. mehr an Besoldung gehabt, als mir zu Theil wurde.

Nachdem ich als Prinzenerzieher nichts mehr zu thun hatte, machte man mich im Jahre 1822 zum Landrathe, in welchem Posten ich aber wenig mehr zu thun hatte, als die Conscription zu besorgen, die darauf bezüglichen Listen anzufertigen, Atteste, Wanderscheine, Freischeine u. dergl. auszustellen. Dabei wurde mir zugleich das Commando über die neuorganisirte Landwehr übertragen, die indeß nur polizeilichen Zwecken dienen sollte. Auch stand ich mehrere Jahre an der Spitze der Militaircommission. Um mich mehr nützlich zu machen, erbot ich mich am hiesigen Gymnasium wöchentlich 3 Stunden Unterricht in der Mathematik und Logik zu geben und habe ich diesen Unterricht in einer Reihe von 15 Jahren fortgesetzt, ohne mich um das Nasenrümpfen vornehmer Herren zu bekümmern, welche dieses Schulmeistern unter meiner Würde fanden.

Um diese Zeit trafen mich und meine liebe Gattin die ersten häuslichen Leiden, indem unsere liebe Tochter anfing, an einer bösartigen Skrophelkrankheit, verbunden mit Augenentzündung und einer Erhebung der Rückenwirbel zu leiden. Es läßt sich denken, daß wir alle Mittel versuchten, um dieses Uebel zu beseitigen. Meine gute Frau reisete mehrere Jahre fast immer umher, um berühmte Aerzte aufzusuchen und das Kind der Behandlung derselben, z. B. des Medicinalraths Ortlepp in Arnstadt, Hofraths Jörg in Leipzig, Geh. Hofraths Stark in Jena, zu unterwerfen; nichts half, weder Bäder noch Aerzte, das liebe Kind starb am 5. Dec. 1827, nachdem es Jahre lang, mit

Streckbetten und Streckmaſchinen gequält worden war, unter unbeſchreiblichen Aengſten. Bevor dieſer Verluſt eintrat, hatte mir meine liebe Gattin noch drei Söhne geſchenkt.

Ich hätte nicht geglaubt, daß noch ein empfindlicherer Schlag mich treffen könnte, aber die Schläge des Unglücks folgen gewöhnlich nach einander in verdoppelter Stärke. Der Verluſt der einzigen Tochter, auch wohl die Anſtrengungen, die ſie gemacht hatte, um das liebe Kind zu retten, wirkten ſehr nachtheilig auf die Geſundheit meiner Gattin. Sie klagte häufig über Kopfgicht, die endlich in eine Hirnentzündung überging und nach einem ſechswöchentlichen ſehr ſchmerzhaften Krankenlager ging die Gute zu meiner und meiner Söhne unausſprechlichen Betrübniß hinüber zu einem beſſern Sein (am 13. April 1832).

Da meine beiden jüngern Söhne noch der mütterlichen Pflege bedurften, ſo vermählte ich mich wieder und zwar mit der Schweſter meiner ſeligen Gattin Caroline, welche ſchon vorher faſt mütterliche Geſinnungen gegen meine Kinder gezeigt hatte, und dieſe Liebe noch mehr nach unſrer Verbindung bethätigte; auch wurde ſie von meinen Söhnen wie eine rechte Mutter geliebt und verehrt.

Das unruhige, bewegte Jahr 1848 brachte auch wieder etwas Bewegung in mein ſtilles Leben, denn ich ſah mich genöthiget, nach Frankfurt zu gehen, um an dem projectirten Neubau des Deutſchen Reichs, wenn auch nur als Handlanger Theil zu nehmen. Ich hatte zwar, meiner Schwächen und namentlich meiner Schwerhörigkeit mir bewußt, dieſe Ehre abgelehnt, aber der allgemeine Wunſch war ſo ſtark, daß ich endlich nachgab. Ich war in der Oberherrſchaft einſtimmig zum Deputirten gewählt worden und würde vielleicht auch in der Unterherrſchaft die meiſten Stimmen erhalten haben, wenn ich nicht in der Wahlverſammlung von vornherein die Ehre dieſer Wahl mit Angabe triftiger Gründe abgelehnt hätte. Da indeß auch das Miniſterium wünſchte, daß ich dem Volkswillen nachgeben möchte, vielleicht um die Wahl eines demokratiſchen Strudelkopfs zu verhindern, ſo fügte ich mich und reiſte mit den beſten Hoffnungen und Wünſchen für das Gedeihen des großen Werks, welches daſelbſt zu Stande kommen ſollte, nach Frankfurt ab.

Aber ich hatte noch nicht vielen Sitzungen der am 18. Mai eröffneten Nationalversammlung beigewohnt, als mir aus dem Geiste, der in dieser Versammlung herrschte, klar wurde, daß sie schwerlich befähiget sei, das große Werk der Regeneration Deutschlands, zu welchem sie berufen war, zu vollenden. Gleich die erste Sitzung glich mehr einer Versammlung von Krähen und Elstern, als einem Verein ernster Patrioten, so disharmonisch tönte das Geschrei von allen Seiten in meine Ohren. In der ersten Zeit war von allem Möglichen die Rede, nur nicht von der Verfassung Deutschlands, zu deren Aufstellung die Versammlung doch eigentlich berufen war. Die starke vorlaute Partei der Demokraten setzte vielmehr alles daran, die Deutsche Versammlung zu einem Französischen Convente zu machen, der Deutschland regieren und den Deutschen Fürsten Gesetze vorschreiben, und Strafpredigten halten sollte, wenn sie nicht gehörig parirten. So entstand gleich in den ersten Tagen ein ungeheurer Lärm darüber, daß der König von Preußen es gewagt habe, eine Preußische Nationalversammlung in Berlin zu eröffnen, und das Frankfurter Parlament sollte gegen diesen Schritt sein kräftiges Veto einlegen. Eben so sollte die Bestrafung oder die Entfernung des würdigen Commandanten von Mainz, Herrn v. Hüser, ausgesprochen werden, weil derselbe gegen die Insolenz der Mainzer Demokraten kräftig eingeschritten war. Der Regierung von Baden sollte befohlen werden, eine allgemeine Amnestie für die staatsverbrecherischen Empörer zu erlassen, welche im Anfange des Frühlings die Waffen gegen ihr Vaterland erhoben hatten, u. s. w. Bei den Debatten über solche unsinnige Anträge kam es oft zu den ärgerlichsten Scenen. — Ich versuchte es einmal, mich gegen dieses zwecklose Parteigetriebe auszusprechen und der Versammlung die Nothwendigkeit der Einigkeit und Ruhe ans Herz zu legen, wenn sie ihren Zweck erreichen wolle. Weil ich aber bei Erwähnung des bisherigen Parteigezänks etwas starke Ausdrücke gebrauchte, wurde ich durch allgemeines Murren unterbrochen. Leider konnte ich mich an den Debatten nicht betheiligen, weil meine Schwerhörigkeit, obgleich damals nicht so stark wie jetzt, mich daran hinderte. Ich entsagte daher gegen Ende Augusts, kurz vor dem unheilvollen

Aufstande, in welchem Auerswald und Lichnowsky das Leben verloren, der Mitgliedschaft bei dem Deutschen Parlamente, der ich kein gutes Prognostikon stellen konnte.

In Frankfurt besuchte mich meine liebe Gattin, und wir machten zuweilen Ausflüge in die dasige reizende Umgegend, z. B. nach Mainz, Bingen, Darmstadt, Heidelberg u. s. w. In Heidelberg fühlte sich mein Deutsches Nationalgefühl verwundet durch die an der dasigen großartigen Schloßruine sichtbaren Spuren des alten Fränkischen Vandalismus, den sich Deutschland mußte gefallen lassen, weil seine elende Verfassung jeder Entfaltung Deutscher Kraft hinderlich war. So etwas, hoffte ich damals noch, kann in Zukunft doch nicht mehr vorkommen. Wie auch die Deutsche Verfassung ausfallen mag, sie wird jedenfalls so beschaffen sein, daß Deutschland als Ganzes eine Ehrfurcht gebietende Stellung gegen das Ausland einnehmen kann, besonders, da nun auch der Grund zu einer Deutschen Seemacht gelegt ist. Wie hätte ich es damals für möglich halten können, daß in naher Zukunft die neugeschaffene Deutsche Flotte über Hals und Kopf an den Meistbietenden verkauft und es dem kleinen Dänemark gestattet sein würde, die Spuren seines modernen Vandalismus Deutschen Provinzen recht tief einzudrücken.

Am 10. Mai 1850 erhielt ich meine Entlassung aus meinen bisherigen Dienstfunctionen und wurde pensionirt. Schon im vorigen Jahre war ich um diese Entlassung eingekommen, da mein invalider Zustand notorisch war, aber sie wurde mir verweigert, und ich mußte mich gedulden, bis das neue Gesetz über den Civilstaatsdienst in Kraft trat, nach welchem ich mir einen Abzug von ⅓ meiner bisherigen Besoldung mußte gefallen lassen.

Im Jahre 1851 betraf mich neuerdings ein großes häusliches Unglück. Ich verlor nämlich auch meine zweite Gattin, mit der ich 18 Jahr in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, durch den Tod, unter sehr tragischen Nebenumständen, welche zu erwähnen ich unterlasse, um nicht kaum verharrschte Wunden wieder aufzureißen.

Ich habe viele harte Schläge des Unglücks ausgehalten, aber keiner ist so tief gedrungen, als dieser. Schon in den

4—5 Monaten, die dieſem Tode vorangingen, habe ich faſt keine ruhige Stunde gehabt. Jetzt fühlte ich meinen Geiſt und Körper ſo angegriffen, daß ich glaubte, den Lieben, die vor mir in die Ewigkeit gegangen, bald nachfolgen zu müſſen. Doch durch Gottes Hülfe habe ich mich wider Erwarten nach und nach erholt, und obgleich ich häufig an Katarrhalfiebern leiden mußte, wozu vor 2 Jahren ein Armbruch und ein hartnäckiger Blaſenkrampf kam, ſo fühle ich mich doch für meine Jahre noch ziemlich rüſtig an Körper und Geiſt. Obgleich ich, wie es nicht anders ſein kann, in gar vieler Beziehung die Schwächen und Beſchwerden des Alters empfinde und beſonders der Mangel an Gehör mich von den Genüſſen der Geſelligkeit faſt gänzlich ausſchließt, ſo füge ich mich doch ohne Murren in das, was nicht zu ändern iſt; denn ich habe in der Schule des Lebens Entſagung gelernt. Ich ſetze als Gewinn an, was nicht Verluſt iſt. So danke ich Gott, daß meine Augen mir einigermaßen Erſatz bieten für den Mangel an Gehör, ſo daß ich durch Lectüre die Lücken und leeren Stellen ausfüllen kann, die ſonſt wegen meiner erzwungenen Theilnahmloſigkeit an geſellſchaftlicher Unterhaltung nothwendig in meinem Leben entſtehen würden. Der Geiſt bedarf einer fortgeſetzten Gymnaſtik, wenn er nicht erlahmen oder verſumpfen ſoll. Nur geiſtige Thätigkeit bewahrt vor der Plage der Langeweile, in welche alte Leute gewöhnlich verſinken, und ſich dann wundern, wenn ſie von übeln Launen und Grillen geplagt werden, worüber ich nicht klagen kann; im Gegentheil erfreue ich mich in der Regel einer heitern Laune. Meine Wünſche beſchränken ſich als Patriot auf die Kräftigung und beſſere Geſtaltung des Deutſchen Nationallebens und als Privatmann auf das Wohlſein und das Gedeihen meiner Söhne, welche ſo viel zur Erheiterung der dunkeln Partien meines Lebensabends beitragen. Glücklicher Weiſe ſind alle vier verſorgt. Der älteſte iſt Regierungsrath und beim hieſigen Miniſterio angeſtellt, der zweite ſteht als Hauptmann bei unſerm, der dritte als Capitain beim Preußiſchen Militair und der vierte iſt Oekonom, und hat eine Domainenpachtung im Coburgiſchen.

So ſehe ich denn dem Ausgange aus dieſem Leben ruhig entgegen, denn ich bin überzeugt, daß der Tod nur der Ueber-

gang ist zu einem bessern Sein. Möge diese abgenutzte morsche Hülle meines Geistes verwesen, mein Geist verweset nicht, denn er ist ein Gedanke Gottes, und was im Denken Gottes existirt, gleichsam ein Partikel des göttlichen Geistes ist, kann nicht untergehen.

---

13. Einige Winke für meine jüngern Zeitgenossen und Nachkommen, welche wünschen, ein glückliches Alter zu erreichen.

Fragt man mich, wie ich es angefangen habe, um unter so vielen Erlebnissen, die wohl geeignet waren, mein Leben abzukürzen, ein so ruhiges, heiteres Alter zu erreichen, so muß ich zuvörderst bekennen, daß dieses hohe Alter nicht ein Ergebniß meiner Vorsicht und Klugheit, sondern ein Geschenk dessen ist, von welchem alle guten Gaben kommen, wofür ich dem allgütigen Gott nicht genug danken kann. Aber da die Gnadengeschenke des Himmels dem Menschen nicht so ohne Weiteres in den Schooß fallen, sondern er sie durch Nachdenken, Mühe und Arbeit erringen muß, so kann man allerdings fragen, was ich in dieser Beziehung gethan oder vermieden habe. Zuvörderst habe ich mich von Jugend auf vor allen Ausschweifungen gehütet, wodurch so viele Jünglinge die zarte Wurzel ihres Lebens vergiften *), und da das Beispiel anderer für die unerfahrene gedankenlose Jugend so verführerisch ist, so habe ich mein Auge von solchen verführerischen Beispielen auf andere gerichtet, in welchen die entsetzlichen Folgen solcher Ausschweifungen, so wie überhaupt aller Laster mir, wie so viele Warnungstafeln, vor die Anschauung traten. Diese warnenden Beispiele braucht man nicht in der Ferne zu suchen, sie liegen nahe genug; man muß nur den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden wissen. Es ist ein Vorurtheil, wenn man den Pfad der Tugend nur mit Dornen und Disteln in Verbindung bringt, während des Lasters

*) Libidinosa etenim et intemperans adolescentia effoetum corpus tradit senectuti. Cicero de senect.

Bahn durch blühende Auen führen soll. Seht nur genauer nach und ihr werdet finden, daß das Laster niemals schön ist, und wenn es auch noch so viele Schminke verbraucht, noch so künstliche Schmuckmittel anwendet. Oder ist der Wüstling schön, auf dessen eingefallenen Wangen die Wollust die Farbe des Todes gemalt hat, oder der aufgedunsene Schlemmer, der wassersüchtige Säufer, der bleiche, eingeschrumpfte Knicker, der mit zitternder Hand jeden Lebensgenuß von sich weiset? Können die glänzenden Purpurmäntel, in welchen der ehrsüchtige Usurpator, der stolze Despot und Tyrann furchtgebietend einhertritt, den Abscheu mindern, den er dem Volke einflößt? —

Es ist ein wahres Wort, wenn man sprichwörtlich sagt: „häßlich wie die Sünde", und der ist wahrhaftig ein Thor, welcher sich von ihren erborgten Reizen bestricken läßt. Ihr Schmuck gleicht dem Prunkgewande, womit die Buhlerin Dejaneira den Herkules vergiftete. Ist es denn eine Freude, Gift zu nehmen, weil es durch betrügerische Beimischungen anfangs die Zunge kitzelt? Mag das moralische Gift süß sein; nur der Thor, der Wahnsinnige kann sich über seine entsetzlichen Wirkungen verblenden. Du bist dem geistigen Tode geweiht, wenn du für kurzen Sinnenkitzel deine Freiheit hingibst, um ein elender Sklave des Lasters zu werden, und mit Recht nennt Jesus solche Sklaven, die sich in den Schein der Frömmigkeit hüllen, übertünchte Gräber.

Das Laster, meint der Thor, hat doch auch seine reizenden Genüsse. — Ja, aber sie gleichen den Freuden der Trunkenheit. Die ersten Momente des beginnenden Rausches mögen angenehm sein, aber wer sich dadurch zur Völlerei verlocken läßt, findet sich gewöhnlich zuletzt in einem stinkenden Sumpf gebettet. Ist denn das Bewußtsein, einen Abgrund vor sich zu haben, dem man auf der abschüssigen Bahn des Lasters im vollen Laufe entgegen eilt, etwas Angenehmes? Es ist kein Stillstand auf dieser Bahn, wenn kein rettender Engel dir entgegen tritt, je weiter du vorwärts eilst, desto vollständiger verlierst du deine Willenskraft; du wirst von der Macht der Gewohnheit und der Leidenschaft fortgetrieben, wie das Schiff, dem der Steuermann

fehlt, bis deine Lebensbarke an den Klippen des Verderbens scheitert.

Leicht iſt der erſte Funken der böſen Begierde zu löſchen, wenn der Menſch ſeine Ueberlegung braucht und mit der Kraft ſeines noch ungeſchwächten Willens einſchreitet; verſäumt er aber den günſtigen Augenblick, ſo lodert der Funken zur Flamme auf, die immer größer wird und zuletzt alle Keime des Guten und Schönen, alle Blumentriebe der Liebe und Theilnahme verſengt, und ſomit die ſchöne Ernte, auf welche er bei einiger Selbſtherrſchaft hätte rechnen können, zerſtört.

Durch dieſe und ähnliche Betrachtungen habe ich den Reizen des Laſters zu widerſtehen geſucht, und wenn ich mich auch nicht rühmen kann, keiner Verſuchung unterlegen zu ſein, ſo iſt doch keine laſterhafte Neigung zur Gewohnheit geworden, weil ich immer zeitig genug die nöthigen Vorkehrungen traf. In Spanien und Frankreich hatte ich mir das Weintrinken angewöhnt, weil man daſelbſt gewöhnlich kein anderes Getränk haben konnte, als Wein. Kaum aber merkte ich, daß mein Appetit immer mehr verlangte, als ich eine Beſchränkung eintreten ließ, und nach geendigten Feldzügen brachte ich es bald dahin, mich mit 2—3 Gläſern täglich zu begnügen. Daß das Bedürfniß des ſtarken Eſſens und Trinkens, wodurch wir Deutſche uns auszeichnen, ein künſtliches, durch Gewohnheit entſtandenes iſt, davon habe ich mich in Catalonien überzeugt. Der Catalonier und überhaupt der Spanier hat in ſeinem Charakter und ſeiner Lebensweiſe ſehr wenig, was zur Nachahmung aufgeſtellt werden könnte, aber ſeine Mäßigkeit und Genügſamkeit iſt wahrhaft muſterhaft. Eine Hand voll Zwiebeln, Oliven, getrocknete Feigen oder Datteln u. dergl. reichen zu ſeiner täglichen Mahlzeit aus und er verzehrt dieſe geringe Koſt ohne Murren. Sein Trinken iſt auch mehr ein feines Koſten, als ein volles Schlucken, denn er läßt ſeinen Wein aus einer kleinen Flaſche mit enger gebogenen Dille ſtrahlenförmig in den Mund laufen, ſo daß man gar kein Schlucken bemerkt, ein Experiment, das von einem Ungeübten nicht nachzumachen iſt. Eine andere Lichtſeite im Spaniſchen Charakter iſt der Nationalſtolz, den die Spanier in ſo großem Uebermaß beſitzen, daß uns Deutſchen geholfen wäre,

wenn uns dieſer Ueberſchuß zu Theil werden könnte. Aber dies bloß beiläufig.

So wie das Laſter immer häßlich iſt, auch wenn es mit falſchen, erborgten Reizen lockt, ſo iſt die Tugend immer ſchön, auch wenn ſie uns Schmerz bereitet oder ſchwere Opfer von ihren Verehrern verlangt. Der Schmerz iſt der Schatten in dem Gemälde unſeres Lebens. Ein Bild, dem der richtige Schatten fehlt, kann den Unkundigen durch ſeine bunten Farben anlocken, aber der Kenner wird ſich davon abwenden. Die Tugend verliert alſo dadurch nichts von ihrer ewigen Schönheit, daß ſie uns zuweilen das Ertragen von Schmerzen aufgiebt, oder anſtrengende Arbeiten von uns verlangt, ſo wenig wie in den Augen der alten galanten Ritter die Dame ihres Herzens etwas von ihrer unvergleichlichen Schönheit verlor, wenn ſie ihnen ſchwere Aufgaben zu löſen vorlegte, oder ſchmerzhafte Entſagungen von ihnen verlangte.

Man braucht nicht lange gelebt zu haben, um die Erfahrung zu machen, daß das Laſter unfehlbar in die Steppen und Abgründe des Elends, die Tugend aber, wenn auch auf beſchwerlichen Umwegen, in die Blumenauen der Freude, des Glücks und der Zufriedenheit führt. Im Umkreiſe der Tugend finden alle Bedürfniſſe unſerer Natur ihre volle Befriedigung. Der Frohſinn findet hier Plätze für ſeine Tänze, die Liebe entdeckt nicht allein Blumen für ihre Kränze, ſondern auch die theuern Häupter, welche ſie damit ſchmücken will. Der Schmerz wird nur ein Reizmittel zur Erhöhung unſeres Genuſſes, ſo wie das Salz und ſcharfe Gewürz nicht fehlen darf, wenn unſere Speiſen ſchmackhaft ſein ſollen. In der Sphäre des Laſters hingegen verliert die Hoffnung ihren Balſam, während die Furcht ihren ſchärfſten Stachel ſpitzt. Da iſt die Gegenwart Angſt, die Vergangenheit Vorwurf, die Zukunft Verzweiflung. Dieſe Erfahrungen ſind unläugbar und doch trinkt der wunderliche Menſch lieber aus ſchmutziger Schale den ekelhaften Trank, den ihm das Laſter reicht, als aus goldenem Kelche den Götternektar, den ihm die Tugend credenzt; er fährt lieber auf dem unruhigen Meere laſterhafter Begierden und Leidenſchaften, wo heftige Stürme ihn umtoſen und ſeiner Lebensbarke täglich und

ſtündlich mit Schiffbruch drohen, als daß er ruhigen Schritts durch die lachenden Gefilde der Tugend hinwandeln ſollte, wo Friede und Freude ſich ewige Hütten bauen.

Aber ich halte ein, um nicht in den Fehler des Alters zu fallen, durch lange Predigten zu ermüden. Der kurze Sinn meiner langen Rede iſt aber dieſer: Wer auf der Bahn ſittlicher Vollkommenheit Fortſchritte machen will, muß ſich gewöhnen, die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Laſters immer vor Augen zu haben; ſo habe ich es gemacht und bin dadurch zu einem glücklichen Alter gelangt, wenn auch zuweilen eine kleine Täuſchung mit untergelaufen iſt. Denn auch der beſte Menſch ſtrauchelt zuweilen. Darin beſteht die ganze Lebenskunſt, daß man dem Menſchen Motive an die Hand gebe zu einer entſcheidenden Wahl zwiſchen dem Guten und Böſen und zwar zum Vortheil des erſteren. Da iſt es nicht mit bloſen trocknen Lehren, Geboten und Verboten gethan, denn der Menſch iſt ein ſinnliches Weſen, und wenn ihm das Böſe beſſer und genußreicher vorkommt, als das Gute, wählt er es doch trotz aller Verbote. Will man unerlaubten Gefühlen entgegenwirken, muß man ſtärkere erlaubte dagegen in Bewegung ſetzen. Nur wenn das äſthetiſche Gefühl der Schönheit das ganze Gemüth des Menſchen erfüllt, wird er geneigt ſein, den flüchtigen Sinnenreizen zu widerſtehen. Nur wenn das erhabene Ideal der Majeſtät Gottes, als ſittlichen Geſetzgebers, unſere ganze Seele, unſer ganzes Gemüth in Anſpruch nimmt, werden wir bereit und willig ſein, ſeine Gebote zu erfüllen, und der Widerſtand der Sinnlichkeit wird vor dem überwältigenden Gefühle des Erhabenen weichen. Der Menſch, der die Häßlichkeit des Laſters einmal erkannt hat, von der Schönheit der Tugend tief durchdrungen und von den erhabenen Ideen der Religion begeiſtert iſt, wird, wie auch der Stoff beſchaffen ſein möge, den ihm das Schickſal bietet, ſein Leben ſo zu geſtalten ſuchen, daß es einem ſchönen Kunſtgebilde gleicht, von deſſen Formen alles Unedle und Gemeine ausgeſchloſſen iſt. Ich kann mich nicht rühmen, ein vollendeter Lebenskünſtler zu ſein, aber ich habe doch mein Leben nicht verpfuſcht, denn ſonſt könnte ich nicht ſo ruhig auf die Vergangenheit zurück und ſo zuverſichtlich auf die Zukunft hinblicken. Mögen meine Nach-

kommen es weiter bringen in dieſer ſchweren Kunſt und ſie werden es, wenn ſie die Grundregeln befolgen, die ich hier niedergelegt habe.

Quis nam igitur liber? — Sapiens, sibi qui imperiosus;
Quem neque pauperies, neque mors, neque vincula terrent,
Responsare cupidinibus, contemnere honores
Fortis, et in se ipso totus, teres atque rotundus,
Externi ne quid valeat per leve morari;
In quem manca ruit semper fortuna.

Horat.

Erinnerung an einige merkwürdige Männer meiner Bekanntſchaft.

Bevor ich zum zweiten Abſchnitt dieſes Werks übergehe, kann ich nicht unterlaſſen, einiger merkwürdiger Männer zu erwähnen, mit welchen ich in nähere Berührung gekommen, doch werde ich mich, was meine lieben Landsleute betrifft, nur auf ſolche beſchränken, die ihre irdiſche Laufbahn bereits geendet haben.

Die erſte Stelle in meiner dankbaren Erinnerung nimmt der am 22. April 1837 in die Ewigkeit gegangene edle Fürſt, Günther Friedrich Karl, der Vater des jetzt regierenden Fürſten, ein. Da ich mehrere Jahre der Tiſchgenoſſe dieſes Herrn war, und er, bei guter Laune, gern von ſeinen jugendlichen Abenteuern erzählte, ſo habe ich Gelegenheit gehabt, tiefere Blicke in ſeinen Charakter zu thun, als mancher andere, der ihm ferner ſtand, und mich überzeugt, daß ſein ſcharfer Verſtand mit einem guten, gefühlvollen Herzen verbunden war, daß ſeine kräftige Natur aber auch von ſtarken Leidenſchaften bewegt wurde, welche er nicht immer zu beherrſchen wußte. Er geſtand ſelbſt, daß ſeine Erziehung ſehr vernachläſſigt worden ſei, und beklagte es, daß er in ſeiner Jugend nicht mehr Kenntniſſe eingeſammelt habe. Gewiß würde er, wenn man ihm Geſchmack an der Literatur und Lectüre beigebracht hätte, vor mancher Thorheit, vor mancher koſtſpieligen Liebhaberei, womit er die leere Zeit auszufüllen ſuchte, verwahrt worden ſein.

Aber ich will nicht von ſeinen Fehlern und Schwächen reden, ſondern von ſeinen Vorzügen, beſonders von ſolchen, worin er vielleicht einzig in ſeiner Art war. Dahin gehörte zuvörderſt ſeine außerordentliche Popularität, die ihn veranlaßte, jedem, auch dem Geringſten, herablaſſend und freundlich zu begegnen, bei Gelegenheit ſich mit Perſonen vom Bürger- und Bauernſtand ins Geſpräch einzulaſſen und ſich nach ihren Anliegen zu erkundigen. Dieſe Popularität war aber keine ſtolze Herablaſſung, keine leere, zur Schau getragene Demonſtration, ſondern ſie ging aus wirklicher Theilnahme hervor. Es war eine beſondere Eigenthümlichkeit dieſes Herrn, daß er, ſo weit es anging, gern ſeine Freuden und Genüſſe mit ſeinen Bürgern theilte. In ſeinen jüngern Jahren vereinte ſich dieſer theilnehmende Fürſt gern mit den Fröhlichen bei Gelegenheit kleiner Volksfeſte, zu welchen auch der Geringſte Zutritt hatte und ſich mit dem gnädigen Herrn zugleich im Tanze drehen konnte. Als noch Wildeſchweins-Jagden gehalten wurden, gab er jedesmal nach geendigter Jagd den hieſigen Bürgern einige gebratene Schweine zum Beſten und auch am Weine fehlte es nicht. Aus dieſer Neigung, andern den Genuß zu verſtatten, den er ſelbſt liebte, ging nicht allein die oft getadelte Erlaubniß des Tabakrauchens in ſeinem Hoftheater hervor, ſondern auch der Entſchluß, dieſes Theater ſeinen Unterthanen ganz frei zu geben. Als ihm aber vorgeſtellt wurde, daß der Aufwand, den dies Theater erforderte, eine zu große Lücke in den Finanzen verurſache, wurde daſſelbe ſofort aufgehoben. Auch in kleinen Zügen offenbarte ſich dieſe Theilnahme an Allem, was im bürgerlichen Leben vorging. Als einſt der Geburtstag des Fürſten auf dem hieſigen Schützenhauſe gefeiert wurde, war ein ſonſt wackerer Bürger beim Zuhauſegehen in den Mühlgraben gefallen. Davon in Kenntniß geſetzt, ſchickte ihm der Fürſt am andern Morgen einige Flaſchen Champagner mit dem Zuſatze: er ließe ihm danken, daß er ſeinen Geburtstag zu Waſſer und zu Lande gefeiert hätte.

Es läßt ſich denken, daß ſich dieſer Fürſt durch dieſe Popularität nicht nur die Liebe und das Vertrauen des Volks erwarb, ſondern ſich auch eine Menſchenkenntniß erwarb, welche andern Fürſten, die ſich bloß auf den Umgang mit ihren Hof-

herren und Hofdamen beſchränken, nothwendig abgeht. Wirklich zeichnete ſich der gute Herr auch durch eine ſcharfe und ſchnelle Beurtheilung der verſchiedenen Charaktere aus und wurde nur ſelten getäuſcht.

Eine andere Eigenheit dieſes Fürſten war ſeine entſchiedene Vorliebe für das Einfache, Ungekünſtelte, Natürliche, woraus eine vielleicht zu weit getriebene Abneigung gegen das leere Formenweſen, welches an andern Höfen eine ſo große Rolle ſpielt, hervorging. Sein Hof war der einzige in Deutſchland, welcher ſich nicht in den engen Schranken der Etikette bewegte, nur bei der Anweſenheit hoher Gäſte ſah man ſchwache Spuren davon. Er war gern ungenirt und geſtattete auch ſeiner Umgebung freie Bewegung. In ſeinem gewöhnlichen Leben war keine Spur von Hofpracht, die man ſonſt für ein weſentliches Erforderniß der Fürſtl. Würde hält. Er hatte einige koſtbare Liebhabereien, das iſt nicht zu läugnen, aber auf Gegenſtände des Luxus hat er nichts verwendet. Wohnung, Kleidung, Tafel, Alles war einfach. Die Wände ſeiner Zimmer waren grün angeſtrichen, Stühle und Sophas waren aus Rohr geflochten, ohne weiche Polſter; ein alter Spiegel und eine ſchwerfällige Uhr vollendeten die Decoration derſelben. Seine Kleidung beſtand aus einem kurzen grünen Jagdcollet, welches er erſt in den letzten Jahren mit einem bequemern ſchwarzen Rock vertauſchte, weißledernen Beinkleidern und langen ſteifen Reitſtiefeln. Seine Koſt war ſchmackhaft, aber frugal. Das Alles war nun freilich nicht Fürſtlich; aber ich habe nicht gefunden, daß dieſer Fürſt darum weniger geachtet worden wäre.

Man hat ihn nach ſeinem Tode ſehr zu verkleinern geſucht und ſeine Regierung eine ſchlechte genannt, ſo viel mir aber bekannt iſt, haben ſich die Schwarzburger unter dieſer Regierung ganz leidlich wohl befunden; gar viel Verbeſſerungen in allen Zweigen der Verwaltung und der Volksbildung ſind angebahnt worden, und wenn noch Manches zu wünſchen übrig blieb, ſo kam das daher, daß der weiſe Fürſt bei ſeinen Reformen kein Freund von Sturmſchritt war.

Ein nicht geringes Verdienſt erwarb ſich der Fürſt durch Beſeitigung der Lehensabhängigkeit, in welcher die Unterherr-

ſchaft zu Kurſachſen und ein Theil der Oberherrſchaft zu Sachſen-Weimar und Gotha ſtanden. Vorzüglich vortheilhaft war der Staatsvertrag, welchen der Fürſt in dieſer Beziehung im J. 1816 mit der Krone Preußen ſchloß, auf welche mit dem königl. Sächſiſchen Thüringen zugleich die alten Kurſächſiſchen Anſprüche auf die Lehensherrlichkeit, womit Schwarzburg ſeit Jahrhunderten von Sachſen chicanirt worden war, übergegangen waren. Nach dieſem Vertrage verzichtete Preußen gegen die Abtretung des Amtes Großbodungen und einiger Gerichtsorte auf die Landeshoheits- und Lehensrechte und Einkünfte des Amtes Ebeleben und überließ zugleich an S.-Sondershauſen die adeligen Gerichtsorte Großenfurra und Bendeleben. Auch wurde dem Fürſten das Eigenthumsrecht an dem Großbodungenſchen Domainengute vorbehalten; der Fürſt aber wurde von dem König von Preußen mit dem großen rothen und bald darauf mit dem ſchwarzen Adlerorden decorirt, wie denn überhaupt dieſer König es an Beweiſen ſeines Wohlwollens gegen den Fürſten nicht fehlen ließ.

Noch viele andere Erleichterung verdankt das Land dieſem Fürſten, deſſen frühere Regierung in eine ſehr bewegte und theilweiſe unglückliche Zeitperiode fiel, wo es galt, den Muth nicht zu verlieren. Nach der Schlacht bei Jena wurde unſer Land von den Franzoſen wie ein feindliches behandelt. Beſonders ſchlimm hauſeten ſie in Sondershauſen, welche Stadt mehrere Tage hindurch ſchonungslos geplündert wurde, und ſie würde vielleicht noch ein härteres Schickſal erlitten haben, wenn der Fürſt ſie verlaſſen hätte. Aber anſtatt übereilt zu flüchten, zog er es vor, lieber mit ſeinen ihm anvertrauten Unterthanen zu leiden und wo möglich größeres Unheil abzuwehren. Durch gaſtfreundliche Aufnahme in ſeinem Schloß ſuchte er den Marſchall Soult zu beſänftigen, und der falſche Franzoſe gab die beruhigendſten Verſicherungen, daß keine weitern Gewaltthätigkeiten vorfallen ſollten, bethätigte aber dieſe Verſicherung dadurch, daß er den Fürſtl. Marſtall ausleeren und gegen 80 Pferde wegführen ließ.

Was die Franzoſen erbitterte, war wahrſcheinlich der Umſtand, daß der Fürſt den König von Preußen, der nach der Schlacht bei Auerſtädt über Sömmerda durch Sondershauſen kam, ihrer

Verfolgung entzogen, und dabei in eigner Perſon den Wagenlenker gemacht hatte.

In dieſer böſen Zeit ſchlugen die ſtarken Durchzüge der Franzöſiſchen Truppen und die damit verbundenen Erpreſſungen dem Lande tiefe Wunden, welches noch überdieß durch unverhältnißmäßige Lieferungen zur Verzweiflung gebracht wurde. Doch gelang es dem Fürſten, durch zweckmäßige Unterhandlung die im November 1806 ausgeſchriebene Franzöſiſche Contribution von 840,000 Franken abzuwenden.

Nachdem Schwarzburg im April 1807 dem Rheinbunde beigetreten war, hörten dieſe Plackereien zwar auf, aber die Theilnahme an den Franzöſiſchen Feldzügen koſtete unſerm Lande viel Menſchen und Geld. Bei dem erſten dieſer Feldzüge, wo das Schwarzburgiſche Contingent zu Beſatzung der Schleſiſchen Feſtung Glogau gebraucht wurde, hatte man den Fehlgriff begangen, die Leute durch Werbung zuſammenzubringen. Da hatten ſich viele dienſtloſe alte Preuß. Soldaten eingefunden, welche, nachdem ſie ihr Handgeld eingeſtrichen, davonliefen und ſomit der Kriegskaſſe bedeutende Verluſte verurſachten. Napoleon kehrte ſich auch nicht an den Vertrag, nach welchem das Schwarzb. Contingent auf 325 Mann feſtgeſetzt war. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß über dieſe Zahl 2 Compagnieen nach Spanien geſchickt werden mußten. So wurde Schwarzburg auch genöthigt, während die Reſte ſeines Contingents in Danzig eingeſchloſſen waren, ein neues zu ſtellen und zur Verſtärkung der Garniſon nach Magdeburg zu ſchicken.

Die Völkerſchlacht bei Leipzig befreite zwar Deutſchland, und alſo auch unſer Land von der Franzöſiſchen Tyrannei; aber die nächſten Folgen dieſer Schlacht waren eben nicht angenehm, indem auch unſer Land durch Einquartierung und Lieferungen ſtark in Anſpruch genommen wurde; auch fielen mitunter Gewaltthätigkeiten vor; ſo führte eine Abtheilung Ruſſen, welche durch Sondershauſen ging, faſt alle brauchbaren Pferde mit ſich fort. Hier war der Fürſt wieder ſehr thätig, um dieſe Laſten zu erleichtern. So unterhandelte er ſelbſt mit dem Schwediſchen Generalfeldmarſchall Steding über eine ſeiner Reſidenzſtadt auferlegte Lieferung, daß dieſelbe ganz unterblieb, eben ſo wie

ſpäter eine dem Lande angeſonnene Requiſition von circa 30,000 Thlr. durch ſeine Vermittlung zurückgenommen wurde.

Kaum beſchattete die Palme des Friedens das liebe Vaterland, als die Fürſtl. Regierung ernſtlich darauf bedacht war, die in den drückenden Kriegszeiten contrahirten Schulden zu tilgen, und der Erfolg dieſes patriotiſchen Strebens war ſo glücklich, daß die Schulden der Landſchafts- oder Staatskaſſe, welche im J. 1815 273,433 Thlr. betrugen, ſich im J. 1825 auf 44,375 Thlr. verringert hatten; die Schulden der Kammer mochten ſich etwa auf 100,000 Thlr. belaufen. Jetzt, nachdem die Kammereinkünfte in die Staatskaſſe fließen, betragen die Geſammtſchulden etwas mehr. Daraus iſt abzunehmen, was von dem oft gehörten Vorwurfe zu halten ſei, daß die Verwaltung unter dieſem Fürſten ſehr im Argen gelegen habe. Sie war zwar damals noch nicht von der Regierung getrennt, aber das iſt meines Erachtens ſo wenig ein Fehler in kleinen Staaten, als die Vereinigung mehrerer Zweige kleiner Haushaltungen unter einem Domeſtiken. Die Regierung dieſes Fürſten bewegte ſich nicht in läſtigen Formen, denn wie von allem Luxus war der Fürſt auch ein Feind von dem Verwaltungsluxus. Er liebte nicht weitläuftige Schreibereien, ſondern machte die Sachen, wo es anging, am liebſten mündlich ab. Sonach hatte ſeine Regierung freilich einen patriarchaliſchen Beigeſchmack, aber ſie war wohlfeil und man befand ſich im Ganzen wohl dabei. Nur der Landbau ſeufzte noch unter den Feſſeln der alten Feudalverhältniſſe, und was gethan wurde, ſie zu erleichtern, wollte nicht viel ſagen.

Dies mag genug ſein, um das Andenken eines Fürſten, der vielfach verkannt worden iſt, zu verdienten Ehren zu bringen, und da ich dieſem Fürſten ſo viel verdanke, da Er es war, der mir eine ehrenvolle Carriere angewieſen und mir ſo viele Beweiſe ſeines Wohlwollens gegeben hat, ſo halte ich die hier gegebene kurze Charakteriſtik dieſes ſeltenen Fürſten für kein unnützes Beiwerk dieſer Biographie. Wenn das Beigebrachte auch kein Ehrendenkmal ſein kann, ſo mag es als Gedenkſtein meiner Dankbarkeit hier ſtehen.

Eben so fühle ich mich veranlaßt, hier eines Mannes zu gedenken, dem ich in geistiger und wissenschaftlicher Beziehung viel verdanke. Ich fühle mich dazu berufen besonders aus dem Grunde, weil dieser Mann von den neumodischen Zionswächtern und Glaubenseiferern in diesen Tagen sehr verunglimpft und ihm der Verfall der Religion in unserm Lande Schuld gegeben worden ist. Es ist dies der verstorbene würdige Kirchenrath Cannabich, der Vater des berühmten Geographen, der mit mir in gleichem Alter, die Beschwerden dieses Alters noch mehr empfindet als ich. Ich habe im Umgange mit dem seligen Kirchenrath sehr genußreiche Stunden verbracht und bin nie ohne Belehrung von ihm weggegangen. Er war ein philosophisch gebildeter Theolog; das ist freilich in den Augen der starren Buchstabengläubigen eine schlechte Empfehlung, aber meines Erachtens ist der wissenschaftliche und philosophische Moment die nothwendige Bedingung einer haltbaren Theologie; denn nur durch sie gelangen wir zu dem reinen Gottesbegriff, welcher die Grundlage jeder positiven Religion sein muß. Die tiefen Fragen, welche das Wesen des Christenthums berühren, können nur gelöst werden durch die unwandelbare Gottesidee, die sich uns durch philosophisches Nachdenken erschließt und durch eine gesunde Psychologie, gegründet auf religiöse und moralische Bedürfnisse der menschlichen Natur, wie sie durch die fortgeschrittene Erleuchtung von 18-Jahrhunderten zu Tage getreten sind.

Der würdige Cannabich erzählte mir, daß er in seinen frühern Jahren ganz der orthodoxen Richtung gefolgt sei und, unwillig über die Fortschritte des Rationalismus, den Entschluß gefaßt habe, diese Richtung zu vertheidigen und durch Gründe zu stützen. Aber bei dieser Arbeit sei er dahinter gekommen, daß die gewöhnlichen, für die alte kirchliche Form des Christenthums angeführten Gründe mehr geeignet wären, Zweifel zu erregen, als zu beseitigen, und so habe er sich nach und nach überzeugt, daß Jesus unmöglich eine Religion gelehrt haben könne, welche mit der Gottesidee und den Denkgesetzen der Vernunft im Widerspruch stehe, und demgemäß gelehrt.

Der gute Mann hatte aber schon bei seinen Lebzeiten viel Anfechtung. Unter andern denuncirte ihn der, zu seiner Zeit

vielgenannte Canonicus Dr. Burscher in Leipzig bei dem Fürsten als einen Irrgläubigen und wies in einer von Cannabich gehaltenen Predigt, über die Vaterliebe Gottes, eine Menge vermeintlicher Ketzereien nach. Der Fürst lehnte es aber weislich ab, sich in theologische Streitigkeiten zu mischen und schickte die Denunciation an seinen Kirchenrath, es ihm überlassend, sich zu rechtfertigen. So hatte diese Denunciation nicht die Folge, welche die spätere vom Consistorio zu Dresden gegen Fichte geschleuderte nach sich zog, und Cannabich fuhr fort, durch seine Predigten und Schriften geläuterte Religionsansichten zu verbreiten. Es mag sein, daß sich der gute Mann dabei zu sehr vom biblischen Standpunkte und auch von der biblischen Ausdrucksweise entfernte und ihm das abging, was man religiöse Salbung nennt; aber es ist auch sehr schwer für einen aufgeklärten Religionslehrer, die rechte Mitte zu halten zwischen dem Traditionellen und den Forderungen der Vernunft. Wie dem auch sein mag, so bin ich doch überzeugt, daß er durch seine mündlichen und schriftlichen Lehren viel Gutes gewirkt hat, denn er war zu seiner Zeit sehr beliebt. Da er bis zu seinem Tode Mitarbeiter an der Jenaischen Literaturzeitung war, so waren seine philosophischen und religiösen Ansichten auch in der gelehrten Welt nicht ohne Einfluß. —

Ich kann nicht unterlassen, hier noch einer psychologischen Merkwürdigkeit zu erwähnen, die ich hier in Sondershausen kennen lernte und die mich sehr interessirte. Ich meine den jetzt ziemlich vergessenen, aber zu seiner Zeit beliebten Schriftsteller Joh. Karl Wezel, welcher 33 Jahre in unheilbarem Wahnsinn verbrachte. Welchen Ruf sich dieser Literat erworben, beweiset unter andern das Urtheil, welches der Hofrath Eichhorn in seiner Literaturgeschichte v. J. 1788 von ihm fällt, wenn er sagt: „Wezel hat eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens; seine Diction bleibt immer schön, sein Dialog ermüdet nie und sein Witz ist immer neu. Seine Schauspiele gehören zu den wenigen guten" u. s. w.

Sogar zu den Franzosen, die sonst fast keine Notiz von der Deutschen Literatur nahmen, war Wezels Ruf gedrungen.

Spaßhaft ist, was in einer französischen Brochüre (Histoire d'Allemagne traduite de l'Allemand à l'usage des dames françoises) von ihm gesagt wird:

Il y a encore un auteur en vogue qui s'appelle Vetz-hell; je n'ai pas pu dechiffrer la premiere syllabe de ce diable de nom, la derniere signific clair, poli — et la premiere pourroit s'exprimer par aiguiser. — — Mais laissons là les etymologie*). Cet homme a ecrit des ouvrages satiriques, où le badinage est melé de philosophie; c'est un chat qui fait des pattes de velours, et s'egayant avec vous, il vous donne un soufflet, que la tête vous tourne, sans que vous soyes en droit de vous plaindre.

Mehr Gewicht hat das Urtheil Wieland's, welcher in Wezeln, mit welchem er Briefe wechselte, die Anlage zu einem Deutschen Fielding zu erblicken glaubte, aber es auch an scharfen Zurechtweisungen nicht fehlen ließ, als dieser in seinen spätern Werken diese Hoffnung nicht erfüllte. Namentlich erfährt Wezels Belphegor, eine Nachahmung von Voltairs Candide, eine sehr harte Beurtheilung im Deutschen Mercur, worauf Wezel, der keinen Tadel vertragen konnte, einen sehr groben Brief an seinen bisherigen wohlwollenden Mentor schrieb und die Correspondenz mit ihm abbrach.

Wezel hielt sich für ein Universalgenie, er glaubte sich befähigt, in allen Fächern der Literatur zu glänzen und ein Nationalschriftsteller der Deutschen zu werden. Als aber diese Hoffnung sich nicht erfüllen wollte, als seine Glanzperiode in Leipzig, wo seine literarische Thätigkeit mehrere Schreiber beschäftigte, sich zu Ende neigte, als er durch Diebstahl und Betrug seine Ersparnisse verloren hatte, als alle seine abenteuerlichen Plane, z. B. die Gründung eines Erziehungsinstituts, einer Fräulein-Akademie u. dergl. keine Realisirung fanden und seine wieder-

*) Der Franzose unterläßt aber das Etymologiren bei andern Gelegenheiten nicht, z. B. Wie-lang: c'est à dire combien de tems. — Rammler, lapin. — Geleim, un homme colleré. — Schink, c'est un gros jambon etc.

holten Bemühungen um eine feste Anstellung fehlschlugen, da verlor der arme Mann allen Halt und versank von den glänzenden Höhen, die ihm sein Stolz vorgespiegelt hatte, in die dunkeln Irrgänge des Wahnsinns; ein warnendes Beispiel für Alle, welche mit einem ähnlichen Anlauf stolzer Hoffnungen beginnen.

Schon i. J. 1786 zeigten sich ganz unzweideutige Symptome seines Seelenzustandes. Um diese Zeit erhielt seine Mutter, die Wittwe eines Fürstl. Kochs, einen Brief von ihm aus Leipzig, worin er seine Verwunderung ausspricht, wie sie sich einbilden könne, einen so hochbegabten Mann, wie er sei, zum Sohne zu haben; doch gab er ihr den Auftrag, ihm in Sondershausen eine Wohnung zu verschaffen, weil er in Leipzig nicht ruhig leben könne.

In Sondershausen angekommen, machte er den Plan, eine große Buchhandlung und eine Bank zu errichten. „Ich habe, sagt er in dem Entwurfe dazu, die Leitung der Bank*) und einer Buchhandlung in der wohlmeinenden Absicht über mich genommen, um Sondershausen und seine Einwohner emporzubringen, auch den übrigen deutschen Städten wieder aufzuhelfen. — Die Kaufleute fragen: wer soll bei den Bankzetteln Sicherheit stellen? — das muß Gott thun" u. s. w.

In der ersten Zeit seines Wahnsinnes machte Wezel häufig Ausflüge in einsame entlegene Wälder und Thäler, und zeichnete sich dabei durch eine bunte mit Blumen verzierte Kleidung aus, so daß ihn die Gassenjungen verfolgten und verhöhnten. Deswegen zog er sich in sein Zimmer zurück, das er nie reinigen ließ, weil er jede Berührung mit Menschen scheute. Auch seine Kleidung wechselte er nicht, welche in einem langen Pelz, Pantalons und dicken Socken bestand. Was seine Beschäftigung betrifft, so war dieselbe eine mechanische Nachwirkung seiner frühern literarischen Thätigkeit; er schrieb nach den Eingebungen seiner verirrten Phantasie oder las in seinen alten Büchern, unter

*) Wer hätte damals geglaubt, daß diese Idee eines Verrückten in unserer kleinen Residenz realisirt werden könnte. Wir haben jetzt eine Bank, die, wie man hört, gute Geschäfte macht.

andern alle Tage pünktlich einige Seiten aus einer Polyglotte. In seinem literarischen Nachlasse, der mir durch die Hände gegangen ist, befinden sich viele Ansätze zu kleinen Romanen und kleine Geschichtchen, die man mit dem Prädicate genialer Unsinn bezeichnen könnte. Diese Aufsätze waren bunt durcheinander in deutscher, lateinischer, französischer, italienischer und englischer Sprache verfaßt und nicht blos reinlich, sondern auch correct geschrieben. Es wurden viele Versuche von Einheimischen und Fremden gemacht, diese Einsamkeit zu durchbrechen und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber er wies diese Zudringlichkeit barsch zurück; oft gerieth er darüber in Wuth, schnitt furchtbare Gesichter und sprach arge Drohungen aus, die jedoch nicht in Thätlichkeiten übergingen.

Da auswärtige Gelehrte den Sondershäusern den Vorwurf machten, daß sie ihren genialen Mitbürger, auf welchen sie stolz sein sollten, vernachlässigten, so kam zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Subscription zu Stande, an welcher auch Fremde sich betheiligten, und man beschloß, einen Versuch zur Heilung des wahnsinnigen Wezels zu machen, indem man ihn i. J. 1800 der Behandlung des berühmten Dr. Hahnemann, der sich damals in Altona aufhielt, übergab, aber der Unglückliche wurde gar bald als unheilbar zurückgeschickt.

Einen bessern Erfolg schien eine Wohnungs- und Kleidungsveränderung zu haben, zu welcher Wezel mit vieler Mühe bewogen wurde. Man brachte ihn aus seinem alten Logis, wo er im Schmutze fast erstickt war, in ein kleines, aber reinliches und freundliches Zimmer, und er schien ein anderer Mann zu werden, nachdem man ihn von seinem Pelztalar, der von Ungeziefer wimmelte, und von seinem langen Barte befreit hatte. Der Fürst hatte ihm einen anständigen Anzug besorgt, in welchem sich Wezel bald so gefiel, daß er sich nach mehr als 20jähriger Abgeschlossenheit wieder vor den Leuten sehen ließ, indem er alle Tage einen Spaziergang machte. Er ließ sich sogar bereden, ein Schauspiel und einige Concerts zu besuchen, und nahm die Erfrischungen, die ihm der Fürst bieten ließ, ganz behaglich, doch ohne ein Zeichen der Dankbarkeit zu sich.

Diese günstige Veränderung war indeß nur eine äußere, sein Gemüthszustand war derselbe geblieben und sein Menschenhaß hatte sich nicht vermindert.

Der Fürst nahm sehr viel Theil an dem unglücklichen Wezel, aber diese hohe Theilnahme fand bei diesem keine bessere Aufnahme, als die anderer Personen.

So wurde Wezel einst durch die List seines Führers bewogen, in ein Zimmer des Schützenhauses zu treten, wo sich der Fürst mit seinem Gefolge befand, konnte aber nicht zum Sprechen gebracht werden. Er schnitt ein finsteres Gesicht und zog sich nach einer Weile barsch wieder zurück. Zu Hause angekommen, ging er mit starken Schritten in seinem Zimmer auf und ab und sagte unter andern Schmähungen: „Der verfluchte Kerl! bringt mich da zum Fürsten! Ein hübscher Mann, das ist wahr; aber was habe ich denn mit ihm zu thun?“ — Dieser Unwille verflog aber, als er eine Flasche Punsch in Empfang nahm, die ihm der Fürst nachgeschickt hatte, wofür er auch gegen seine Gewohnheit dankte.

Einst wünschte der junge Erbprinz, mein damaliger Zögling, Wezels nähere Bekanntschaft zu machen, und ich führte ihn in dessen Wohnung. Es gelang der Hauswirthin, die einige Gewalt über ihn hatte, Wezeln zu vermögen, seine immer verschlossene Stubenthür zu öffnen. Aber unglücklicher Weise war er eben beim Mittagsessen und empfand daher die Störung mit doppeltem Unwillen. „Ihr seid ja recht unmanierlich,“ sprach er mit finsterm Gesicht, „mich so zu stören; seht ihr denn nicht, daß ich speise?“ „Sein Sie doch artig, Herr Wezel,“ sagte darauf die Wirthin, „es ist ja der durchlauchtige Erbprinz, der Sie mit seinem Besuche beehrt.“ — „Mag sein,“ war die Antwort, „ich habe aber nichts mit Fürsten und Prinzen zu thun.“ — „Sie werden,“ fiel ich ein, „dem Prinzen zu gute halten, wenn er einen so talentvollen Gelehrten, wie Sie sind, näher kennen zu lernen wünscht.“ — „Verstehen sich denn,“ war die Antwort, „die Sonderhäuser auf Talent? sie sind ja Idioten, alle Idioten.“ — „Wenn wir jetzt nicht gelegen kommen,“ sagte ich weiter, „so erlauben Sie uns wohl, Sie ein an andermal zu besuchen“. — „Das,“ ent-

gegnete er, „ist nicht nöthig, ich will und brauche keinen Besuch.“ So mußten wir wieder abziehen. Der Prinz reichte ihm zum Abschiede die Hand, er zog aber die seinige mit den Worten zurück: das schickt sich nicht.

Auch gegen Frauenzimmer war Wezel nicht weniger abstoßend. Die bekannte Händel-Schütz näherte sich ihm einst mit einer sehr schmeichelhaften Anrede und suchte ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Sie erhielt aber auf ihre Fragen entweder keine oder grobe Antworten. Ihre Gewandtheit scheiterte an seinem Starrsinne, und als sie wissen wollte, womit er sich beschäftige, polterte er die Antwort heraus: Alberne Frage! mit mir selbst.

Hiermit hatte Wezel die wahre Ursache seines Unglücks angegeben. Daß er sich ohne Theilnahme für Andere ausschließlich mit sich selbst beschäftigte, in dem Spiegel seiner Einbildungskraft sein vergöttertes Ich, seine vermeintlichen großen Talente und außerordentlichen Leistungen beschaute, darin lag wohl der Grund seines Irrsinns. Es bestätigte sich an ihm, was der Apostel Paulus sägt: Wenn ich mit Engel- und Menschenzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle; und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. — An den Gaben der Rede, an Kenntnissen fehlte es Wezeln nicht, aber er hatte kein Gemüth, keine liebevolle Gesinnung, die Selbstsucht, der Stolz, der Menschenhaß erfüllten seine enge Brust so ganz, daß jeder Keim der Liebe erstickt wurde, und so verlor er die Anknüpfpunkte für die Menschenwelt und versank in den Abgrund des Wahnsinns. Solche Menschen mit verödetem Gemüth sind als Warnungstafeln hingestellt gegen die Lockungen der Selbstsucht und des Stolzes; denn der Stolz ist schon ein halber Wahnsinn, weil der davon beherrschte Mensch andern zumuthet, sich neben ihm zu verachten.

Wezel erreichte übrigens das hohe Alter von 82 Jahren; er starb i. J. 1819 an Altersschwäche. Daß sich Wezel in seinem Wahnsinn für ein höheres Wesen, ja zuweilen für einen Gott gehalten hat, geht aus mehreren seiner Aeußerungen her-

vor. So befindet ſich in ſeinem ſchriftlichen Nachlaß folgende ſonderbare Etymologie ſeines Namens.

Die Erde wurde von zwei Dämonen beherrſcht, wovon einer Wez, der andere El hieß. — Wez iſt hebräiſch und bedeutet am Holze; El bedeutet Gott. Die erſte Bedeutung iſt etwas räthſelhaft, vermuthlich wird das Feuer damit gemeint, weil es im Holze iſt. Denn Wez war ganz Feuer, El ganz Licht. — Lang ausgeſtreckt lag Wez in ſeiner finſtern Hütte; zur Rechten ſtand der Schmerz, zur Linken die Langeweile, über ihm ſchwebte die Furcht. —

Im folgenden Gedicht erklärt ſich Wezel geradezu für einen Gott:

Festo Wezelii, 3. Febr. 1795.

Gaudeamus, gaudeamus,
Laetus Deus natus est,
Tristitiae non serviens,
Artibus ingenii
Amore summo favens,
Adeste festo Gratiae,
Quibus omnem vovit vitam:
Adeste festo Musae! etc. —

Von meinen lieben Verwandten, Freunden und Bekannten, in deren Kreiſe ich ſo viele genußreiche Stunden verlebt habe, will ich keinen beſonders erwähnen, denn die Reihe derſelben dürfte zu lang werden. Ueberall in meinem kleinen Vaterlande iſt man mir mit Freundlichkeit und Achtung entgegen gekommen, und ich kann mich über keinen eigentlichen Feind beklagen. Aber von meinen auswärtigen Bekannten will ich einige anführen.

Mit dem achtbaren Profeſſor Krug in Leipzig wurde ich bekannt durch meine Schrift: „Gott, Natur und Freiheit", die mir auch einen Platz in ſeinem philoſophiſchen Lexikon erwarb. Er war ſo freundlich, mich hier in Sondershauſen aufzuſuchen, und ich habe ſeinen Beſuch in Leipzig erwidert und einige Zeit mit ihm correſpondirt. Er forderte mich auf, mit ihm gemeinſchaftlich für Wahrheit und Recht zu kämpfen. Ich verdanke nicht bloß ſeinen philoſophiſchen, ſondern auch ſeinen populären Schriften viel Belehrung.

Ein anderer lieber Freund ist der allbekannte Hofrath Becker in Gotha, mit welchem ich viele Jahre als Mitarbeiter am Allgemeinen Anzeiger, diesem Sprechsaal für das gebildete Deutsche Publikum, in Correspondenz gestanden habe. Während meines Aufenthalts in Frankfurt wurde mir auch Gelegenheit, mich seines liebenswürdigen persönlichen Umgangs zu erfreuen.

Daselbst lernte ich auch zuerst den alten ehrwürdigen Jahn kennen, den ich beim ersten Anblick für einen Klosterbruder hielt, denn sein langer Bart, sein schwarzes Käppchen und schwarzer Altdeutscher Leibrock konnten leicht zu einer solchen Verwechslung verleiten. Er war eben nicht sehr zugänglich; sein ernster finsterer Blick und seine kurzen barschen Antworten, wenn man ihn anredete, schreckten vielmehr vor ihm ab. Doch bin ich nach und nach ziemlich vertraut mit ihm geworden, und ich habe in ihm den kernhaften, patriotisch gesinnten Deutschen Mann gefunden, für den er bekannt war. Er sympathisirte keineswegs mit den radicalen Volksmännern, er sprach vielmehr für die Rechte der Fürsten, doch schien er mir kein starker Politiker zu sein, denn seine Vorschläge waren oft ganz unpraktisch. Auch betheiligte er sich nicht besonders an Debatten, außer, daß er zuweilen einen witzigen Einfall dazwischen warf. So fragte er, als Robert Blum Urlaub nahm, um mit einigen Genossen nach Wien zu gehen, ob das Parlament diesen werthen Herren keine Bedeckung mitgeben wollte, da sie einem so gefahrvollen Unternehmen entgegen gingen. Ueber seine frühern Verhältnisse äußerte er sich mit vieler Zurückhaltung. Wenn er nicht auf den Gedanken gekommen wäre, mit seinen körperlichen Uebungen auch eine geistige Gymnastik zu verbinden, meinte er, würde man ihn ungehindert haben gewähren lassen. Aber die Deutschen Regierungen fürchteten nichts so sehr, als starke Geister und kräftige Charaktere, und der leidige Particularismus geriethe jedesmal in Schrecken, wenn von Deutscher Einheit und allgemeiner Vaterlandsliebe die Rede wäre.

In Frankfurt kamen mir viele Parlamentsmitglieder freundlich entgegen, denen mein Name durch meine Schriften und Aufsätze bekannt war; doch habe ich daselbst wenig neue intime Bekanntschaften gemacht, weil ich mich fern hielt von dem tu-

multuariſchen Treiben der Parteicliquen. Ich kann indeß nicht umhin, den Eindruck zu erwähnen, den einige der vorzüglichſten Notabilitäten dieſer Verſammlung auf mich gemacht haben.

Der Präſident Heinr. v. Gagern trug in ſeiner ganzen äußern Erſcheinung, ſeinem Achtung gebietenden Blick und ſeiner hohen Geſtalt den Ausdruck von ernſter Würde und hatte durchaus nichts Einſchmeichelndes. Er hatte eine ſehr ſchwierige Stellung und nur einem Mann von ſo viel Gleichmuth, Gegenwart des Geiſtes und Umſicht, wie ihm eigen war, konnte es gelingen, ſie mit Anſtand zu behaupten. Ich habe oft ſeine Geduld bewundert, mit der er die Kritiken, die ihm faſt bei jeder Fragſtellung von verſchiedenen Seiten entgegen tönten, hinnahm, ohne die Haltung zu verlieren. Wegen dieſer ſeiner Mäßigung und Abweiſung unſinniger Anträge wurde er denn auch von den Volksmännern recht gründlich gehaßt und geſchmäht, denn er war nichts weniger als Volksmann, ſondern vielmehr Ariſtokrat. Die Huldigung, die er beim erſten Antritt der Präſidentſchaft dem Götzen der Volksſouveränetät brachte, mochte wohl mehr eine Captatio benevolentiae, als der Ausdruck ſeiner Ueberzeugung ſein. Das unſinnige Treiben der Vertreter der Volksſouveränetät war eben nicht geeignet, einen Mann wie Gagern für die damals beliebten demokratiſchen und republikaniſchen Ideen zu gewinnen. — Der Vicepräſident v. Soiron, welcher den Vorſitz im Vorparlamente mit Beifall geführt hatte und Gagern oft vertreten mußte, zeigte ebenfalls viel Haltung und Gewandtheit, aber Gagern kam er doch nicht gleich.

Der General v. Radowitz kam mir faſt vor, wie eine Statue von weißem Marmor, die irgend ein moderner Pigmalion belebt hatte. Alles war beſtimmt ausgeprägt an dieſem ſeltenen Manne: ſein bleiches Geſicht mit ſcharfen Zügen, ſeine kräftige Rede, deren Worte und Sätze wie die Glieder einer Kette ſtreng logiſch zuſammen hingen, und ſeine conſervative Politik, die unerſchütterlich auf monarchiſcher Grundlage ruhte. Ohne Leidenſchaft vertheidigte er ſeine Anſichten und ließ in ſeinen Reden tiefe ſtaatsrechtliche, militairiſche und ſtrategiſche Kenntniſſe durchblicken, welche ſelbſt von der Gegenpartei ſtillſchweigend anerkannt wurden.

Dagegen war sein Gesinnungsgenosse, der Fürst Lichnowsky, die Unruhe selbst, glatt und beweglich, wie eine kleine Schlange, durchschlüpfte er alle Räume und Winkel des Sitzungssaales und war häufig in den Logen der Damen zu sehen. Seine Rede floß rasch, wie ein klarer aber nicht tiefer Bergbach. Ich habe sein tragisches Ende sehr beklagt, aber noch mehr das gleichzeitige des Herrn v. Auerswald, der sehr liberalen Grundsätzen huldigte.

Ich freute mich jedesmal, wenn Herr v. Vincke die Rednerbühne betrat, um die Grundsätze und Anträge der Linken zu bekämpfen. Sein Vortrag sprudelte und polterte, wie ein Quellsprudel, und manchen scharfen Pfeil des Witzes schleuderte er auf seine Gegner. Sonst war sein Umgang sehr freundlich und anziehend. Er gehörte damals zur äußersten Rechten und wollte die Rechte der Fürsten um jeden Preis gewahrt wissen. Sein patriotischer Eifer für die Ehre Preußens, der vielleicht zu heftig gegen Brantano und dessen Genossen antobte, hat ihn indeß keine Gnade finden lassen in den Augen der jetzigen Reactionspartei, welche ihn fast zu den Revolutionären zählt. Aber nicht seine Grundsätze, sondern der politische Horizont haben sich geändert.

Der Eindruck, den die Persönlichkeit des alten würdigen E. M. Arndt auf mich machte, war ein sehr angenehmer, denn ich fand in ihm einen sehr freundlichen mittheilenden Mann. Er hatte sich bei seiner Ankunft auf die linke Seite gesetzt, weil er dort Gesinnungsgenossen zu finden hoffte; nachdem er aber die Herren dieser Seite genauer kennen gelernt, verließ er seinen Platz und setzte sich in die Mitte neben mir, wo ich Gelegenheit hatte, manches belehrende Wort von ihm zu vernehmen.

Die beiden Breslauer, der Oberlandesgerichtsrath Fuchs und der Professor Stenzel, einer der neuern bedeutendsten Geschichtsschreiber, waren meine Stubennachbarn, und bezeugten sich mir sehr freundlich und zuvorkommend. Beides waren echt patriotisch gesinnte Deutsche und sehr einsichtsvolle gemäßigte Politiker, die nach Kräften der Ueberstürzung der Revolutionspartei Einhalt zu thun strebten.

Diese Aufgabe hatte sich auch der alte würdige Welker gestellt, ein Mann, dem ich wegen seiner rücksichtslosen Freimüthig-

keit meine Achtung im vorzüglichen Grade ſchenken mußte, um ſo mehr, als er als Prophet auftrat, deſſen Vorherſagung aufs Haar eingetroffen. Er ſagte einſt in einer ſtarken Philippica gegen die Linke: „Meine Herren, Sie wühlen und graben ſich ſelbſt die Grube. Glauben Sie mir: Sie ſtehen an einem Abgrund, in welchen Sie zuletzt ſelbſt ſtürzen werden.“ Auch den bekannten kühnen Griff, den Gagern in Vorſchlag brachte, bekämpfte er, und meinte, daß man es zu ſpät bereuen würde, wenn man alle Rückſicht gegen die Deutſchen Fürſten bei Seite ſetze.

Von den übrigen Deputirten, die ſich wegen ihrer anziehenden Perſönlichkeit und ihrer maßhaltenden politiſchen Grundſätze beſonders meinem Gedächtniß eingeprägt haben, nenne ich noch einige Notabilitäten: v. Beisler (damals Baierſcher Miniſter), v. Beckerath, die beiden politiſchen Märtyrer Jordan und Behr, v. Wydenbrugk (Weimarſcher Geh. Staatsrath), Doblhof, Franke (Regierungspräſident, damals in Schleswig, jetzt in Coburg), Gombart, Baierſcher Oberappellationsrath v. Saucken, Schwetſchke, den berühmten Mittermaier, den jungen, aber talentvollen Oſterrath aus Danzig, Pfizer von Stuttgart, Zittel von Bohlingen, Stolle von Holzminden, Hahn von Ringleben. Die beiden letztern erwähne ich deswegen, weil ſie mir beſonders freundlich entgegen gekommen ſind.

Ich hatte mich darauf gefreut, bei dieſer Gelegenheit auch die Bekanntſchaft des berühmten Dichters Uhland zu machen; aber ich fand eine Perſönlichkeit, die in einem ſcharfen Contraſte ſtand mit ſeinen gemüthlichen Poeſien. Ein finſteres, faſt menſchenfeindliches Geſicht ſtarrte mir entgegen, auf welchem man auch nicht den geringſten Anflug von Freundlichkeit entdecken konnte, und da er überdies zu einer Partei gehörte, mit welcher ich nicht ſympathiſiren konnte, ſo machte ich keinen Verſuch, mit dieſem berühmten Mann in nähere Bekanntſchaft zu treten.

Wie dieſe Partei, ich meine die der ſ. g. Linken, zu welcher doch auch ſehr gebildete Männer, z. B. Zimmermann von Stuttgart, Wigard von Dresden, Benedey und andere gehörten, dazu gekommen iſt, den unglücklichen Robert Blum zu ihrem Führer und Orakel zu wählen, kann ich mir nicht erklären. Sein

großer Bart, seine auffallende Physiognomie und Kleidung machten ihn doch wahrlich nicht zum Propheten. Man kann ihm eine gewisse Beredtsamkeit nicht absprechen; er sprach mit geläufiger Zunge und mit einem affectirten Nachdruck. Er bewegte sich aber in einem engen Ideenkreise und seine ganze Kunst bestand darin, die damals beim Volke beliebten Phrasen und Schlagworte geschickt anzubringen und mit witzigen Seitenhieben auf die Gegenpartei zu würzen. Da indeß diese Partei aus jungen, zum Theil auch schönen Männern bestand, so erfreute sie sich einer großen Gunst beim Frankfurter Publikum und besonders bei den Damen. Die Geschäftsmänner nahmen wenig Notiz von den parlamentarischen Verhandlungen, aber desto mehr ihre Frauen und die Klasse der Arbeiter und Handwerksburschen, welche die Gallerien füllten und ihre Anwälte, die fanatischen Volksmänner, mit reichem Beifall beehrten. Durch diesen Applaus wurden diese Herren zu dem Glauben verleitet, daß sie ganz Deutschland hinter sich hätten, und traten immer kecker in ihren Anmaßungen auf, bis endlich durch diese Uebertreibungen die Krisis herbei geführt wurde, wodurch Deutschlands Hoffnung vereitelt und die Reaction gewissermaßen berechtiget wurde. — Indeß Reaction ist doch immer besser als Schreckensherrschaft, welche nicht würde ausgeblieben sein, wenn es den fanatischen Demagogen gelungen wäre, die Frankfurter Versammlung zu einem Französischen Convente zu machen. Arnold Ruge, seinem Aeußern nach keine unangenehme Persönlichkeit, schien mir nach seinen Grundsätzen ganz dazu angethan, ein Deutscher Robespierre zu werden *). Wie aber der verständige und liebenswürdige Heinrich Simon von Breslau dazu gekommen ist, sich dieser fanatischen Partei anzuschließen, kann ich mir nicht erklären. Mit diesem freundlichen Manne wurde ich dadurch bekannt, daß wir beide einen gemeinschaftlichen Freund, den genialen Dichter Gaudy, gehabt hatten.

*) Wie mir der alte Jahn versichert hat, soll er einst in einer Volksversammlung, wo man seinem Antrage, die Deutsche Bevölkerung möglichst überall zum Aufstande aufzureizen, den Einwand entgegen stellte, die westphälischen Landleute würden zu so etwas nicht zu verleiten sein, geäußert haben: es käme eben nicht darauf an, wenn auch 50,000 Bauern für die gute Sache über die Klinge springen müßten.

Die Art und Weise, wie ich mit diesem geistreichen Humoristen, dessen frühen Verlust die Deutsche Literatur beklagen muß, bekannt wurde, war sehr originell. Im Jahre 1827 empfing ich einen, vom Tage Hiobs datirten Brief aus Silberberg, der sich also anfing:

Ich legte den zweiten Theil des verhüllten Boten aus der Hand und ging mit einem Herzen voll stiller seliger Freude hinaus ins Freie. Lange Zeit unter Menschen zu vegetiren verdammt, deren Herzen so kalt wie Hundenasen sind, wobei sie sich eben so wohl wie diese befinden; Menschen, denen nie eine Thräne ins Auge tritt, ausgenommen, wenn sie sich verschluckt, oder wenn der Barbier Sonntags das stumpfe Messer hat, mit Fratzen, so breit als spiegelte sich ein anderer ehrlicher Mensch im Goldgehäuse seiner Uhr, — ach mein Blumröder, was brauche ich erst Dir diese Race und den ansteckenden Pesthauch der Erbärmlichkeit zu beschreiben? Erst wird man in solcher Umgebung fuchsteufelswild, dann stellt sich ein heftiger moralischer Katzenjammer ein, zuletzt wird einem zu Muthe, wie dem Falken in der Dressur, den der Jäger nicht zur Ruhe kommen läßt, obwohl aus verschiedenen Gründen, denn der Piqueur zündet Lichter an, — diese Menschen löschen sie aus; kurz man wird zuletzt dumm und dusig. Der Strom des Lebens versumpft, schon keimt am Ufer schilfiges Rohr, breite Lotosblätter und Entengries umziehen seine Oberfläche, schon koazen muntere, sich sonnende Frösche ihre Lieblingslieder in seiner Mitte. — Ein Stein, welcher hineinplumpte und das Wasser in eine, wenn auch kurze, Bewegung brachte, war Dein verhüllter Bote, Blumröder. Habe Dank, mein trefflicher Dichter, für Deine ansprechende, zarte und geistvolle Dichtung. Mich führte der Bote zurück in das lange nicht betretene Gebiet der Träume; sein Schlüssel öffnete die elfenbeinerne Pforte und das gaukelnde bunte Gewirr der freundlichen Genien umtanzte mich gaukelnd und kosend u. s. w. — Der Schluß dieses etwas excentrischen Briefes, wovon ich hier nur circa ¼ anführe, lautete: Meinen Namen kennst Du schon längere Zeit, wenn auch nicht mich selber, der ich des seligverschiedenen, und am nämlichen Tage als Inspector Leih-

geber*) von den Todten erstandene ci-devant Armen-Advocaten, Firmian Stanislaus Siegenkas leiblicher Neffe bin, wie mein Onkel heiße und einer etwaigen Antwort unter dieser Adresse sehnsüchtig entgegen sehe.

So correspondirte ich, ein ernster 50jähriger Mann eine Zeitlang mit einem jungen Sausewind von 26 Jahren, dessen Persönlichkeit und Name mir völlig unbekannt war. Endlich legte derselbe die Maske des Incognito ab, und gab darüber, so wie von der in seinen Briefen hin und wieder durchblickenden melancholischen Stimmung folgende Erklärung: „Ich habe das Vorrecht, wie es Jean Paul nennt, eines Edelmanns und Officiers, mich erschießen und erstechen zu lassen, aus Furcht, unser Privilegium vor der Verjährung zu bewahren, so oft in Anwendung gebracht, bis daß ich zwar weder selbst erschossen, noch erstochen bin, sondern bis Se. Majestät aus landesväterlicher Huld und Liebe anfing zu befürchten, ich könnte ihm auf eine so tragische Weise entrissen werden. Der wohl mögliche Verlust muß ihm wahrscheinlich unersetzlich geschienen haben; kurz, er ließ mich, wie der Kurfürst von Sachsen Luthern auf die Wartburg, meinen etwanigen Verfolgern entführen und mich hierher auf einige Zeit auf Festung bringen. Hier sitze ich nun und habe bisher manches Dintenfaß dem Teufel der Langeweile an den Kopf geworfen, denn wenngleich ich hier Sacrosanctus wie ein Römischer Volkstribun oder ein Berner Wenner bin, so schmachte ich doch sehnsüchtig nach dem Augenblicke der curatel-Decharge, wo ich meinen Landesherrn durch Verlassung seines Dienstes und Staates der allzugütigen Sorgfalt freiwillig zu überheben gedenke. Rousseau, sagt er, wolle in der Bastille das beste Gedicht auf die Freiheit machen. Ich glaube es, denn Si natura negat, facit indignatio versum; aber der innig gefühlte Ingrimm ist nicht ästhetisch genug, um gefallen zu können."

Ich enthalte mich, weitere Auszüge aus diesen durchgehends sehr originellen Briefen zu geben, um so mehr, da die interessantesten in der, den sämmtlichen Werken Gaudy's vorgesetzten Lebensbeschreibung dieses Dichters schon abgedruckt sind. Es ist

*) Vid. Jean Pauls Blüthen-, Dornen- und Fruchtstück.

zu bedauern, daß das Geſchick dem gährenden Moſte dieſes muthwilligen Humors nicht Zeit gelaſſen hat, ſich abzuklären. Doch enthalten ſeine Werke des Anerkennungswerthen ſehr Vieles.

Ich habe noch mehrere literariſche Freunde gehabt und habe noch einige, die ich nicht perſönlich kenne. So ſtehe ich noch im Briefwechſel mit dem jetzt 87jährigen würdigen Hofrath Klein zu Ronneburg, den ich, noch Schüler einſt in Arnſtadt, bei meinem Oheim Heyland geſehen, aber ſeitdem nicht wieder. Dieſer aufgeklärte Denker hat ſich auch als Schriftſteller bekannt gemacht. Der in der theologiſchen und kirchlichen Literatur ſo rühmlich bekannt und deswegen von den Zeloten angefeindete Jonathan Schuderoff erfreute mich kurz vor ſeinem Tode mit einer freundlichen Zuſchrift, und mit deſſen gleichgeſinntem Sohne, der eine beſſere Stellung verdiente, als ihm zu Theil geworden iſt, ſtehe ich noch im Briefwechſel. In frühern Jahren, wo ich mich noch mit poetiſchen und belletriſtiſchen Arbeiten befaßte, ſtand ich in einem lebhaften Verkehr mit den mir ebenfalls unbekannten Redactoren der Eleganten- und Abendzeitung: Mahlmann, Methuſ. Müller und Winkler (Theodor Hell), von welchen ſich beſonders der letztere ſehr freundlich gegen mich bezeugte. Später kam ich als Mitarbeiter an den neuen Jahrbüchern in das gleiche Verhältniß mit Pölitz und dem trefflichen Bülau; und ſo könnte ich noch eine Menge ähnlicher Correſpondenzen anführen, unter andern auch die Mittheilung einer kleinen Schrift: „Deutſchland und Frankreich“ von dem eben ſo gelehrten als freiſinnigen Deutſchen Patrioten, den würdigen Profeſſor Scheidler in Jena. Noch vor einigen Tagen wurde ich überraſcht durch eine freundliche Zuſchrift und die Zuſendung eines ſehr belehrenden Werks: „die Staatsverfaſſung nach dem Bedürfniß der Gegenwart“ von dem trefflichen Publiciſten Karl Arnd in Hanau, der mir die Ehre angethan hat, auch mehrere von meinen politiſchen Anſichten anzuführen.

Mit einem ſchon früher erwähnten lieben Freunde, dem Hofrathe Karl Salzmann in Schnepfenthal, bin ich durch die Verheirathung meines älteſten Sohnes mit Emma Lenz, der jüngſten Schweſter ſeiner würdigen Gattin, noch näher verwandt geworden. Ich bekenne mich ihm zu vielem Dank verpflichtet,

indem drei meiner Söhne in deſſen vortrefflichem Erziehungsinſtitut unter ſehr ermäßigten Penſionsbedingungen gebildet worden ſind. Von den übrigen alten Freunden in Schnepfenthal ſind aber viele ſchon heimgegangen, nur der, mit mir von gleichem Alter, würdige Girtanner lebt nicht bloß in meiner Erinnerung, ſondern auch wirklich noch.

Aber es iſt Zeit, dieſe zum Theil unbedeutenden Mittheilungen hier abzubrechen.

Zweite Abtheilung.

Meine Erlebniſſe in der kleinen Welt meines Gemüths

oder

die Bewegungen meines geiſtigen Lebens.

Praeclare enim Plato: „Beatum cui etiam in senectute contigerit ut sapientiam verasque opiniones assequi possit.“ Cicero.

1. Allgemeine Bemerkungen.

Eine Lebensbeschreibung erhält ihr Interesse nicht blos von der Aufzählung der äußern Ereignisse und Schicksale, welche die in Rede stehende Person betroffen, sondern sie wird vorzüglich dadurch lehrreich, wenn sich darin die Nachweisung findet, wie sich diese Person zu dem ihr eigenen Charakter von Innen heraus entwickelt hat, oder wie sie zu ihrem geistigen Besitzthum gekommen und worin der Grund der ihr eigenthümlichen Mängel zu suchen ist.

Was nun zuvörderst meine natürlichen Anlagen betrifft, so waren dieselben nichts weniger als ausgezeichnet; wären indeß dieselben in meiner Jugend sorgfältig ausgebildet worden, so würde ich mich vielleicht zu einer höhern Stufe geistiger Vollkommenheit aufgeschwungen haben, als die ist, auf welcher ich gegenwärtig stehe. Ich habe schon bemerkt, daß der erste Unterricht, den ich genoß, nicht so beschaffen war, daß mir dadurch Lust und Liebe zum Lernen eingeflößt werden konnte, vielmehr gewöhnte ich mir aus Mangel an Interesse an dem vorgelegten Lernstoff eine Unaufmerksamkeit an, die ich auch später bei dem besten Willen nicht ganz habe überwinden können. Nahm ich mir auch noch so fest vor, meine Gedanken auf einen Punkt zu fixiren, ehe ich mich's versah, schweiften dieselben herum; meine Einbildungskraft machte wider meinen Willen ihre gewöhnten Spaziergänge und übte sich auf Kosten meiner Fassungskraft und meines Gedächtnisses, welches trotz des vielen Memorirens ungeübt blieb, weil die Aufmerksamkeit dabei fehlte.

Nach dieſen Prämiſſen wird leicht abzunehmen ſein, daß es von meiner Seite nicht geringer Anſtrengungen bedurfte, um das Verſäumte nachzuholen und die Lücken auszufüllen, welche der unzweckmäßige Schulunterricht gelaſſen hatte. Aber es waren nicht bloß Lücken auszufüllen, in gar vieler Beziehung mußte erſt der wiſſenſchaftliche Grund gelegt werden, ich mußte auf die erſten Elemente, auf das A B C der Wiſſenſchaft zurückkehren. Wenn man bedenkt, daß die meiſten jungen Leute, wenn ſie die Schule oder Univerſität verlaſſen und eine Stellung im geſellſchaftlichen Leben eingenommen haben, einen Stillſtand in ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung eintreten laſſen, der nothwendig mit einem Rückſchritt verbunden iſt, ſo wird man mir nicht alles Verdienſt abſprechen, wenn man meiner Verſicherung Glauben ſchenkt, daß meine Studien erſt recht ernſtlich mit dem Zeitpunkte anfingen, wo Andere aufhören, ſich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Wenn mein Wiſſen doch in vieler Beziehung nur ein rhapſodiſches geblieben iſt, ſo muß man bedenken, daß, wenn in früher Jugend die zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten nöthigen Organe nicht gehörig ausgebildet worden ſind, der Menſch dieſen Mangel ſeine ganze Lebenszeit hindurch empfindet. Aber ſo viel kann ich behaupten, daß ich den beſten Theil meines Wiſſens dem, auch in ſpätern Jahren fortgeſetzten eigenen Fleiße verdanke. Nach meiner Anſicht ſoll das ganze menſchliche Leben eine Schule ſein, und wer ſeine höhere Beſtimmung verſteht, wird keine Gelegenheit verabſäumen, etwas zu lernen; auch jetzt noch halte ich mich nicht zu alt dazu. Abgeſehen von dem wohlthätigen Einfluß, welchen die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft auf die Elaſticität des Geiſtes und auf die Reinigung der Sitten übt, iſt ſie ſchon deswegen zu empfehlen, weil der Menſch dadurch von tauſend Thorheiten abgehalten wird, wozu in der Regel bei unausgefüllter Muße die Langeweile verleitet. Was mich betrifft, ſo habe ich mich niemals über dieſe Plage zu beklagen gehabt, vielmehr die Zeit faſt immer zu kurz und flüchtig gefunden. Man erlaube mir daher, nachdem ich von meinen kriegeriſchen Feldzügen geſprochen, auch einige Worte zu ſagen von meinen friedlichen Feldzügen und kleinen Eroberungen im Gebiet des Denkens und Wiſſens.

2. Meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. — Mathematik, — poetiſcher und politiſcher Dilettantismus ꝛc.

Während ich beim Preuß. Artilleriecorps ſtand, waren Mathematik und Kriegswiſſenſchaften die Hauptgegenſtände meines Studiums. Obgleich auf der Schule faſt gar kein Grund in der Mathematik gelegt worden war, bemächtigte ich mich doch bald der Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaft und gewann ſelbſt Neigung zu derſelben, die mir früher ganz abging. Man darf ſich nur ernſtlich mit einem Gegenſtande des Wiſſens beſchäftigen und tiefer in denſelben eindringen, um Neigung und ſelbſt Liebe für denſelben zu gewinnen; dieſe Erfahrung machte ich bei der mir früher faſt verhaßten Mathematik, für welche ich noch dazu keine beſondere Anlage hatte, wenn man nicht einen eigenthümlichen Hang zum Grübeln dahin rechnen will. Beſondere Freude machte mir die Algebra, und ich habe noch in ſpätern Jahren mich mit der höhern Analyſis beſchäftiget und die Geheimniſſe der Differenzial- und Integralrechnung, deren Erfindung ich als eines der größten Monumente des menſchlichen Scharfſinns bewundere, zu ergründen geſucht. Ich ſaß oft bis tief in die Nacht über der Löſung eines ſchwierigen Problems, und wenn ich mich endlich niedergelegt hatte, träumte ich von nichts als von Gleichungen, und zuweilen fand ich in ſolchen Träumen die erwünſchte Löſung. Leider wurden die Zöglinge der Preuß. Artillerieſchule damals zu wenig zu praktiſchen Uebungen angehalten, war doch der gelehrte Tempelhof ſelbſt kein praktiſcher General, was ihm auch Maſſenbach in ſeinen Memoiren über die Feldzüge am Rhein vorwirft.

Ich hatte in meiner Jugend große Neigung zum Zeichnen, und meine Eltern und Verwandten glaubten ein großes Talent für dieſe Kunſt in mir zu erblicken, ſo daß ich einmal auf den Gedanken kam, ein Maler zu werden. Ich kam aber von dieſem Gedanken bald zurück, weil mir mein Talent doch etwas

problematiſch vorkam, und ſpäter habe ich das Handzeichnen ganz aufgegeben, weil wir uns auf der Artillerieſchule ausſchließlich im Stück- und Situationszeichnen üben mußten.

In den letzten Jahren meines Aufenthaltes in Berlin fing ich auch an, mich mit Poeſie zu beſchäftigen. Früher hatte ich nie geglaubt, daß mir ein Vers gelingen könnte. Aber mein Freund v. Schlicht machte artige Gedichte, und das reizte mich endlich zur Nacheiferung. Der erſte Verſuch war eine launige Epiſtel, worin ich dieſem Freunde von Kyritz aus Meldung that von der Tapferkeit meiner Naſe, welche, wie ich oben erwähnt, indem ſie bei einer Fechtübung einen Hieb pariren wollte, faſt ganz durchhauen wurde. Als ich viele Jahre ſpäter den erſten Band von Gaudy's Werken in die Hände bekam, wunderte ich mich nicht wenig, in der Biographie dieſes genialen Dichters die Kunde zu finden, daß auch ihm bei einer ernſtern Veranlaſſung ein gleiches Unglück begegnet wäre und daß auch dieſer mein literariſcher Freund die Tapferkeit ſeiner Naſe beſungen und zwar faſt mit derſelben Wendung, die auch meinem Gedichte zu Grunde lag. Er ſagt nämlich:

Meine Naſe war zu brav,
Wollte ſelber kämpfen,
Als ein derber Hieb ſie traf,
Ihren Muth zu dämpfen;
Wie ein reifer Apfel hing
Sie zur Erde nieder,
Doch der Pflaſterkaſten *) fing
Sie im Fallen wieder.

Im J. 1812 ließ ich ein Bändchen von meinen Gedichten im Druck erſcheinen, nachdem viele derſelben in mehreren Journalen eine anerkennende Aufnahme gefunden hatten. Aber ich habe dadurch die Unſterblichkeit nicht errungen, wie ſich angehende junge Dichter ſo leicht einbilden. Da wohl niemand von der jetzigen Generation eine Erinnerung von dieſen Gedichten haben mag, ſo will ich hier zur Probe zwei, in jener Sammlung nicht

*) Ein Soldaten-Ausdruck für Chirurg.

enthaltene Gedichte anführen, die ich auf meiner Rückreiſe aus der Ruſſiſchen Gefangenſchaft verfertiget habe:

Die Lebensreiſe.

Das Leben gleichet einer Reiſe,
Die Richtung giebt uns das Geſchick,
Und Viele gehen nur im Kreiſe
Wie blind herum auf gutes Glück;
Doch wer das Ziel im Auge hält,
Kommt doch ſo leidlich durch die Welt.

Der fährt in einer Staatskaroſſe
Prächtig einher mit ſtolzem Sinn;
Den andern ziehen lahme Roſſe
Ganz langſam fort durch Dick und Dünn.
Ein dritter ſchleicht im Pilgerrock
Einher an einem Knotenſtock.

Heut kehret man in Prunkpaläſten
In Winkelkneipen morgen ein;
Dort ſchmauſt man bei Lucullusfeſten,
Hier trinkt man ſaures Bier für Wein.
Dem Weiſen iſt das einerlei,
Er iſt von Gram und Mißmuth frei.

Bald legt die Sonne Strahlendecken
Auf unſern Pfad, der Himmel lacht;
Nicht ſelten aber, ach, erſchrecken
Auch Blitze uns, der Donner kracht.
Doch ob auch Sturm und Donner brüllt,
Dem Pilger lacht die Hoffnung mild.

Auch ſtrauchelt man und fällt nicht ſachte
Mitunter auf die Naſe hin,
Und ſteckt, eh' man daran nur dachte,
In einem Sumpfe bis ans Kinn.
Thut nichts, man rafft ſich wieder auf,
Und ſetzt dann weiter fort den Lauf.

Grob ſind die Poſtillone, gröber
Die Poſtverwalter noch viel mehr;
Das Reiſegeld, wie Schneegeſtöber
Verfliegt's, die Taſchen werden leer;
Geht auch der letzte Heller aus,
Der Weiſe macht ſich nichts daraus.

Er hilft, kann er nicht ſtolz mehr fahren,
Am Stocke der Geduld ſich fort,
Und kommt ſo, mitten durch Gefahren,
Durch eigne Kraft von Ort zu Ort,
Und ſeinem ſcharfen Blick entgeht
Kein Blümchen, das am Wege ſteht.

Oft geht der Weg vorbei an Auen,
Wo ſüße Blumendüfte wehn,
Da winden Kränze zarte Frauen;
Wir nahen uns und bleiben ſtehn,
Und bitten ſo ein ſchönes Kind
Wohl um ein Blumenangebind,

Und fragen: „willſt Du mit uns gehen?“
Sie ſenkt den Blick und folgt gemach;
Doch Wunder! eh' wir's uns verſehen,
Trollt uns ein Rudel Kinder nach
Und hockt ſich unſern Schultern auf,
Nicht wenig hemmend unſern Lauf.

Das Alter macht die Winterreiſe,
Der Nordwind heult, die Kälte zwickt,
Die Pfade ſtarr'n vom Schnee und Eiſe,
Wo man kein einz'ges Blümchen pflückt.
Doch hält uns auch des Winters Arm,
So ſind doch unſre Herzen warm.

Doch endlich kommen wir zum Ziele,
Ein Pförtchen winkt uns eng und klein,
Drin iſt's ſo dunkel und ſo kühle,
Da müſſen alle wir hinein.
Zur Heimath führt das kleine Thor,
Der Glaube ſteht als Pförtner vor.

Er ſaget uns: nur durchgegangen,
Ihr kommt gewiß ins Vaterhaus,
Das ihr geſucht mit Sehnſuchtsbangen;
Dort ruhet von der Wallfahrt aus!
Der Nektar-ſchäumende Pokal
Winkt euch beim ew'gen Göttermahl.

Wenn dieſes Gedicht für einen Greis paßt, der am Ende ſeiner Lebensreiſe vor der dunkeln Ausgangspforte ſteht, ſo mag das folgende den lebensluſtigen Jüngling mehr anſprechen.

Leichter Sinn.

An den Krücken ſollt' ich hinken
Aengſtlicher Bedächtlichkeit,
Wenn mir Wein und Liebe winken,
Und der Lenz mir Roſen ſtreut?
Nein, es ſoll mein kurzes Leben
Durch des Frühlings Roſenzeit
Wie auf Sylphenflügeln ſchweben,
Die ihm leichter Sinn verleiht;
Pack dich fort Bedächtlichkeit!

Sie durchſticht die Blumenaugen
Mit dem ſpitzen Krückenſtift;
„Fliehe" — ſpricht ſie — „Freund, es ſaugen
Scorpionen hier ihr Gift!"
Aber jedes Blümchen knüpfet
An ſein Kränzchen leichter Sinn;
Ueber Dornen ſorglos hüpfet
Er zur ſchönen Schäferin,
Um ein Sträußchen bittend, hin.

Prüfend, ob sich Gifte fänden,
Wühlt in jedem Labequell
Sie mit ihren dürren Händen,
Sei der Trank auch noch so hell.
Doch es schöpft mit flacher Schale
Leichter Sinn den Nektarschaum,
Und versüßt beim frohen Mahle
Mit Gesang den kurzen Traum
In dem engen Lebensraum.

Wenn den bittern Kern mit Zagen
Sie im Purpurapfel sucht,
Und, ein Würmchen zu erjagen,
Ganz zerdrückt die goldne Frucht;
Greift er froh und unbekümmert
In des Lebens Fruchtkorb ein;
Welche Frucht am schönsten schimmert,
— Selten täuscht ihn falscher Schein, —
Diese muß die beste sein.

Leichter Sinn, o komm und binde
Meinen Sorgen, meinem Schmerz
Deine Flügel an und gründe
Dir zur Wohnung stets mein Herz!
Doch nicht mit der frechen Stirne,
Ziehe ein mit sanftem Licht,
Und was oben die Gestirne
Fügen, was das Schicksal flicht,
Das sei meine Sorge nicht!

So wie mehrere meiner frühern Gedichte von Hurka und Seidel in Berlin in Musik gesetzt worden sind, so hat unter andern auch dieses Gedicht unser wackerer Birnstein mit einer sehr ansprechenden Melodie versehen.

Wenn die Beschäftigung mit der Poesie auch keinen andern Nutzen hat, so trägt sie doch unleugbar viel zur Veredlung der Gefühle bei, und selbst die bloße Reimkunst verhilft uns zur Herrschaft über die Sprache, ja man findet oft, indem man den

Reim sucht, einen guten Gedanken, auf den man sonst nicht gekommen wäre. Deswegen wäre jedem Zögling der Wissenschaft zu rathen, sich zuweilen im Dichten oder wenigstens Versemachen zu versuchen, wenn nur nicht aus dieser Beschäftigung so leicht die Meinung hervorging, ein Dichtergenie zu sein, welche Einbildung oft auf sehr verderbliche Abwege leitet.

Viele meiner frühern Poesien sind mit andern Manuscripten verloren gegangen. Denn als ich i. J. 1805 Berlin verließ, hatte ich keine Ahnung davon, daß ich nicht wieder dahin zurückkehren würde; ich ließ daher Alles, was ich nicht mitnehmen konnte, Bücher, Mobilien ꝛc. in meinem Kasernenzimmer, und übergab den Schlüssel meinem alten zurückbleibenden Feuerwerker; kein Wunder also, wenn in der Katastrophe, welche 1806 die Preuß. Monarchie traf, auch meine geringen Habseligkeiten verloren gingen.

Auch die Musik habe ich cultivirt, aber ohne besondern Erfolg; weder im Clavier- noch Flötenspiel, obgleich ich beides Jahre lang geübt habe, ist es mir gelungen, es zu einer leidlichen Fertigkeit zu bringen; operam et laborem perdidi. Indeß hat mir doch dieses stümperhafte Spiel Unterhaltung gewährt und ich bin dadurch von andern, weniger unschuldigen, namentlich dem Hasard- und Kartenspiele abgehalten worden, welche ich nie geliebt habe, wenn ich auch in Familienzirkeln zuweilen an einer Whistpartie Theil nahm.

Mit der altklassischen Literatur, mit welcher ich mich in den Schuljahren nur flüchtig und unvollständig bekannt gemacht hatte, erneuerte ich ebenfalls die Bekanntschaft. Cicero, Tacitus, Virgil, Horaz wurden wieder hervorgesucht; besonders aber interessirten mich die Griechen, dieses glückliche Volk, in welchem sich, wie in keinem andern, die Blüthe der Schönheit und des Geschmacks unter dem Schilde der Freiheit einst entfaltete. Obgleich ich in der griechischen Sprache etwas zurück war, brachte ich es doch mit einigem Fleiße bald dahin, daß ich nicht bloß die Prosaiker, sondern auch die Dichter, unter welchen natürlich Homer die erste Stelle einnahm, lesen und verstehen konnte. Es hatte für mich nicht wenig Reiz, diese Stimmen großer Geister aus einer Vergangenheit von oft mehr als 2000 Jahren

herüber in unsere flache Gegenwart tönen zu hören. Jetzt erst, da meine gereifte Bildung im Stande war, ihren Werth zu beurtheilen, entfalteten sich mir die in der klassischen Literatur liegenden eigenthümlichen Reize, ihre einfache Großartigkeit und kräftige Naturwüchsigkeit kam mir zur Anschauung, — Eigenschaften, auf welche das moderne Schriftwesen nun einmal Verzicht leisten muß, weil wir uns durch den Fortgang der Cultur von der natürlichen Einfachheit entfernt haben und bei dem besten Willen nicht zu derselben zurückkehren können. Der moderne ästhetische Geschmack verlangt pikantere Nahrung, als ihm die Alten bieten können; daher die wenigsten Fachgelehrten den Schlüssel, der ihnen mit der Kenntniß der alten Sprachen auf Schulen gegeben ist, zur Erschließung der Schätze des altklassischen Schriftthums gebrauchen, so daß er verrostet und unbrauchbar wird. Und doch liegt nicht bloß für den Aesthetiker, sondern auch für den Politiker ein großer Reichthum von Belehrungen in dieser Literatur; denn die kleinen Griechischen Staaten haben fast alle möglichen Staatsformen durchprobirt, und auch die Experimente, welche die Römer in dieser Beziehung gemacht haben, können für den Staatsmann sehr belehrend sein.

Indessen habe ich auch die moderne Literatur nicht vernachlässiget und besonders haben mir die vaterländischen Meisterwerke von Lessing, Klopstock, Wieland, Herder, Göthe, Schiller, Jean Paul u. s. w. eine große Summe von Genuß und Belehrung verschafft. Klopstocks Messias war mir in früher Jugend ein Andachtsbuch, das ich abwechselnd mit der Bibel und andern Erbauungsbüchern gebrauchte.

Von der ausländischen Literatur hat mich besonders die Englische angezogen und die großen Heldengestalten aus den poetischen Schöpfungen Shakspeares sind mehr als einmal vor meiner begeisterten Anschauung vorbeigegangen; auch der Contrast ihres komischen Gefolges hat mir viel Vergnügen gemacht, während die glattgeleckten und gedrechselten Gestalten der Racinischen und Voltaire'schen Tragödien mich kalt ließen, obgleich ich der Französischen Sprache mächtiger war, als der Englischen. Die melodische Italienische Sprache hat mich noch im spätern Alter angezogen und die Meisterwerke eines Dante, Petrarca, Arioſt

und Taſſo ſind mir nicht fremd geblieben. Auch mit der Spaniſchen Sprache, die mir wegen ihres ſchönen und doch kräftigen Rhythmus beſonders gefiel, ſuchte ich mich auf dem Marſche nach Spanien bekannt zu machen, ſetzte aber dieſe Bekanntſchaft nicht fort, weil ich in Catalonien keinen Gebrauch davon machen konnte, da der Cataloniſche Dialekt ein ganz anderer iſt, als der Caſtiliſche.

Die Geſchichte war ebenfalls ein wichtiger Gegenſtand meiner Studien; denn die Geſchichte iſt, nach meiner Anſicht, eine Schule der Lebensweisheit in Beiſpielen, wovon die meiſten freilich nur negativen Werth haben, d. h. mehr zur Warnung als zur Nachahmung dienen. Man hat geſagt, die Geſchichte ſei das Weltgericht, und in der That hält ſie ein ſtrenges unparteiiſches Gericht ſowohl über die Heroen der Menſchheit, als auch über die gekrönten Peiniger der Völker, und gewiß würden diejenigen, welche auf das Wohl und Wehe der Staaten Einfluß haben, manche Uebereilung, manchen Fehlgriff vermeiden, wenn ſie ſich vor Ergreifung einer bedenklichen Maßregel fragten: „was wird die Geſchichte dazu ſagen?“ und ſie könnten wohl ziemlich genau vorher wiſſen, was die Muſe der Geſchichte etwa in 100 Jahren ſagen wird, wenn ſie die geſchichtlichen Urtheile über das beherzigten, was vor 100 Jahren geſchehen iſt. Es wäre demnach zu wünſchen, daß die Staatsmänner der Gegenwart ſich mehr, als es gewöhnlich der Fall zu ſein ſcheint, von der Geſchichte belehren ließen, was zum Heile der Völker zu thun und zu laſſen iſt. Nach einem alten Sprichworte wird der Menſch durch Erfahrung klug; aber die alten Sprichwörter treffen in unſerer Zeit, wo jeder ſich ſchon für klug hält, der einer Parteibeſtrebung folgt, nicht mehr zu. So lehrt denn die Erfahrung, daß die meiſten Menſchen, die die ſich entweder in ihren Vorurtheilen oder ihren Syſtemen feſtgerannt haben, weder durch eigne noch durch fremde Erfahrungen klug werden, und daß alſo auch die Mahnungen der Geſchichte bei ihnen nur taube Ohren finden.

Was mich betrifft, ſo habe ich in dem Gange der Weltgeſchichte beſonders den unverkennbaren Antagonismus der Natur (oder der Vorſehung) bewundert, nach welchem die Gegen-

sätze, über lang oder kurz, sich nothwendig ausgleichen müssen, indem vorgesehen ist, daß eine extreme Richtung nicht bis zur äußersten Spitze getrieben werden kann, sondern gewöhnlich in ihr Gegentheil umschlägt, oder wie das gemeine Sprichwort sagt, daß der liebe Gott die Bäume nicht bis zum Himmel wachsen läßt. Man lernt demnach aus der Weltgeschichte, daß auch in der moralischen, wie in der physischen Sphäre Action und Reaction sich ausgleichen und daß dadurch Bewegung und Fortschritt nicht verhindert, sondern befördert werden. Auch finden sich unzählige geschichtliche Thatsachen, welche das Walten der Nemesis beweisen, welche spät oder früh jedes Unrecht bestraft. Gibbon, Johannes Müller, Luden, Pölitz, Rotteck, Schlosser und andere waren meine Führer auf dem Gebiete der Geschichte, aber freilich kann ich meine Geschichtskenntniß keine gründliche nennen, sie ist eine fragmentarische geblieben, denn mein schlechtes Gedächtniß war diesen, so wie auch den damit verwandten geographischen Studien nicht günstig.

Man kann die Geschichte nicht mit Nachdenken studiren, ohne in das Gebiet der Politik übergeleitet zu werden. Herders Meisterwerk: Ideen zur Philosophie der Geschichte, das ich fleißig studirte, ist gewissermaßen ein Versuch zu einer kosmopolitischen Politik, oder einer Politik, welche der Weltgeist im culturhistorischen Gebiete zu beobachten scheint. Doch erst in spätern Jahren beschäftigte sich mein Geist mit politischen Ideen. Ich bin in einem Jahrhundert geboren, wo solche Ideen noch wenig Eingang bei den Deutschen fanden. Männer wie Justus Moser, Schlözer und ähnliche Politiker waren seltene Erscheinungen; der Deutsche Philister bekümmerte sich wenig um öffentliche Angelegenheiten und am wenigsten trieben Schüler, Studenten und Straßenjungen Politik, wie das i. J. 1848 der Fall war. — Aber die Katastrophe, durch welche die Napoleonische Dictatur gestürzt und die politische Lage von Europa verändert wurde, brachte auch eine Katastrophe in meiner Ideenwelt hervor. Auch ich wurde von dem Enthusiasmus ergriffen, welcher in den Befreiungskriegen so viele Deutsche Herzen befeuerte; das schöne Ideal der Deutschen Freiheit setzte auch meine Phantasie in Bewegung und reizte sie zum Bau von gar statt-

lichen politischen Luftschlössern. Unbekannt mit den vielen Hemmketten, welche in der Deutschen Verfassung, so wie sie sich historisch entwickelt hat, nun einmal liegen, träumte ich von nichts, als von der zukünftigen Herrlichkeit und Machtfülle meines Deutschen Vaterlands, von den Riesenschritten, die es nunmehr in seinem Wohlstande und seiner Cultur und Gesittung machen würde, und ich glaubte um so zuversichtlicher an die Realisirung dieser Hoffnungen, je allgemeiner sie damals waren und auch von andern Patrioten getheilt wurden.

In der Zukunft dunkeln Weiten
Weilt die sel'ge Ahnung gern,
Sieht in schönen goldnen Zeiten
Leuchten Deutschlands bessern Stern.
Sei für uns und unsre Kinder
Dieser schönen Zeit Verkünder,
Holder Friede, dessen Kranz
Jetzt schmückt unsern Freudentanz.

So sang ich unter andern in einem ziemlich langen Gedicht, „Irene" genannt, welches ich nach dem zweiten-Pariser Frieden ins Publikum treten ließ und worin ich die herrlichen Folgen des Friedens in Beziehung auf Volksglück, Wiedergeburt der Deutschen Kraft, Einheit und Machtfülle mit lebhaften Farben und nicht ohne Feuer zu schildern suchte. Noch mehrere Jahre nach diesem Frieden stimmte ich theilnehmend in den Jubel ein, unter welchem die Völkerschlacht von Leipzig unter hochlodernden Freudenfeuern dem Deutschen Volke zur Erinnerung gebracht wurde.

Das waren schöne Zeiten, zu schön, als daß sie von Dauer hätten sein sollen. Die Menschen sind nun einmal so, daß sie nichts weniger vertragen können, als glückliche Ruhe, und so verderben sie durch Uebermuth gewöhnlich das eigne Werk, das sie in Zeiten der Noth mit der größten Anstrengung zu Stande gebracht. Wenn die äußern Feinde abgewehrt sind, drohen innere, und die schlimmsten, sowohl im Familien- als Staatsleben, sind gegenseitiges Mißtrauen und Zwietracht. Die Ungeduld junger Strudelköpfe, welche mit Spießen und Stangen

auszogen, um den Einzug des erwarteten goldnen Alters zu bescheinigen, trug großentheils die Schuld, daß sich schon nach einigen Jahren der politische Horizont verfinsterte und daß die Hände der Deutschen Gewalthaber, welche sich bereits ausgestreckt hatten, um ihren Unterthanen freisinnige Verfassungen zu bringen, wieder zurückgezogen wurden, obwohl nicht zu leugnen ist, daß man zu viel Gewicht auf jugendliche Thorheiten legte, und daß die Furcht übertrieben war, welche in einem muthwilligen Spiel mit Schwärmern eine gefährliche Pulververschwörung zu erblicken glaubte.

Wie dem auch sein mag, so habe ich seit jener Zeit nie aufgehört, an den öffentlichen Angelegenheiten meines theuern Vaterlandes den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und keinen Anstand genommen, meine Bedenken über gewisse beschränkende Maßnahmen der Staatsregierungen freimüthig auszusprechen, und der Erfolg hat bewiesen, daß meine Befürchtungen gegründet waren. So sind eine Menge von Aufsätzen entstanden, die in mehrern Zeitschriften zerstreut liegen und den Beweis liefern für die Unwandelbarkeit meiner politischen Grundsätze. Freilich waren diese mehr negativ als positiv, d. h. ich ließ mich nicht darauf ein, was eine Regierung zu thun, sondern was sie zu vermeiden hätte, wenn ihr die Sicherheit und der Wohlstand des Volks am Herzen liege. Denn nicht darüber, daß die Regierungen zu wenig, sondern daß sie zu viel thun und alles regeln wollen, beklagen sich die Völker, und in diesem Zuvielregieren liegt gewöhnlich die Ursache der Unzufriedenheit, weil dadurch die zu einem gedeihlichen Volksleben erforderliche freie Bewegung häufig gehemmt wird.

Obgleich Volksfreund im guten Sinne, bin ich nie Volksschmeichler gewesen, vielmehr habe ich durch die hiesigen Blätter scharfe Rügen und Warnungen an die Schwarzburg. Bevölkerung ergehen lassen, als in der Revolutionszeit die Demagogen auch in unserm Lande ihr Wesen trieben und den rohen Volkshaufen zu Ausschweifungen und Ordnungswidrigkeiten aufstachelten. Selbst die Frankfurter Demokraten, welche durch ihre Uebertreibungen der guten Sache so viel Schaden zugefügt haben, fühlten sich von diesen Rügen getroffen; denn sie ließen meine

Aufsätze, mit hämischen Anmerkungen begleitet, in ihrer sogenannten Reichszeitung abdrucken, um meine gemäßigten Ansichten zu verdächtigen und lächerlich zu machen, wie denn diese Herren überhaupt keine Gelegenheit vorbeiließen, die alten Liberalen, die einen gesetzlichen Fortschritt, aber keine tumultuarische Ueberstürzung wollten, zu verhöhnen und sie der Schwäche oder Lauheit zu zeihen, was auch in diesen Tagen von Seiten der entgegengesetzten s. g. conservativen Partei geschieht. Auch in andern Zeitschriften, namentlich im Allgemeinen Anzeiger habe ich mich gegen die destructiven Tendenzen der damaligen so frech auftretenden Demagogen ausgesprochen und auf den Unsinn aufmerksam gemacht, der in den, von ihnen so oft gebrauchten Stichworten von Volkssouverainetät und Demokratie oder Volksherrschaft liegt, da der Factor, welcher herrschen soll, doch unmöglich identisch sein kann mit dem, welcher zu gehorchen bestimmt ist; auch auf die Absurdität einer damals oft ventilirten Idee einer Deutschen Republik machte ich aufmerksam, indem ich zu zeigen suchte, daß die Realisirung dieser Idee in den europäischen Staaten, besonderlich aber in dem von so vielen Demarcationslinien durchschnittenen Deutschland eine pure Unmöglichkeit sei. Denn modernen Völkern, meine ich, geht gerade Alles ab, was zum Gedeihen einer Republik gehört, namentlich republikanische Tugend und Aufopferungs-Willigkeit.

Vorher aber in der langen Reactionsperiode habe ich freilich auch meine Bedenken gegen die vielen Beschränkungen, Verbote und Präventiv-Maßregeln, wodurch man die Revolution fern zu halten glaubte, nicht zurückgehalten, und mich gegen jene Partei erklärt, welche jeden Fortschritt, jede Reform, sei sie auch noch so heilsam, von der Hand weiset und das Bestehende, ohne Rücksicht auf seine Zeitgemäßheit, bloß weil es historisch ist, zu erhalten, auch wohl schon beseitigte Uebelstände zu restauriren sucht. Ich hatte ein Vorgefühl der unseligen Folgen, welche aus dem beharrlichen Ignoriren oder Nichtanerkennen der Bedürfnisse und Forderungen der Neuzeit endlich hervorgehen würden, besonders da man die im Staatsmechanismus nothwendigen Ventile zur Ableitung der Unzufriedenheit so sorgfältig verschlossen hielt.

Ich hatte im Jahre 1843 eine kleine Schrift unter dem Titel: „Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" zur Feier des in diesem Jahre vollendeten tausendjährigen Bestandes des Deutschen Reichs ausgearbeitet und mich an der ehemaligen Herrlichkeit und Machtfülle im Gegensatze zu der gegenwärtigen politischen Ohnmacht und Zerrissenheit dieses Reichs zu den feurigsten Wünschen für das künftige Wohl und Gedeihen und den kräftigen Bestand meines theuern Vaterlandes begeistert. Schwer fiel mir indeß die Sorge aufs Herz, wenn ich an die diesen Wünschen entgegenstehenden Hindernisse, an den Mangel an Einheit und an die in dem Bundestag repräsentirte schwache Centralgewalt dachte, welche mir unfähig schien, die nöthige Einheit zu begründen und die Interessen des einst so mächtigen Deutschen Reichs nach Außen würdig zu vertreten.

In der Angst meines Herzens setzte ich mich hin und richtete ein weitläuftiges Schreiben an S. Majestät den König von Preußen, in welchem ich den Fürsten erblickte, der, mit Macht und Weisheit ausgerüstet, wohl befähigt sei, sich vor den Riß zu stellen, der, wie ich fürchtete, für Deutschland in seiner jetzigen Verfassung später oder früher verhängnißvoll werden könnte. Zuvörderst legte ich Sr. Majestät meine besorglichen Zweifel vor, ob wohl in der gegenwärtigen Verfassung von Deutschland die Bedingung zu einer ruhig fortschreitenden Nationalentwicklung enthalten sei, und sprach dann meine Ueberzeugung aus, daß Preußen, welches vorangegangen sei, als Deutschland seine Unabhängigkeit von Fränkischer Willkür errang, auch berufen sei, voranzugehen in der Aufstellung von Garantieen, welche zur Behauptung dieser errungenen Selbstständigkeit nothwendig sein möchten. In Preußen sei die Scala aufgestellt, wonach das Maß der politischen Freisinnigkeit für das ganze protestantische Deutschland regulirt würde. Darum das ängstliche Hinblicken aller patriotischen Deutschen auf Preußens politische Maximen; deshalb der allgemeine Jubel über jede Königl. Verordnung, welche die Beseitigung lästiger Beschränkungen beabsichtigt, z. B. über den Erlaß der so freisinnigen Cabinetsordre vom 14. Oct. 1841 ꝛc.

Ich wagte es auch, einige Worte für die Preßfreiheit innerhalb der gesetzlichen Schranken zu sagen, indem ich bemerkte: einem guten und weisen Regenten könne die Publicität nur erwünscht sein, weil er durch Vermittlung derselben gleichsam in das Herz seiner Unterthanen sehe und jeden Laut der Freude und der Klage vernehme und vielleicht auch manche, freilich nicht immer angenehme, Wahrheit vernehme. Es sei indeß kein Wunder, wenn in Deutschland so sehr gegen die freie Presse reagirt würde; denn die Deutschen Beamten, seit Jahrhunderten an das Geheime gewöhnt, wären sehr geneigt, jedes selbstständige Urtheil des beschränkten Unterthanenverstandes dem Ungehorsam gleichzusetzen und jede im Volke laut werdende Aeußerung der Unzufriedenheit auf Rechnung der freien Presse zu setzen. Aber das freie Wort erzeuge Unzufriedenheit nicht insofern es gesprochen, sondern in wiefern es verfolgt und unterdrückt würde. Am wenigsten, fügte ich zuletzt hinzu, kann ich mit einigen Aengstlichen die Besorgniß theilen, daß das kostbare Kleinod der Religionsfreiheit unter Ew. Majestät Regierung jemals bedroht werden könnte. Ein Regent, der wie Ew. Majestät den hohen Werth der Frömmigkeit kennt, wird fühlen, daß diese Himmelspflanze nur in der Himmelsluft der geistigen Freiheit gedeihen kann, und daß sie unter Beschränkungen leicht in Heuchelei und Scheinheiligkeit ausarte. Am wenigsten möchte der Rath der Zeloten zu beachten sein, dem Menschen die Augen zu verbinden für die Offenbarungen, die Gott mit Sternenschrift an den großen Tempel der Natur und in unauslöschlichen Charakteren in die Vernunft und das Gewissen seiner Menschenkinder geschrieben hat; denn die kleine Welt unseres Gemüths, worin sich die drei Sonnen der Wahrheit, Schönheit und Tugend bewegen, bedarf des Lichtes und nicht der Finsterniß.

Erst nachdem ich dieses Schreiben fortgeschickt hatte, fühlte ich das Unschickliche und Thörichte dieses Schritts, denn obgleich ich mir bewußt war, daß nur die Besorgniß für das Wohlsein und den kräftigen Bestand des Vaterlandes mich dazu bewogen, konnte doch mein ungewöhnliches Beginnen leicht als Anmaßung und unbefugte Zudringlichkeit ausgelegt werden. Ich fürchtete daher eine sehr ungnädige Aufnahme meiner Expectorationen von

Seiten des Königs; entweder im besten Falle gänzliche Unbeachtung, oder, was mir noch wahrscheinlicher war, scharfe Rüge, daß ein so niedrigstehender, obscurer Mensch sich unterwunden hätte, mit einem großen Könige zu reden und, ohne sein Geheimerath zu sein, unverlangte Rathschläge zu ertheilen. Aber bald wurde ich von diesen Besorgnissen befreit; der König geruhte mir gnädig zu antworten, daß Er die anhängliche Gesinnungen nicht verkenne, die mich bei meinem Schreiben geleitet hätten, und danke mir dafür. „Sie können — so schloß das gnädige Handschreiben — darüber beruhigt sein, daß ich meinen Beruf in der Zeit erkenne, und mögen mir überlassen, denselben, dieser Ueberzeugung gemäß, zu verfolgen."

Wenn in den letzten Zeilen eine Rüge lag, so konnte sie doch von Seiten eines mächtigen Königs nicht schonender ausgedrückt werden. Ich dankte meinem Schöpfer, daß ich so gut weggekommen, und schickte dem gnädigen König unter tausend guten Wünschen auch den zu, daß Er bei der Verfolgung seines hohen Berufs keine Hemmnisse finden möge.

Je näher indeß das Jahr 1848 rückte, um so mehr glaubte ich wahrzunehmen, daß die Zeichen sich mehrten, welche auf eine stürmische Zeit hindeuteten. Die extremen Grundsätze kamen mir vor wie zwei von entgegengesetzten Luftzügen getragene Gewitterwolken, die, wenn sich der Wind nicht ändere, endlich donnernd zusammenschlagen würden. Von diesen Besorgnissen bewogen, sprach ich meine bangen Ahnungen in einer romantischen Dichtung aus, worin ich die feindlichen Gegensätze der Reaction und Revolution, der finstern Starrgläubigkeit und des frechen Unglaubens gleichsam personificirte und ihren Kampf in Scene setzte, wobei indeß eine humoristische Ausgleichung versucht wurde. Diese, wie ich mir schmeichle, nicht ohne Laune geschriebene Dichtung, welche den Titel führt: „Mephistopheles im Frack und in der Blouse", vermochte indeß nicht in dem bald darauf folgenden Revolutionsgetümmel die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln.

Als im Jahre 1848 der Bundestag durch die Aufnahme liberaler Elemente sich zu reformiren und zu kräftigen schien, und die Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt zusammen-

trat, theilte ich mit vielen allzu ſanguiniſchen Patrioten die Hoffnung, daß endlich die lange erſehnte Zeit gekommen ſei, wo Deutſchland ſich einer Verfaſſung erfreuen würde, unter deren ſolidem Schutz und Schirm die Nation die in ihr liegende Kraftfülle entfalten könne. Als aber das unheilvolle Treiben der Parteien, das maßloſe Toben der Demokraten und Demagogen der langweilige Pedantismus der Profeſſoren und Paſtoren, der ſtarre Eigenſinn der Abſolutiſten, und die vergeblichen Bemühungen der alten Liberalen, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, als dieſe ominöſen Zeichen, ſage ich, mir vor die Augen traten, und der aus den bethörten Volkshaufen oft gehörte Ruf nach einer Deutſchen Republik meine Ohren betäubte, da gab ich die früher gehegte Hoffnung auf. Von einer Verſammlung, die ganz zu vergeſſen ſchien, daß in Deutſchland Fürſten wären, ließ ſich keine Verfaſſung hoffen, die im Deutſchen Boden Wurzel faſſen konnte.

Leider ſind dieſe Befürchtungen in Erfüllung gegangen, und an die Stelle der maßloſen Action, die Alles umzuſtürzen drohte, iſt wieder, wie im 2. Jahrzehende dieſes Jahrhunderts, die leidige Reaction eingetreten, die freilich im Anfange nöthig war, aber fortgeſetzt und zum Syſtem erhoben, auch in Zeiten der Ruhe, gar viele Bedenken hat und verderbliche Folgen fürchten läßt. Das beliebte Schlagwort der jetzigen Politik iſt conſervativ, aber damit iſt eigentlich gar nichts geſagt, es kommt darauf an, was erhalten werden ſoll. Doch wohl nicht auch das Abgelebte, Unzweckmäßige und Schädliche, die alten Hemmketten und Schlagbäume, welche ſonſt ſo häufig der Entwicklung des Staats- und Volkslebens zu höherer Vollkommenheit im Wege ſtanden? — Eben ſo verhält es ſich mit dem andern Schlagworte: deſtructiv, mit welchem man jedem Verlangen nach Beſeitigung anerkannter Uebelſtände das Verdammungsurtheil entgegen zu donnern gewohnt iſt. Schon aus der Pathologie iſt bekannt, daß Abnormitäten und Auswüchſe, welche ſich am menſchlichen Körper zeigen, beſeitigt oder deſtruirt werden müſſen, wenn die Geſundheit erhalten werden ſoll, und der Chirurg geht zu dieſem Zweck oft ſehr deſtructiv zu Werke; und ebenſo muß ein Staatskörper behandelt werden, wenn ſich ſolche

seiner Gesundheit nachtheiligen Auswüchse und Gebrechen zeigen. — Da indeß in jedem Staate sich mehr Einrichtungen vorfinden, die zu erhalten, als Uebelstände, Mißbräuche und Gebrechen, die zu beseitigen oder zu zerstören sind, so ist eine gute Politik allerdings berechtiget, sich vorzugsweise conservative zu nennen, wenn in dieser Benennung nur keine Protestation gegen zweckmäßige Reformen enthalten sein soll.

Aber ich habe genug und vielleicht schon zu viel gesagt von meinen politischen Ansichten und Bestrebungen, und wende mich zu einem andern Gegenstand meiner Studien, zur Philosophie nämlich.

---

3. Philosophische Studien.

Schon während meines kurzen Aufenthaltes in Jena war eine starke Neigung zu philosophischen Speculationen in mir erwacht, die ich aber nicht befriedigen konnte, weil mir anfangs die Theologie und dann die Mathematik zu viel zu schaffen machten. In Berlin fiel mir zufällig Kants Kritik der reinen Vernunft in die Hände und ich machte mich an die Lectüre dieses Werks, anfangs bloß der Curiosität und des Versuchs wegen, ob ich wohl im Stande sei, diesen berühmten Codex der neuern Philosophie zu verstehen, und siehe da, mit Hülfe von Kiesewetters populärphilosophischen Schriften gelang mir der Versuch so ziemlich, worüber ich mich nicht wenig freute. Denn damals stand die Kantische Philosophie, welche eine so große geistige Bewegung veranlaßt hatte, noch in ihrem Glanzpunkte und warf ihre Strahlen auch auf die untergeordneten literarischen Kreise, namentlich auf die Mathematik, welche durch Kants Theorie von Raum und Zeit erst als aprioristische Wissenschaft begründet wurde. Wenn dieses Studium auch keinen andern Nutzen für mich gehabt hätte, so bin ich wenigstens dadurch zum scharfen consequenten Denken gewöhnt worden. Denn obgleich die Philosophie so wenig als die Theologie im Stande ist, uns die Erkenntniß der vollen Wahrheit zu erschließen, so bringt sie uns dieser Wahrheit doch näher. Ich habe mich da-

her nach geendigten Feldzügen mit vorzüglichem Eifer diesem Studium wieder zugewendet, da es meinem natürlichen Hange zum Grübeln entsprach. Indessen habe ich neben den großen Verdiensten unserer Deutschen Philosophen doch auch die Schwächen und Verirrungen derselben eingesehen und mich beschieden, nicht erforschen zu wollen, was über dem Horizonte der menschlichen Vernunft liegt, deswegen sagten mir die Forschungen Jacobis, Fries und Krugs, die sich dieselbe Beschränkung zur Pflicht machen, am besten zu, weil sie den Postulaten der Vernunft zu ihrem Rechte verhelfen.

Von einer gewissen tonangebenden Partei, welche in diesen Tagen Alles bekämpft, was die freie Wissenschaft seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts angestrebt hat, wird auch die Philosophie sehr hart angelassen; es werden ihr alle die Verirrungen, in welche unser sociales, politisches und kirchliches Leben gerathen ist, in die Schuhe geschoben und namentlich glaubt man in ihr die Quelle des Unglaubens und der Gottlosigkeit gefunden zu haben. — Wenn bloß von der Französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts die Rede wäre, so könnten diese Beschuldigungen einigen Grund haben. Aber wer den ernsten, gründlichen und durchaus sittlichen Charakter der Deutschen Philosophie kennt, muß solche Verdächtigungen mit Unwillen zurückweisen. Der einzige Vorwurf, den man ihr machen könnte, ist, daß sie zu gründlich sein will, und so, indem sie ihr Fundament recht tief zu legen strebt, den Boden untergräbt, auf welchem der gemeine Menschenverstand steht. Andrerseits fliegt sie wieder zu hoch und müht sich vergeblich ab, Geheimnisse zu ergründen, die über dem Horizont der menschlichen Fassungskraft liegen. Sie will durchaus das große Weltproblem von dem Verhältnisse der geistigen und der materiellen Welt (des Wissens und Seins, des Subjects und Objects) ergründen und lösen, und verwickelt sich dabei nicht selten in Widersprüche, die sie mit allen ihren dialektischen Bewegungen nicht überwinden kann. Die Philosophie muß freilich, um nur einen Anfang zu gewinnen, von Thatsachen des Bewußtseins ausgehen, aber wenn sie es unternimmt, das Bewußtsein, in welchem, wie das Deutsche Wort es schon andeutet, Wissen und Sein ursprünglich verknüpft sind,

zu construiren oder seine Entstehung nachzuweisen, geräth sie nothwendig auf Abwege. Geht sie vom Sein, vom Realen aus, von welchem erst hinterher ein Ideales (Vorstellen, Denken, Wissen) abgeleitet werden soll, so gelangt sie folgerichtig zum Materialismus, nach welchem der Geist als ein Ergebniß des Stoffs, als ein aus dem Mistbeete der Materie aufgeschossene Blüthe gedacht wird, welche Lehre neuerdings in Moleschott, Büchner, Voigt ꝛc. ihre fanatischen Vertheidiger findet. — Nimmt sie vom Idealen, vom Ich, dem geistigen Subjecte des Denkens und Wissens, ihren Anlauf, so kann sie die Brücke, die zu dem realen Sein äußerer Gegenstände führt, nicht finden, und das System des subjectiven Idealismus ist fertig, welcher, weil er alles Sein zu bloßen Vorstellungen ohne alle Realität zersetzt, sich in einen wahren Nihilismus verwandelt. — Nimmt die Philosophie endlich mit Schelling und Hegel den verzweifelten Ausweg, Ideales und Reales, Wissen und Sein für identisch zu erklären, so ist der Pantheismus fast unvermeidlich, und wenn die stolze Philosophie sich durch Hegel als das vollendete, ganz seiner Substanz adäquate Bewußtsein Gottes von sich selbst erklären läßt, so ist damit die Selbstvergötterung des stolzen Philosophen ausgesprochen, der somit auch die volle Wahrheit und Gewißheit, wie Gott selbst, erkennen soll. Somit sind, abgesehen von den mystischen Erklärungsversuchen, ich meine von Descartes gelegenheitlichen Ursachen und von Leibnitzens prästabilirter Harmonie, die Möglichkeiten erschöpft, um das Verhältniß und das gegenseitige Einwirken von Geist und Materie zu erklären, und was man mit diesen Hypothesen zu Tage gefördert hat, ist entweder ganz unverständlich, oder für die gesunde Vernunft empörend; ja wenn man mit der angeblichen Identität des Subjectiven und Objectiven Ernst zu machen versucht, so hört man auf zu denken, denn jede Vorstellung erfordert zu ihrer Möglichkeit ein Object, welches dem vorstellenden Subjecte gegenüber steht, mit ihm einen Gegensatz bildet.

Unsere Philosophen sollten doch endlich die Grenzpunkte alles Philosophirens anerkennen, sie sollten bedenken, daß das menschliche Wissen Schranken hat, und daß es Probleme giebt, deren Lösung für allen philosophischen Scharfsinn zu hoch lie-

gen. Die Philosophen würden daher wohl thun, in dieser Beziehung ihre Unwissenheit zu gestehen, wie der weise Sokrates that, und dagegen, so wie dieser, mit desto größerm Eifer solche Disciplinen zu bearbeiten, welche sich auf das praktische Leben beziehen und die Veredelung und Verschönerung desselben bezwecken. Somit erst würde die Philosophie vom Himmel, oder vielmehr aus dem leeren Raume der Speculation, auf die Erde niedergezogen, und Gemeingut aller gebildeten Klassen werden. — Kant hat sich auch dieser hochfliegenden Speculationen enthalten und die Schranken der menschlichen Erkenntniß anerkannt, ja er hat die Grenzmarken dieser Erkenntniß vielleicht zu eng gezogen, indem er sie bloß auf das Gebiet der Erfahrung verwies und zu erweisen suchte, daß wir auch hier die Weltdinge nicht, wie sie an sich, oder ihrem Wesen nach sind, erkennen, sondern nur wie sie uns nach unserer sinnlichen Organisation erscheinen. Desto größeres Gewicht legte er auf die Postulate des Glaubens und suchte die Fragen zu beantworten: Woher bin ich? Wohin geh' ich? Was soll ich hier im Erdenleben? Was habe ich zu erwarten, wenn ich thue, was ich soll?

Für mich hatte die Philosophie nur insofern besondern Werth, als durch sie unser Glaube an Gott und Unsterblichkeit eine rationale Grundlage erhält, unsere Sittlichkeit gereiniget und die ächte Lebensweisheit gelehrt wird.

Deshalb habe ich mich von den sublimen Speculationen Schellings und Hegels sorgfältig entfernt gehalten. Ganz besonders haben mich die dialektischen Balancirkünste der letztgenannten Philosophen abgestoßen. In dieser Philosophie sind die Begriffe personificirt, sie begreifen sich selbst, indentificiren sich mit den Objecten und ziehen sich dann wieder in ihre Subjectivität zurück. Selbst der ärmste aller Begriffe des reinen Sein, welches sich gar zu bescheiden dem Nichts gleichsetzt, kommt in dieser Gesellschaft zu der Ehre, als Atlas den philosophischen Himmel zu tragen. — Hegel hat demnach eine ganz besondere Geschicklichkeit, das Allerabstracteste zu einer allegorischen Objectivität hinauf zu schrauben und ihm Bewegkräfte beizulegen, die nur am Realen einen Sinn haben. Er bevölkert einen

ganzen Olymp mit solchen vergötterten Abstractionen und macht sie zu schöpferischen Weltmächten.

Und wie trostlos sind die Resultate dieser Philosophie. Sie bringt es nicht weiter, als zu einem nach Bewußtsein ringenden Weltgeiste, der in der Natur nur als dunkler Grund wirkt und erst in dem Menschengeiste sich allmählich zum Lichte des Selbstbewußtseins erhebt. Dies ist, meint Hegel, am vollkommensten in Christo geschehen. Aber da Christus und seine Schüler keine Philosophen waren, mußte Gott, um zu höchstem Wissen zu gelangen, warten, bis die einzig wahre Philosophie von Hegel entdeckt wurde. — Wenn das keine Selbstvergötterung ist, weiß ich nicht, was man so nennen soll. — In einer ziemlich weitläuftigen Abhandlung, die im Allgem. Anzeiger, Jahrg. 1832, abgedruckt ist, habe ich den Pantheismus in seinen verschiedenen philosophischen Formen zu bekämpfen gesucht.

Am widrigsten sind mir die Versuche der Philosophen aus der Schellingschen und Hegelschen Schule, die Dogmen der christlichen Kirche philosophisch zu begründen. Schelling hat in dieser Beziehung das Mögliche geleistet in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung, wenn wir dem, was Paulus davon bekannt gemacht hat, vertrauen dürfen. Die Schöpfung und Erlösung der Welt ist hier gleichsam in Scene gesetzt; wir sehen eine Art von Drama nach Art der mittelalterlichen Mysterien oder Moralitäten, worin die Acteurs personificirte Abstractionen sind, die unter dem Namen Potenzen auftreten und sich allmählich in die drei Personen der Gottheit verwandeln. Auch der Teufel spielt beim Sündenfalle seine Rolle, und Gott ist so gerecht, daß er auch dem Teufel sein Recht nicht nehmen will. Es ist freilich, wird dabei gesagt, nicht jedem gegeben, die tiefe Ironie Gottes bei der Weltschöpfung zu begreifen. —

Ich habe mich auch mit einer eignen Schrift ins Gebiet der Philosophie gewagt, nachdem mich der Professor Krug in Leipzig, dem ich das Manuscript vorlegte, zur Publicität desselben ermuntert. Das Buch führt den Titel: „Gott, Natur und Freiheit", und behandelt vorzüglich Gegenstände der praktischen Philosophie. Unter andern versuchte ich auch das schwie-

rige Problem zu lösen, wie die menschliche Freiheit mit der Naturnothwendigkeit zu vereinigen sei. Da bis jetzt der Scharfsinn der größten Philosophen an der befriedigenden Beantwortung dieser Frage gescheitert ist, so läßt sich denken, daß ich nicht glücklicher war und nur Unbefriedigendes beibringen konnte, obwohl manche gute Bemerkungen mit untergelaufen sein mögen, die in praktischer Beziehung vielleicht nicht unwichtig sind. Ich wurde nämlich durch diese Speculation auf die Idee einer sittlichen Kunst, oder einer auf sittlicher Grundlage ruhenden Lebenskunst geführt, die ich häufig in Anwendung gebracht und nicht unwirksam gefunden habe, daher ich hier zum Nutzen und Frommen meiner jungen Leser, die es noch in ihrer Gewalt haben, ihr Leben regelrecht zu gestalten und zu verschönen, dieser Kunst mit einigen Worten erwähnen will.

---

4. Idee einer sittlichen Kunst oder Lebenskunst.

Der Gedankengang, dem ich folgte, ist kürzlich dieser: In der Sinnlichkeit mit ihren selbstsüchtigen Neigungen und Begierden ist das Naturgesetz mit seiner nothwendigen Causalität wirksam und allein wirksam in unvernünftigen Thieren, welche die Triebe, die ihnen die Natur zu ihrer Erhaltung eingepflanzt hat, ohne Rücksicht auf etwas Anderes zu befriedigen suchen. Dem vernünftigen Menschen ist aber ein anderes Gesetz vorgelegt; das Sittengesetz gebietet ihm, jene Nothwendigkeit zu durchbrechen und nach andern Motiven zu handeln, als die sind, welche in der selbstsüchtigen Sinnlichkeit liegen. Dazu ist ihm die Freiheit gegeben und mit ihr die Fähigkeit, das Gute zu wählen, auch wenn es der Sinnlichkeit, die nur das Angenehme will, nicht entspricht. Wie ist das möglich, wie ist namentlich der junge Mensch, der in seiner Kindheit, wo die Vernunft noch schlummert, nur von sinnlichen Eindrücken bewegt wird, zu gewöhnen, aus freier Wahl nach Motiven zu handeln, die nicht in der Sinnlichkeit liegen, denen sie vielmehr oft heftig widerstrebt und entgegenkämpft? — Die Erfahrung lehrt, daß hier Regeln und Gebote wenig fruchten; denn noch immer gilt der

Spruch eines alten Dichters: nitimur in vetitum; im Gegentheil gewinnt der verbotene Genuß für den Lüsternen einen doppelten Reiz. Wäre es denn aber nicht vielleicht möglich, daß das, was die Pflicht gebeut, unter einer Form dargestellt würde, die auch das Wohlgefallen der Sinnlichkeit reizte?

Die Sinnlichkeit hat eine doppelte Seite; sie äußert sich nicht allein in der Aufnahme äußerer Eindrücke, sondern sie wird auch afficirt von den innern Bewegungen des Geistes und von den idealen Gestalten, welche die Einbildungskraft schafft; sie hat nicht bloß ein Gefühl für das Angenehme, sondern auch für das Schöne und Erhabene; sie wird abgestoßen, nicht bloß von dem Schmerzhaften, sondern auch von dem Unschönen und Häßlichen. Wenn es also einer ästhetisch gebildeten Phantasie gelingt, die Tugend als schön und das Laster als häßlich vor die innere Anschauung zu bringen, so wird der sinnliche Wille mit dem Vernunftwillen in Einklang zu bringen sein.

Eben so sind die Gefühle der Achtung, der Liebe und Großmuth, der Sympathie und Bewunderung, welche von geistigen Elementen und Ideen durchdrungen sind, geeignet, gleichsam einen Compromiß zu stiften zwischen den Forderungen der Sinnlichkeit mit denen der Vernunft.

Mit großer Geschicklichkeit versteht auch eine im Dienste der Vernunft arbeitende Phantasie die Hebel der Furcht und Hoffnung in Bewegung zu setzen, um ein erwünschtes Gleichgewicht zwischen sittlichen und sinnlichen Motiven hervor zu bringen und jenen den Ausschlag zu verschaffen. Wenn die Bilder der Hoffnung vom Zauberpinsel der Phantasie recht reizend ausgemalt sind, wird die Sinnlichkeit angezogen, und giebt willig den gegenwärtigen Genuß auf, um den künftigen größern und dauernden nicht zu verscherzen, wie das Kind über dem schönen Bilderbuche die Gegenstände seiner Lüsternheit vergißt, und eben so läßt sie, wenn die Schreckbilder der Furcht ihr entgegen treten, den verbotenen Genuß leicht fahren, wie das Kind sein trotziges Begehren aufgiebt, wenn ihm die Ruthe gezeigt wird.

Aber die rein sinnlichen Gefühle sollen deshalb nicht unterdrückt werden, es ist eine falsche Ascese, welche dies verlangt,

denn die Vernunft braucht dieſelben gleichſam als Arbeiter in ihrem Weinberge, und ſie ſollen auch für ihre Arbeit bezahlt werden, aber mit einer Münze, die ſowohl in der obern als untern Region unſerer Gemüthswelt gültig iſt. Ohne Bild geſprochen: das Schöne iſt diejenige Erſcheinung, welche ſowohl dem äußern als dem innern oder geiſtigen Sinn gefällt. Unſere Phantaſie iſt aber im Stande, auch die moraliſchen Ideen unter gewiſſen ſchönen Formen und Symbolen zur Anſchauung zu bringen, ſo daß ſie auch die Sinnlichkeit befriedigen und ſie veranlaſſen, ihre unerlaubten Genüſſe aufzugeben.

Aus dieſen Andeutungen iſt erſichtlich, wie wichtig für einen jungen Menſchen die äſthetiſche Erziehung iſt. Um die rohen Begierden zum Schweigen zu bringen, muß ſein Gefühl für das Schöne gebildet, ſeine Phantaſie muß befähiget werden, ſolche ſchöne ideale Geſtalten zu ſchaffen, welche zugleich als Symbole ſittlicher Ideen gelten können. Denn das Schöne hat nur dauernden Werth, wenn es in Verbindung mit dem Guten und Wahren auftritt. Das ſind die drei Grazien, welche den ſinnlichen und geiſtigen Menſchen mit ihren ewig blühenden Kränzen umſchlingen und harmoniſche Einheit ſtiften zwiſchen ſeinen ſinnlichen und geiſtigen Beſtrebungen.

In dieſem Gedankengange iſt vielleicht das oben erwähnte Problem, wie die Naturnothwendigkeit, die auch in der menſchlichen Sinnlichkeit waltet, mit der Freiheit, deren wir uns doch ſo klar bewußt ſind, zu vereinigen ſei, ſeiner Löſung näher gerückt. Stellen wir uns die Cauſalität der Natur unter dem Bilde eines Stromes vor, wo eine Welle die andere bedingt, ſo kann dieſer Strom freilich nicht aufgehalten oder abgedämmt werden; aber der Menſch kann ihn in künſtlich angebrachte Canäle leiten und ihn zwingen, ſeinen Zwecken zu dienen. Eben ſo ſoll auch die Sinnlichkeit nicht unterdrückt oder ertödtet werden, aber es iſt möglich, ſie ſo zu disciplinren, daß, während ſie nur für ihre eigne Befriedigung thätig zu ſein glaubt, ſie zugleich für die Zwecke der Vernunft arbeitet.

5. Meine theologiſchen Studien und die Ergebniſſe meines Nachdenkens in Bezug auf Chriſtenthum und kirchliche Verhältniſſe.

Ich habe oben berichtet, daß ich die Theologie als Brodſtudium aufgegeben, um eine andre Lebensbahn, als die eines Theologen von Profeſſion zu verfolgen. Aber dieſer Entſchluß ging nicht ſowohl aus Widerwillen gegen die Theologie, als vielmehr aus Gewiſſensſcrupeln hervor, indem ich vor dem Gedanken zurückſchauderte, als künftiger Geiſtlicher Lehren vortragen zu müſſen, an deren Wahrheit ich nicht glaubte. Weil mir aber ſehr viel daran gelegen war, nicht bloß mit meinem philoſophiſchen, ſondern auch mit meinem chriſtlichen Glauben ins Reine zu kommen, ſo kam ich in der langen Zeit meiner Muße auch wieder auf theologiſche Studien zurück. Denn mir war das Studium der Theologie kein bloßer Gegenſtand der Neugier, ſondern ein muthiges Hinanringen zu den äußerſten Höhen des menſchlichen Geiſtes. Ich habe ſchon bemerkt, daß mich von Jugend auf religiöſe Fragen beſchäftigten. So kann ich mich erinnern, daß ich als kleiner Knabe oft ganze Nächte hindurch nicht ſchlafen konnte, weil meine Phantaſie mir das Schauderbild der ewigen Verdammniß in zu ſtarken Farben ausmalte. Aus innerm Bedürfniß habe ich fortgeſetzt über die, mir in meiner Jugend eingeprägten kirchlichen Lehren und Dogmen nachgedacht, und verſucht, ſie mit den Forderungen meiner Vernunft in Uebereinſtimmung zu bringen, was mir freilich nicht immer gelang. So wurde ich durch ein inneres Geiſtesbedürfniß getrieben, die Werke berühmter Theologen zu Hülfe zu nehmen. Um aber im Stande zu ſein, ſelbſt zu prüfen, las und durchdachte ich fleißig die Bibel und ſtudirte beſonders das neue Teſtament in der Urſprache mit Hülfe guter Commentare. Das alte Teſtament konnte ich leider nicht in Urſprache leſen, weil ich kein Hebräiſch verſtand, und ſo mußte ich mich mit Luthers Ueberſetzung begnügen. Je öfter ich aber dieſe alten ehrwürdigen Urkunden durchlas und durchdachte, deſto weniger konnte ich die Ueberzeugung abwehren, daß dieſelben neben vielen

vortrefflichen und wahrhaft göttlichen Ausſprüchen doch auch Aeußerungen enthielten, welche zwar den damaligen Zeitanſichten und den Bildungsſtufen, worauf das jüdiſche Volk in den verſchiedenen Perioden ſeiner Geſchichte ſtand, angemeſſen waren, aber unmöglich auf allgemeine Gültigkeit Anſpruch machen können.

Obgleich meine Jugend in die Zeit fiel, wo der berüchtigte Bahrdt viel von ſich reden machte und viele Angänger und Nachtreter fand, ſo konnte ich mich doch mit dem flachen, trivialen Rationalismus dieſer theologiſchen Schule nicht befreunden, aber um ſo mehr ſagten mir Werke anderer kritiſcher Theologen, z. B. von Leſſing, Herder, Plank, Niemeyer, de Wette, Ammon, Bretſchneider, Schuderoff u. ſ. w. zu, ohne jedoch ein blinder Nachbeter ihrer Meinungen zu werden; ſelbſt dem bekannten Werke von Kant: „die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“ konnte ich nicht in allen Stücken beiſtimmen.

Auch die Kirchengeſchichte habe ich fleißig ſtudirt und mit Verwunderung geſehen, wie bei den unaufhörlichen Streitigkeiten, die ſich durch alle Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung hindurchziehen, faſt immer die unvernünftige Meinung die Oberhand behielt, während die vernünftige oder gemäßigte Anſicht als Ketzerei verdammt wurde. Scheint es doch ſonach, als wenn das Abſurde oder Ungereimte von den verblendeten Prieſtern zum Kriterium der chriſtlichen Wahrheit gemacht worden wäre, nach der Maxime des heiligen Hieronymus: Credo, quia absurdum. Aber man bedenkt nicht, daß das Abſurde zugleich das Widerſinnige und Widerſprechende iſt, und daß in einer Religion, die als ein Ausfluß der göttlichen Weisheit und Heiligkeit gedacht werden ſoll, keine Widerſprüche vorkommen dürfen. Der logiſche Satz vom Widerſpruche iſt ja der vorzüglichſte von den Leitſternen, welche unſer Denken vor Ab- und Irrwegen bewahren. Da der wahre Widerſpruch ſich verhält wie Sein und Nichtſein, ſo kann Gott ſelbſt ihn nicht ausgleichen.

Wenn man bedenkt, unter welchen Umſtänden, Gewaltthätigkeiten, ſchändlichen Pratiken und Intriken im 4. und 5. Jahrhunderte von einem Haufen verblendeter kurzſichtiger Pfaffen die ſogenannte orthodoxe Glaubenslehre der chriſtlichen Religion

aufgestellt und durch welche entsetzliche Anatheme, Verfolgungen und blutige Grausamkeiten sie nach mehr als hundertjährigem Kampfe zu allgemeiner Geltung gebracht worden ist, so ist gar nicht einzusehen, welche Verbindlichkeit jene Glaubensnormen noch für uns haben könnten, die wir in der geistigen und moralischen Bildung so hoch über jenen finstern Jahrhunderten stehen; haben wir in jeder andern Beziehung so viele Vorurtheile und Irrthümer abgeworfen, um desto fester an dem alten religiösen Unsinn festzuhalten und zwar bloß aus dem Grunde, weil einst ein Haufen fanatischer Priester ihn sanctionirt hat? Können denn Glaubenslehren, die so viel Verwirrung, Unheil und Blutvergießen in der christlichen Welt verursacht haben, Ausflüsse der Religion Jesu, der Religion der Liebe sein? Wenn der fromme Bischof von Napianz die Bischöfe, welche auf dem Concil zu Constantinopel im J. 381 das große Wort führten, mit einem Heere von Wespen und Elstern, einer Schaar von Kranichen oder Gänsen vergleicht, wie kann man doch glauben, daß in solchen widrigen Lauten die Stimme des heiligen Geistes sich vernehmen lasse? Wir sollten noch gebunden sein an die Meinung erbärmlicher Finsterlinge, die, an das kürzeste Seil absurder Vorurtheile gebunden, sich vermaßen, das Mysterium der Gottheit zu ergründen und das Unbegreifliche in nichtssagenden Wortfloskeln dem endlichen Verstande erkennbar zu machen. Und ist etwa die christliche Welt besser und glücklicher geworden, nachdem der orthodoxe Glaube festgestellt war? Ach im Gegentheil, sie wurde von Grund aus zerrüttet und mit Blut überschwemmt, weil des Streites und der Verfolgung wegen leerer Worte und Formen kein Ende war, und somit das moralische Element in der Religion fast alle Berücksichtigung verlor. Glauben, nur blinden irrationalen Glauben verlangen die geistlichen Fanatiker; sittliche Potenzen sind für sie unbekannte Größen. Aber wer kann verlangen, daß, wenn die Zeiten finster sind, allein die Köpfe der Geistlichen hell sein sollen? Jetzt ist die alte Finsterniß so ziemlich gewichen, aber unsere Kirchenlichter brennen dunkel genug, denn sie sind in die alte kanonische Form gegossen. Man will immer noch nicht begreifen, daß ein in der Kirche aufgestellter Lehrbegriff nicht der

für alle Zeiten gültige Ausdruck christlicher Wahrheit sein, sondern nur als Zeugniß der zu einer gewissen Zeit herrschenden religiösen Vorstellungen gelten können.

Diese Gedanken wurden in mir unwillkürlich durch die Kirchengeschichte angeregt, und ich wundere mich, daß nicht in jedem Theologen, der sich doch ex professo mit dem Studium derselben beschäftigen soll, ähnliche Reflexionen entstehen. Aber wir sehen, daß nicht bloß die katholische Theologie, welche freilich aus Grundsatz an der Unfehlbarkeit der Kirche festhält, sondern auch die protestantische, welche doch diese Unfehlbarkeit verwirft, sich binden läßt durch die Autorität alter beschränkter Bischöfe, welche vor mehr als tausend Jahren mit naiver Dummdreistigkeit sich vermaßen, das Normalmaß des christlichen Glaubens für ewige Zeiten festzustellen und die Religion Jesu, welche Geist und Leben ist, in die engsten Buchstaben- und Wortformen einzuschließen. Wie? soll dieser Zauberbann, der den Geist des Christenthums fesselt, auch für die noch gültig sein, die nicht daran glauben, bloß weil Luther, der so viele alte kirchliche Formen zerschlug, aus angeerbtem Respect diesen für heilig gehaltenen Talisman nicht anzurühren wagte und dafür seinen Anhängern, die etwa dagegen protestiren wollten, rieth, die Vernunft unter die Bank zu stecken?

Ich habe diesen Rath in frühern Jahren auch zu befolgen gesucht, und lange gerungen, meinen Glauben mit den kirchlichen Ueberlieferungen in Uebereinstimmung zu bringen, weil ich schwer daran ging, die mir mit dem ersten Unterricht eingeflößten religiösen Vorstellungen aufzugeben; aber es ist mir nicht gelungen, obgleich ich zu diesem Zweck auch die Werke streng orthodoxer Theologen und mehrere apologetische Schriften gelesen und durchdacht habe; vielmehr hat dieses Studium nur dazu gedient, mich in meinem Zweifel zu bestärken, weil mir die Seichtheit der vorgebrachten Gründe nicht entging.

Somit ist mir die Nothwendigkeit klar geworden, selbst zu prüfen und nach den Gründen unsers Glaubens zu forschen. Denn wer ohne Weiteres den Autoritätsglauben annimmt, gleicht einem unmündigen Kinde, das am Gängelbande geführt wird. Ich habe mich aber immer bestrebt, auch in der kirchlichen und

religiösen Sphäre auf eignen Füßen zu stehen und zu gehen, nach der Richtung, die ich als zum Ziele führend, erkannt habe.

Ich nehme demnach mein menschliches und protestantisches Prüfungsrecht in Anspruch, und ich kann dieses Recht deswegen nicht aufgeben, weil in demselben zugleich eine heilige Pflicht liegt.

Um aber einen überlieferten Glauben prüfen zu können, muß der Mensch einen richtigen Maßstab haben, und der kann nicht wieder in der Ueberlieferung liegen, sondern muß mit der Vernunft und dem Gewissen dem forschenden Menschen gegeben sein.

Da nun in Gott der Grund aller Religionen liegt, so muß dem religiösen Menschen alles daran liegen, sich richtige Begriffe von Gott zu verschaffen.

Dieser Grundbegriff kann ursprünglich nicht aus der heiligen Schrift geschöpft werden, weil diese die Idee von Gott und den Glauben an ihn voraussetzt. Deswegen bin ich von jeher bemüht gewesen, meinen Glauben an Gott recht fest zu begründen, und mir richtige Begriffe von diesem höchsten, vollkommensten und heiligsten Wesen zu machen, und ich glaube dieses Werk nicht besser schließen zu können, als mit kurzer Angabe der Resultate meines Nachdenkens über meinen religiösen Glauben.

---

6. Mein Glaubensbekenntniß in Beziehung auf das Mysterium der Gottheit.

Es ist entweder kein Gott, oder er ist der Schöpfer dieser Welt, sagte mein alter Schulrector Lindner; und in der That, die Annahme, nach welcher die Welt aus ewigen Naturgesetzen entstanden und daß sich erst später die Existenz oder doch wenigstens die Intelligenz Gottes nach diesen Gesetzen aus einem dunkeln Grunde entwickelt habe, hat wenig voraus vor den Theogonien der alten heidnischen Völker, obgleich der Unsinn auf der Hand liegt, sich ein Gesetz zu denken ohne Gesetzgeber, und somit ein leeres Wort, eine hohle Abstraction zum Schöpfer der Welt zu machen. Nur ein Wesen, das der Inbegriff der

höchsten Macht und Weisheit ist, kann als Urheber der Welt gedacht werden. Wir müssen nothwendig voraussetzen, daß die Welt ursprünglich im Geiste des Schöpfers als Idee, als Welturbild vorhanden, ewig vollendet sei in der Zeit und Raum überwindenden Selbstanschauung Gottes, mit welcher er seine Unendlichkeit oder Ewigkeit durchdringt und in Klarheit des Bewußtseins besitzt. In Gott ist kein Dunkel, kein dunkler Grund seiner Selbstexistenz, wie Schelling will, so gewiß in der Welt sich Zwecke verwirklichen; denn der Begriff von Zweck setzt eine selbstbewußte Intelligenz voraus. Aber das Zwecksystem wird in seiner Vollendung als Idealuniversum von Gott angeschaut, und zwar mit einer Klarheit, daß für ihn kein Dunkel weder in der unendlichen Vergangenheit, noch in der unendlichen Zukunft ist.

Wenn aber die Welt aus der unergründlichen Tiefe der göttlichen Macht und Weisheit hervorgegangen ist, so folgt nothwendig, daß sie die bestmögliche sei. Denn wäre sie nicht die beste, so würde die Frage entstehen: „konnte oder wollte Gott keine bessere erschaffen?“ mit welcher man entweder seiner Macht, oder seiner Güte zu nahe träte. Da man aber das Uebel, welches die Menschheit drückt, mit dem Begriff einer besten Welt nicht vereinigen konnte, so kam man auf den Gedanken, ein böses Princip, Satan genannt, anzunehmen, und diesen zum Urheber des physischen und moralischen Uebels zu machen, ohne zu bemerken, daß mit dieser Annahme nichts gewonnen ist, indem jene Frage nur in einer andern Form wiederkehrt, wie dies auch jenem einfältigen Indianer nicht entging, welcher seinen Katecheten mit der naiven Frage überraschte: Warum schlägt denn Gott den Teufel nicht todt? Wie aber der Allgütige das Uebel und Böse in seiner besten Welt dulden könne, darüber werde ich vielleicht später einige Bemerkungen zu machen Gelegenheit finden.

Wenn Gott als der Urgrund alles Seins und Werdens gedacht werden muß, so ist somit die Frage nach einer Begründung der göttlichen Existenz, welche zugleich die vollkommenste Intelligenz in sich schließt, schlechthin abgeschnitten.

Die Schöpfung der Welt erklären zu wollen, fällt mir nicht ein; wie könnte auch der Sterbliche sich vermessen, dieses Wunderwerk zu begreifen, da er den Bildungsproceß, wodurch das kleinste Gräschen, das einzelne Baumblatt entsteht, nicht einsieht. Nach der mosaischen Schöpfung ist Alles durch das Wort des Herrn gemacht; und da das Sprechen oder das Wort nur die Aeußerung der innern Vorstellung, des Gedankens ist, so wird damit so viel gesagt, daß die Gedanken Gottes durch seinen allmächtigen Willen wirklich real geworden sind, und sonach wäre die Schöpfung bildlich zu denken als eine Ausströmung geistiger Potenz oder göttlicher Ideen, welche sich nach ihrer Entlassung aus dem schöpferischen Geiste realisirt oder zu Weltdingen gleichsam krystallisirt haben. Die Welt wäre demnach zu denken als das Nachbild des in Gott ruhenden Urbildes. Aber wie gesagt: das sind Bilder, wodurch wir der Einsicht nicht näher treten. Uebrigens hat die einfache mosaische Darstellung einen großen unverkennbaren Vorzug vor den Geogonien und Theogonien der übrigen alten Völker. Aber freilich ist in jener so wenig als in dieser von einer Weltschöpfung, Kosmogonie, sondern nur von einer Geogonie oder Ausbildung der Erde die Rede. Von einer Welt außer der Erde und ihrer nächsten Umgebung wußten die Alten nichts und konnten nichts wissen.

Die Frage, ob die Welt, der Zeit und dem Raume nach, endlich oder unendlich sei, hat den Philosophen viel zu schaffen gemacht, zum Glück ist diese Frage von keinem besondern praktischen Interesse. Sollte ich mich indeß entscheiden, so würde ich mich für die letztere dieser beiden Alternativen erklären, und zwar aus dem Grunde, weil Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit als denkendes Wesen existirt und seine Gedanken zugleich Thaten sind, oder sich sofort realisiren. Da nun der Gedanke einer Welt, das Weltideal, in Gott doch wohl ewig gewesen ist, so muß auch die Realisirung desselben den gleichen Charakter gehabt haben, d. h. ewig gewesen sein.

Man wird freilich dagegen einwenden, daß die Welt als ein Bewirktes später sein müsse als ihre in Gott liegende Ursache, aber bei der Wirksamkeit Gottes müssen wir von allen

Zeitbestimmungen absehen. Er existirt nicht in der Zeit, sondern in der Ewigkeit, die er nach ihren beiden Richtungen durchschaut, oder vielmehr die für ihn keine Vergangenheit und Zukunft hat, sondern immanente Gegenwart ist. Gott kann gar nicht als müßig oder unwirksam gedacht werden. So wahr er ewig ist und als zwecksetzende Intelligenz gedacht werden muß, sind ihm auch schöpferische Ideen entströmt, welche in Wirklichkeit übergingen, um überall Abbilder der in ihnen liegenden Vorbilder abzuprägen, überall reges Leben zu schaffen. Im Menschengeiste hat er einen Spiegel aufgestellt, in welchem sich seine Herrlichkeit, wenn auch im abgeschwächten Glanze, abspiegelt, denn Gott, der Alliebende, wollte Mitgenossen seiner Segensfülle haben.

Hiermit sind die absurden Fragen und Antworten der alten Theologen: was wohl Gott vor der Weltschöpfung gemacht habe, abgewiesen. Aber selbst in diesen Fragen spricht sich die Nothwendigkeit aus, Gott nicht anders als thätig und wirksam zu denken. Die Thätigkeit Gottes kann aber keine bloß ideelle, kein bloßes Denken sein. In ihm und nur allein in ihm ist das Ideale und Reale identisch.

Die Weltschöpfung ist demnach kein Act der Willkür, der auch hätte unterbleiben können, sondern ein nothwendiges Ergebniß der göttlichen Wirksamkeit, denn sonst wäre die Möglichkeit vorhanden, daß Gott die Welt eben so willkürlich wieder könnte fallen lassen, und daß somit auch die Menschengeister in den Abgrund des Nichtseins zurückstürzen könnten. Ein entsetzlicher Gedanke. Nein, wie die Sonne nicht ohne ihre Licht und Wärme verbreitenden Strahlen sein kann, so kann Gott auch nicht gedacht werden ohne die Ausstrahlung schöpferischer Ideen, welche Leben und Freude in das Weltall ausgießen. Wie die Welt nicht ohne Gott, so kann auch Gott nicht ohne Welt gedacht werden. Wenn jenes eine physische Nothwendigkeit ist, so ist dieses eine moralische, die darin ihren Grund hat, daß Gott einen Schauplatz für seine wohlthätige Wirksamkeit und Theilnehmer an seiner Seligkeit haben will.

Wenn ich mir Gott und die Welt als zusammengehörig vorstelle, weil das Denken Gottes kein bloß formales, wie das menschliche, sondern ein real werdendes, oder eine weltschöpferische

Macht ist, so huldige ich somit nicht dem Pantheismus, welcher Gott nur als Weltgeist faßt und somit in der Welt aufgehen läßt, oder ihm, wie Spinoza, neben dem Denken auch unendliche Ausdehnung zuschreibt; aber ich kann mich auch nicht mit der Ansicht der strengen Theisten befreunden, welche sich Gott als gänzlich von seiner Welt geschieden denken. Eine von der Gottheit entleerte Welt ist ein furchtbarer Gedanke! Von seiner schaffenden und erhaltenden Macht wird die Welt gleichsam im Schooße getragen. Gott ist in uns, und wir in Gott, versichert der Apostel Paulus, wenn er sagt: Gott ist nicht fern von einem Jeglichen, denn in ihm leben, weben und sind wir. Dieses Leben und Sein in Gott (Entheismus, Enthusiasmus) offenbart sich in jeder ächten Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, in jeder andächtigen Erhebung eines reinen Herzens zu Gott.

Der ganze Gegensatz und Streit zwischen Pantheismus und Theismus beruht auf einer unberechtigten Uebertragung von Raumverhältnissen auf Gott, der als der reinste Geist nicht als befaßt im Raume gedacht werden kann. Aber dieser Forderung kann das menschliche Denken, welches sich nur in Zeit- und Raumverhältnissen bewegt, nicht nachkommen, und so schleichen sich solche Verhältnisse unwillkürlich auch in unser Denken über das Mysterium der Gottheit ein. Wir stoßen hier überall auf Räthsel und scheinbare Widersprüche, die wir, so gut wir können, zurecht legen, aber uns hüten müssen, voreilige Folgerungen daraus zu ziehen. So können wir sagen, um einige Begreiflichkeit in die vorliegenden Gegensätze zu bringen. Gott ist in der Welt, oder wie die Philosophen sagen, derselben immanent, inwiefern seine unendliche Wirksamkeit das Universum erfüllt und durchströmt, und jedes Weltding ein real gewordener göttlicher Gedanke ist; er ist aber über der Welt, inwiefern er selbstbewußte Intelligenz, zwecksetzende höchste Vernunft, Persönlichkeit ist und sein muß, wenn ein Weltzweck gedacht werden soll. — Wie aber jene Immanenz mit dieser Transscendenz, d. i. diesem Uebersteigen des göttlichen Ich über die räumlichen Verhältnisse der Welt, in einem und demselben Wesen zu denken sei, das übersteigt alle menschliche Einsicht. Der forschende Men-

schengeist müßte über dem Gottesgeiste schweben, wenn er die Geheimnisse seines Wesens und seiner schöpferischen Wirksamkeit erschließen wollte. Mit allen ihren Abstractionen, Speculationen und dialektischen Wendeltreppen gelangt die Philosophie in dieser Beziehung nicht in den Himmel der Wahrheit.

Wollen wir nicht Gott mit der Welt identificiren, so müssen wir schlechthin an der Persönlichkeit, d. i. an der absoluten Einheit des göttlichen Denkens und Wollens festhalten. Wäre Gott weiter nichts als die Weltseele oder der Weltgeist, der sich bewußtlos weltschaffend auswirkt, oder der Inbegriff schöpferischer Naturkräfte, die nach ewigen Weltgesetzen wirken, so würde durch diese sublime Speculation, die dem philosophischen Pöbel so verständlich vorkommt, der Idee der Gottheit Alles entzogen, was sie tröstliches für unser Gemüth hat, und der Vorwurf der Naturvergötterung, so wie die Consequenz, daß nach dieser Ansicht die unbedingte Nothwendigkeit zum herrschenden Weltprincip erhoben würde, somit aber keine Freiheit, keine Sittlichkeit, kein Unterschied des Guten und Bösen stattfinden könnte, dürfte durch alle künstliche Dialektik nicht abzuweisen sein. Nein, das Resultat meines Denkens ist ein anderes. Die Welt kann nur sein die realisirte Idee des zwecksetzenden Denkens eines persönlichen Gottes. Die ideelle Welt, oder das Urbild derselben in dem denkenden Geiste Gottes, ist freilich identisch mit ihm, aber als entlassener und real gewordener göttlicher Gedanke ist die Welt ein Anderes als das sie begründende göttliche Denken.

Betrachten wir die Weltdinge als realisirte Gedanken Gottes, so wird uns die Natur in einem ganz andern Lichte erscheinen als gewöhnlich; ihre unendliche Mannichfaltigkeit, deren Zusammenhang uns dunkel und räthselhaft war, wird sich zu einer organischen Einheit gestalten, die dunkle Verworrenheit in ein lichtvolles Gedankensystem verklären. Denn Alles, was wir wahrnehmen, ist ja nach dieser Ansicht aus der zwecksetzenden Vernunft Gottes hervorgegangen, und sonach muß sich in jeder Pflanze, in jedem Thiere eine Gliederung zusammenhängender Gedanken nachweisen lassen. — Die ganze Körperwelt, ein Spiel von Kräften, ist einem beständigen Wechsel unterworfen, aber das Beständige von diesem Uebergehen von einer Bestimmung

in die andere ist die darin herrschende Gedankeneinheit, der sie begründende göttliche Geist. Das ganze Weltsystem ist das Werk und die Offenbarung der höchsten Allvernunft, und in den schaffenden Gottesgedanken sind Ideales und Reales, Körperliches und Geistiges unzertrennlich vereinigt. Weil die Naturgesetze auch zugleich Vernunftgesetze sind, so erkennt die menschliche Vernunft gewissermaßen sich selbst in den Naturdingen wieder, denn sie ist ja nach den nämlichen Gesetzen, wie die Natur, hervorgebracht und wirksam. Weil unsere Vernunft als ein, freilich verblaßter und verdunkelter Abglanz der göttlichen gedacht werden kann, ist es ihr gegeben, diese zu erkennen, und die Räthsel wenigstens theilweise zu lösen, welche die Natur ihr aufgiebt. Dieser Zusammenhang unserer Vernunft mit der göttlichen und die mit Sternenschrift in das große Bibelbuch der Natur geschriebenen Offenbarungen Gottes setzen uns auch in den Stand, die traditionellen Lehren der verschiedenen positiven Religionen zu prüfen und zu beurtheilen, welche der aus dieser natürlichen Offenbarung entwickelten Idee der Gottheit am besten entspricht.

Die Ordnung der Natur besteht in einem angemessenen Gleichgewicht der in ihr wirksamen Kräfte. Dieses Gleichgewicht, diese Harmonie von Kräften sind gleichsam der Sphärengesang, welchen das geistige Ohr des Naturfreundes vernimmt. Gleichwie jeder Weltkörper Wirkungen von andern empfängt und gegenwirkt, und auf diesem Verhältniß sein Platz unter andern Weltdingen beruht, so wird die Stellung eines vernünftigen Wesens in der moralischen Welt bestimmt durch die Kraft, mit der es auf andere wirkt und die Gegenwirkung, die ihm entgegengesetzt wird, aufnimmt. Das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung (des Antagonismus) geht demnach durch die ganze Körper- und Geisterwelt, und dadurch ist vorgesehen, daß das physische und moralische Uebel nie zur unerträglichen Uebertreibung gesteigert werde und das Böse zur dauernden Herrschaft gelange.

Indeß dürfen wir uns nicht einbilden, durch alles unser Denken und Forschen das eigentliche Wesen der Gottheit erkannt zu haben; denn dieses bleibt dem endlichen Geiste ewig verborgen. Man zählt die göttlichen Eigenschaften auf und giebt sich

wohl dem Wahne hin, somit die Erkenntniß dieses Wesens erschöpft zu haben. Aber nicht sein inneres Wesen, sondern nur die Wirksamkeit, die Selbstoffenbarungen Gottes erkennen wir in diesen, nach der Analogie menschlicher gedachten, aber ins Unendliche gesteigerten Eigenschaften.

So offenbart sich Gott in der Begründung der Welt nach ihrem physischen Sein als der Allmächtige; inwiefern er alle Weltdinge in seinem Bewußtsein trägt und in ihrem ganzen räumlichen und zeitlichen Zusammenhange überschaut, als der Allwissende, Allgegenwärtige und Ewige, — und endlich inwiefern durch sein Ordnen die Welt eine organisch in sich abgerundete Einheit ist, als der Allweise.

Aber es giebt im unendlichen Weltreiche Gottes nicht bloß eine physische, sondern auch eine moralische Ordnung, ein Reich der Wahrheit, Sittlichkeit, Schönheit und Seligkeit, und in der Realisirung dieser moralischen Weltordnung offenbart sich Gott als der Wahrhafte, der Heilige, Gerechte und Allgütige. Und diese Eigenschaften haben für uns das meiste Interesse und sind uns am begreiflichsten, weil sich in der kleinen Welt unseres Gemüths, als Ausflüsse derselben, die Ideen des Wahren, Guten und Schönen wie leuchtende Sterne bewegen. Ohne den Glauben an einen gerechten und heiligen Gott würde unsere Sittlichkeit schlechte Stützen haben. Die ursprüngliche Begründung unserer sittlichen Anlagen würde gar nicht zu erklären sein, da in der ganzen physischen Welt sich nichts Aehnliches befindet. Ein Volk, welches einen bloß mächtigen, aber keinen heiligen Gott verehrt, steht gewiß auf einer sehr niedern Stufe der sittlichen Bildung. Daher finden wir, daß die alten Religionen, deren Entstehung in die geistige Kindheit der Menschheit fällt, mehr religiöse Legalität als ächte Moralität fordern. Dies gilt auch vom Mosaismus, um so mehr, da Gott zugleich als der besondere Regent des jüdischen Staats so ziemlich nach dem Muster eines orientalischen Despoten gedacht wurde. Daher finden wir in der jüdischen Geschichte so viel auf angeblich göttliche Befehle zurückgeführte Thatsachen, welche unser sittliches Gefühl empören. Das darf uns nicht wundern. Der Menschengeist war in jener frühen, an Gewaltthätigkeiten reichen Zeit noch

nicht zum klaren Bewußtsein seiner sittlichen Würde gelangt, und der rohe Mensch ist nur gar zu geneigt, sich Gott nach seinem eignen Bilde zu denken. Erst wenn jenes Bewußtsein erwacht, erst wenn dem Menschen aus dem Heiligthume seines Gewissens die Uroffenbarung seiner sittlichen Bestimmung kund wird, erst wenn er sich als Mitglied einer moralischen Weltordnung, eines göttlichen Sittenreiches fühlt, dann tritt auch Gott in seiner sittlichen Majestät oder in seiner Heiligkeit vor sein geistiges Auge. Die Idee eines heiligen und gerechten Gottes kann uns schlechthin auf keinem andern Wege als durch das eigne sittliche Gefühl, durch das Bewußtsein eines innern sittlichen Willens zugeführt werden. Nur in unserer Vernunft, die eine realisirte göttliche Idee ist, liegt die Offenbarung eines heiligen Gottes, aber freilich nur als Keim, der einer Entfaltung durch Cultur bedarf.

Aus den bisherigen Erörterungen geht zur Genüge hervor, welches Gewicht auf die Offenbarungen Gottes in der Natur und in der Vernunft zu legen ist. Weil der Menschengeist die Stimme Gottes, die ihm aus der Natur und der eignen Tiefe des Gemüths entgegentönt, vernimmt, darum heißt das höchste Geistesvermögen Vernunft. Wer das erste Naturgesetz erkennt, legt damit den Grund zu Erkenntniß einer höchsten, zwecksetzenden Vernunft, und wer die Stimme des Gewissens, welche zur Ausübung des Guten mahnt, vernimmt, kann die Consequenz nicht abweisen, daß der höchste Zweck Gottes nur auf die Realisirung der größtmöglichen Summe des Guten und Schönen gerichtet sein kann.

Ich glaube an eine besondere göttliche Offenbarung, aber auch an eine allgemeine. Alle die großen Genien, in welchen der Geist der Weltgeschichte sich verwirklicht, mit welchen eine neue Epoche des Fortschritts beginnt können als gottbegeisterte Seher betrachtet werden. Wenn Jesus zu seinen Jüngern sagt: „Der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird, wird euch in alle Wahrheit leiten," so ist diese Verheißung auch uns gesagt, wenn wir ächte Christen, ächte Anhänger und Nachfolger des Heilands sind. Glauben wir aber an eine fortgesetzte Wirkung des Geistes Gottes, so kann die Offenbarung auch nicht

als abgeschlossen gedacht werden. Wie wäre das auch möglich, wenn nicht ein absoluter Stillstand in unserm sittlich-religiösen Leben, und somit auch in den andern Formen unseres Lebens eintreten sollte.

Das sind meine Gedanken über Gott und Welt im gedrängten Umrisse. Mögen manche Ausstellungen dagegen gemacht, manche Irrthümer in diesem Gedankengange nachgewiesen werden, diese meine Denkthätigkeit hat wenigstens so viel bewirkt, daß ich von der Existenz des höchsten, vollkommensten Wesens so vollkommen überzeugt bin, wie von meinem Dasein, welches ja ohne Gott keinen letzten Grund haben würde. Gott ist der unerschütterliche Fels, an welchem der Anker der Hoffnung immer einen festen Grund findet, wenn die Barke des Lebens auf dem stürmischen Zeitmeere in Gefahr kommt, zu scheitern. Ohne den Glauben an diesen Grundfels müßte ja der Sterbliche immerdar gewärtig sein, in den Abgrund des Nichtseins zu versinken. Von ihm, von Gottes unendlicher Güte und Macht kann ich Alles erwarten, was zu meinem Heile erforderlich ist, wenn nur mein Wille, mit seinem, ewig auf das Gute gerichteten Wollen nicht im Widerspruche steht. Denn Gott muß gedacht werden, nicht bloß als der Allmächtige, sondern auch als der Heilige und Gerechte, als eine ethische Geistesmacht, welche die Idee des Guten auch in mein Gemüth gesenkt hat. Ein Gott, der nicht aus dieser Idee hervorgeht, ist ein Götze. Man wird mir also auch erlauben, die alten überlieferten Kirchenlehren zu prüfen, und nicht über Unglauben schreien, wenn ich einzelne Theile derselben nicht mit der Idee der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit in Uebereinstimmung bringen kann. Denn man wird doch nicht verlangen, daß ich dem Buchstabenglauben zu Ehren die Idee eines heiligen Gottes aufgebe! Das Reich Gottes ist nicht zu finden in äußern Formeln, nicht in dem Buchstaben der Glaubenssätze, sondern in unserm sittlichen Bewußtsein, in welchem die Geisteskraft des heiligen Gottes wirksam ist.

7. Mein chriſtlicher Glaube oder meine Anſicht von der Religion Jeſu.

Wenn man vom Chriſtenthum ſpricht, ſo verſteht man gewöhnlich darunter das chriſtliche Kirchenthum, wie es ſich im Laufe der Zeiten ausgebildet hat, mit dem ganzen Ballaſt der Ueberlieferungen, die keinen andern Grund haben als die Autorität irrender Menſchen. Gegen dieſe Anſicht muß ich von vornherein proteſtiren. Mir iſt das Chriſtenthum im objectiven Sinne nichts Anderes, als die urſprüngliche Lehre Jeſu von dem Verhältniß der Menſchen zu Gott, von ihren Pflichten, ihrer Beſtimmung, ihren Hoffnungen u. ſ. w., wie dieſe Lehre in den Evangelien niedergelegt iſt. In ſubjectiver Bedeutung iſt mir aber das Chriſtenthum eine dieſer Lehre und dem von Jeſu gegebenen Beiſpiele entſprechende Geſinnungs- und Handlungsweiſe, die ſich beſonders in dem Streben äußert, daß, ſo wie Jeſus moraliſch mit Gott vereinet war, auch unſrerſeits eine ſolche Vereinigung bewirkt werde, indem nach ſeinem Beiſpiele wir unſerm Willen die gleiche Richtung mit dem göttlichen zu geben ſuchen. Der Glaube an Jeſum Chriſtum iſt mir nach dieſer Anſchauung die Richtung des ganzen Menſchen nach Kopf, Herz und Willen auf das Ewige, Himmliſche und Göttliche. Der ächte Chriſt ſagt mit Paulus: nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebt in mir. Chriſtus, das Muſterbild der ſittlich religiöſen Vollkommenheit, in welchem das Gute in ſeiner reinſten Vollendung und gleichſam verkörpert uns vor die Augen tritt, Chriſtus, wie er uns im Evangelium dargeſtellt iſt, mit ſeiner Sanftmuth, ſeiner erbarmenden Liebe, ſeiner Geduld, ſeinem Frieden, ſeiner ganzen Seligkeit ſoll in das Gemüth aufgenommen werden und an die Stelle des alten Menſchen treten, um ihn zu erneuern nach dem Bilde Gottes.

Wollen wir das Weſen des Chriſtenthums im rechten Lichte erkennen, ſo müſſen wir ſeine Uebergangs-Einführungsformen von dieſem Weſen ſorgfältig unterſcheiden, wir dürfen den Kern nicht mit der Schale verwechſeln, in welcher er zuerſt dargeboten wurde. Eine neue Religion kann nicht plötzlich gleichſam

vom Himmel fallen; sie kann nicht gedacht werden, wie ein großes Lichtmeteor, das sich schnell über den Horizont erhebt, um vielleicht eben so schnell wieder zu verschwinden. Sie muß vielmehr an einem bestimmten Punkte der Erde erst festen Fuß fassen, und damit sie Wurzel gewinne, muß sie zu den daselbst befindlichen Menschen so sprechen, daß sie verstanden und beherzigt werden kann. Demnach müssen sich die neuen religiösen Ideen an die vorgefundenen alten anknüpfen, die herrschenden Zeitvorstellungen und selbst Vorurtheile müssen geschont und selbst Irrthümer nur vorsichtig und indirect bekämpft werden.

Wir werden uns daher nicht wundern, wenn auch das Christenthum an den Boden erinnert, worauf es entstanden ist, und manche jüdische Vorstellungen in sich aufgenommen zu haben scheint. Aber es ist zur richtigen Beurtheilung desselben schlechthin nöthig, daß diese Einführungs- und Uebergangslehren als zufällige Formen von seinem wahren Wesen geschieden werden. Wenn das Gebäude fertig ist, kann das Gerüste, welches zu seiner Aufführung nothwendig war, abgebrochen werden. Dies hat man verabsäumt, ja die Buchstabengläubigen legen auf diese äußern Formen gewöhnlich mehr Gewicht, als auf den innern Geist des Christenthums. Daß dadurch die christliche Kirche nichts gewonnen hat, sondern vielmehr in eine Menge von Inconsequenzen, Streitigkeiten und gehässigen Zänkereien verwickelt worden, ist eine traurige Erfahrung, die sich nicht abläugnen läßt.

Also wie gesagt: es war hohe Lehrweisheit, wenn Jesus seine neue beseligende Lehre an alte jüdische Begriffe anknüpfte, denen er aber oft eine neue Wendung gab, so daß sie nur gleichsam einen Hintergrund dunkler Wolken bildeten, auf welchen seine Gedankenblitze um so leuchtender seinen Zuhörern in die Augen springen konnten. Aber mit besonderem Nachdruck knüpfte Jesus seine Mission an die, seinen Landsleuten so geläufige Messiasidee, die er indeß in einem andern, höhern Sinne auffaßte, als die jüdischen Schriftgelehrten. Dachten sich diese den Messias als einen starken, siegreichen Helden, welcher das Volk von der römischen Knechtschaft befreien würde, so erschien der messianische Beruf in Jesu als ein wahrhaft menschlich be-

freiender; er wollte, daß sein messianisches Reich nicht als politisches Weltreich, sondern als ein moralisches Reich Gottes, in welchem die Wahrheit, die Güte, die Bruderliebe ein neues Leben begründen sollte, zur Anschauung komme. Daß alle Menschen in Gott einen gemeinschaftlichen Vater haben, daß Jeder gleichberechtiget sei zur Theilnahme am heiligen Menschheitsbunde, wofern ein Jeder das Weltgesetz der Liebe aus freier Selbstbestimmung sich aneigne, das war die frohe Botschaft der Erlösung, welche dieser weltgeschichtliche Genius in seltener Geisteshoheit und Liebesfülle mit dem Ernst eines fleckenlosen Charakters, mit begeisternder Redekraft dem staunenden Volke verkündete.

Aus diesen Andeutungen geht hervor, daß Jesus die Messiasidee gleichsam vergeistigte, indem er sie aus der politischen Sphäre in die sittliche, aus dem engen Kreise der jüdischen Nationalität auf den kosmopolitischen Boden der allgemeinen Humanität hinüber zog. Er vindicirte sich die Würde eines moralischen Messias, der von Gott gesandt sei, alle Menschen, die diese Sendung anerkannten, frei zu machen vom Zwange unbegründeter Autorität, von dem Joche strenger Ceremonialgesetze, und vor Allem von der Herrschaft der Sünde. In diesem Sinne ist Jesus in der That der Erlöser und Heiland der Menschheit; er bildet, als Muster und Vorbild sittlich-religiöser Vollkommenheit, den festen Mittelpunkt seiner durch alle Zeiten und Räume zerstreuten Anhänger, welche eine ideale geistige Gesellschaft bilden sollen, an deren Spitze er selbst stehe. Diesen Verein wiedergeborner und gebesserter Menschen nennt Jesus das Reich Gottes, weil darin ausschließlich der göttliche Wille maßgebend sein und das Gesetz der Liebe herrschen soll. Alle, deren Gemüther von dieser Liebe, von dieser göttlichen Gesinnung durchdrungen, in Jesu ihren religiösen Vereinigungspunkt erkennen, gehören zu dieser auserwählten Versammlung ecclesia, zu diesem heiligen Kreise (κυριακος, Kirche), der von jenem glänzenden Mittelpunkte erleuchtet und erwärmt wird. Nicht irdisches Glück wird den Mitgliedern dieses heiligen Ringes verheißen, sondern die Würde, Gottes Kinder zu heißen und durch Jesum mit dem Urquell der Liebe vereint zu werden. Ich bin über-

zeugt, daß jener so arg mißverstandene Ausspruch Jesu: Wer glaubet und getauft wird, der wird selig ꝛc., bloß auf die Theilnehmer an diesem Gottes-Reiche zu beziehen ist, die Jesus selig preist, im Gegensatze zu den Ungläubigen, welche Jesus nicht als den Stifter dieses Reichs anerkennen und deswegen davon ausgeschlossen sind, wovon die natürliche Folge ist, daß sie in ihrer unseligen Verblendung verharren, und an jener Segensfülle keinen Theil zu haben gleichsam verdammt sind. — Der große Vorzug des Christenthums, wodurch es sich von der allgemeinen Vernunftreligion unterscheidet, besteht eben in der erhabenen Idee des Gottesreiches, und die christliche Kirche hat den Beruf, die Gemeinschaft dieses Reiches im menschlichen Geschlecht darzustellen und zu verwirklichen, und so den Wahrheiten der Vernunftreligion gleichsam eine reale Stütze zu geben. Daher ist die Gründung der christlichen Kirche im Kreise seiner Jünger das Gesammtergebniß von Jesu Werk; es ist die Ausprägung der Idee des himmlischen Reiches zu der Gestalt, in der es ein bleibendes, über jede nationale Schranke hinausreichendes Dasein im menschlichen Geschlechte haben soll.

Kein theoretischer Satz hat in der christlichen Welt so viel Unheil gestiftet, so viele empörende Grausamkeiten veranlaßt, als die Behauptung, daß ein gewisser historischer oder dogmatischer Glaube die unerläßliche Bedingung sei, um dem Menschen des göttlichen Wohlgefallens und der ewigen Seligkeit zu versichern, und daß ohne denselben die moralische Tüchtigkeit ganz werthlos sei; woraus jeder Verständige leicht abnehmen kann, was von dieser Behauptung zu halten sei.

Wie sehr Jesu diese Idee am Herzen lag, wie eng verbunden er die Realisirung derselben mit seiner Mission erachtete, geht daraus hervor, daß nach den drei ersten Evangelien fast alle seine Reden und Gleichnisse sich um diesen Mittelpunkt, d. h. um das von ihm zu stiftende Reich Gottes drehten. Um den zur Ausführung dieser Idee erforderlichen praktischen Boden zu gewinnen, zog er nicht allein selbst lehrend und predigend im Lande umher, sondern er versammelte auch eine Anzahl frommer Männer um sich, denen er, nachdem er ihnen die nöthige Vorbildung gegeben, den Auftrag ertheilte, herumzureisen,

um nicht allein in Palästina, sondern auch in fremden Ländern die fröhliche Botschaft, das Evangelium, von dem Auftreten des Messias, seiner weltbeglückenden Lehre und seiner Mission, das Gottesreich auf Erden zu gründen, zu verkündigen. Es scheint indeß nicht, daß diese Sendboten sich eines besondern Erfolgs zu erfreuen gehabt hätten, so lange Jesus lebte. Erst als der göttliche Freund aller Mühseligen und Beladenen, der Geistesheld, der für die gleiche menschliche Freiheit, das gleiche menschliche Recht auftrat; erst als dieser gottbeglaubigte Zeuge der allversöhnenden Liebe als ein Opfer des Priesterhasses gefallen war, traten diese Erfolge in einem überraschenden Umfange ein.

Der Glaube seiner Jünger und Anhänger wurde durch seinen Kreuzestod nicht erschüttert, sondern vielmehr befestiget. In ihrer innigen Ueberzeugung, daß Jesus wirklich der lang erwartete Messias des Volkes Israel sei, hielten sie es für unmöglich, daß er dem Tode verfallen sein könnte. Er habe, meinten sie, nur gelitten, um des Volkes Schuld zu sühnen, und werde in seiner Herrlichkeit wieder kommen, um seinen Beruf zu erfüllen. Denn den Begriff irdischer Herrlichkeit konnten sie trotz der Belehrungen Jesu immer noch nicht von der Mission eines Messias trennen. Auf diesen Glauben, daß Jesus der Messias, der Christ, der Sohn Gottes sei, und daß sein Reich den Juden gehöre, bildete sich die erste Gemeinde zu Jerusalem, deren Mitglieder fortwährend Juden blieben und sich bloß durch den Glauben an Jesum Christum von ihren übrigen Landesleuten unterschieden.

Erst Paulus erfaßte den Messias- oder Christusbegriff in einer höhern geistigen Bedeutung. Er war es, welcher die große Geistesthat Jesu vom engbegrenzten Boden des Judenthums losriß und auf den der ganzen Menschheit verpflanzte. Er erklärte das mosaische Gesetz für antiquirt und den Glauben an Christus, welcher dem Gesetze durch seinen Tod genug gethan, für die Seele des Christenthums. Da somit auch der Opferdienst wegfallen sollte, in welchem Juden und Heiden bisher das wirksamste Versöhnungsmittel der Gottheit erblickten, so stellte Paulus den blutigen Tod Jesu selbst als ein für die

Sünden der Welt dargebrachtes allgemeines Opfer vor, deſſen Gatt verſöhnende Wirkung allen, die an Chriſtum glauben, zu gute kommen ſollte. Aber die erſte Wirkung dieſes Todes müſſe ſein, daß dadurch in dem Gläubigen die ſündhafte Natur ertödtet werde.

Es iſt mir aber nicht ſowohl darum zu thun, wie die Religion Jeſu von ſeinen Schülern und Nachfolgern aufgefaßt wurde, ſondern vielmehr darum, wie er ſelbſt wollte, daß ſie aufgefaßt werden ſollte. Wenn wir uns nun an die ausdrücklichen Worte und Lehren ſeines göttlichen Stifters halten, finden wir, daß das Chriſtenthum, nach Abzug der oben erwähnten Einführungs- und Uebergangslehren, ganz der Idee entſpricht, welche ſich die Vernunft von einer vollkommenen Religion macht. Nicht einen leeren Formalismus, einen ermüdenden Ceremonialdienſt fordert das Chriſtenthum von ſeinen Bekennern, ſondern Heiligkeit des Herzens und Lauterkeit der Geſinnung, und dieſe Geſinnung ſoll ſich bethätigen nicht ſowohl im äußern Gebahren, frommen Mienen, langen Gebeten, Faſten und Kaſteien, ſondern in den Werken der Liebe. Und dieſe Liebe ſoll nicht bloß unſere Freunde, unſere Landsleute und Religionsverwandten umfaſſen, auch der Feind, verſichert Jeſus, auch der Fremde, der Irrgläubige, der Samariter iſt dein Nächſter, den du lieben ſollſt. Wie faßlich iſt dieſes Sittengeſetz der Liebe in den einfachen Worten ausgeſprochen: Alles, was du willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch. Mag dieſe Liebe auch ſchwere Opfer verlangen, ſie werden leicht, wenn man mit Jeſu glaubt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen u. ſ. w.

Alle dieſe Lehren erhalten aber einen beſondern Nachdruck durch die von Jeſus eröffnete Ausſicht auf ein künftiges ewiges Leben, wo die Geſchicke der Menſchen nach dem Maßſtabe ihres ſittlichen Betragens hienieden beſtimmt werden ſollen. Welches erhebende Bild dieſer Vergeltung läßt der göttliche Menſchenfreund vor unſerm geiſtigen Auge aufrollen, nach Matth. 25, 31—46. Nur die [illegible]en, welche in reiner Abſicht Liebeswerke geübt haben, [illegible], gegen die Behauptung der alten proteſtantiſchen Kirche, welche keinen Werth auf gute Werke legt,

würdig befunden, einzugehen in das Reich, welches der himmlische Vater seinen guten Kindern bereitet hat.

Was jedoch die Hauptsache ist, und wodurch uns die Persönlichkeit Jesu besonders wichtig wird, ist der Umstand, daß er uns in der Ausübung aller Tugenden, die er empfiehlt, mit seinem leuchtenden Beispiele vorausgeht und dadurch den Einwand entfernt, seine Gebote seien zu schwer für den schwachen Menschen. Das ist die erlösende That Jesus, daß er bis zum Tode treu war im Dienste der Wahrheit und Tugend. Weil er streng gegen sich selbst war, konnte er die gleiche Strenge auch von seinen Anhängern fordern. Aber mit dieser sittlichen Strenge verband er wieder eine so herzgewinnende Milde, daß sich selbst die Kinder zu ihm hingezogen fühlten. Denn er hatte Geduld mit den Schwachen und trat selbst den Zöllnern und Sündern als rathender und helfender Freund entgegen. „Kommet zu mir, ruft er erbarmend, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch (das Gebot der Tugend) ist sanft und meine Last ist leicht" (Matth. 11, 28—30).

Auf das äußere Bekenntniß legt er keinen Werth, wenn nicht die Befolgung seiner Lehre damit verbunden ist. Es werden nicht alle, die zu mir sagen, Herr, Herr, in das Himmelreich kommen. — So ihr bleiben werdet in meiner Rede, so werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. Aber an den Geist, nicht an die Hülle, an die äußere Form der Religion müßt ihr euch halten, denn der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Wie wenig Werth Jesus auf äußere Formen, äußeres Zuschautragen der Frömmigkeit, kirchliches Gepränge und dergl. legte, geht unter andern auch aus Luc. 17, 20, 21 hervor, wo er sagt: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: Siehe hier oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist in-

wendig in euch. Also nicht auf das, was von Außen an uns kommt, sondern auf die innere Gesinnung, auf den Geist kommt es an in unserm religiösen Leben.

Nun sagt mir doch, ihr blinden Glaubenseiferer, ob diese Darstellung der Religion Jesu Christi mit der evangelischen Lehre übereinstimmt oder nicht. Das letztere werdet ihr nicht behaupten können, weil die klaren Worte des Heilandes für mich sprechen. Aber ihr werdet vielleicht sagen, „das sei kein kirchliches Christenthum und in der ganzen Darstellung sei der böse Rationalismus nicht zu verkennen." — Das gebe ich gern zu. Wem die Kirchenlehre höher steht, als die Lehre Jesu, mit dem habe ich kein Wort weiter zu sprechen, und was den Vorwurf des Rationalismus betrifft, so lasse ich euch gern die Ehre, irrational zu sein und blindlings der ungeprüften Autorität zu folgen; was mich betrifft, so kann ich mein Prüfungsrecht auch in Glaubenssachen nicht aufgeben, weil ich sonst in Gefahr kommen würde, einem unvernünftigen und falschen Glauben zu folgen. Aber das wird man mir zugeben müssen, daß mein Rationalismus sehr von dem flachen und vulgären der Bahrdt'schen Schule verschieden ist. Denn wenn dieser nur auf die Lehre, nicht auf die Person Jesu Werth legt und in diesem nichts weiter erkennen wollte, als einen vorzüglich begabten jüdischen Rabbi, so lege ich gerade auf die Persönlichkeit Jesu alles Gewicht und erkenne in ihm den Mittelpunkt der christlichen Kirche und das Ideal sittlich religiöser Vollkommenheit, ja will gern glauben, daß in ihm das Gottesbewußtsein zur höchsten Vollendung gediehen, und er in so fern ein göttlicher Mensch oder Sohn Gottes im vorzüglichen Sinne zu nennen sei. Wollt ihr noch mehr, meine Herren, wohlan ich will selbst eine gewisse Menschwerdung Gottes zugeben, aber nur im geistigen und moralischen Sinne, inwiefern nämlich der Geist Gottes sich in den Geist Christi eingesenkt hat, und gleichsam mit ihm eins geworden ist, obgleich Jesus selbst in diesem Sinne gegen eine völlige Gleichheit mit Gott protestirt, indem er das Prädicat gut im höchsten moralischen Sinne von sich abweiset und es nur dem heiligen Gott vorbehalten wissen will. Matth. 19, 17. Die Heiligkeit des Wollens ist das einzige Unendliche, das der Mensch

zu erreichen, d. i. zu faſſen und zu verſtehen im Stande iſt. Eine ſubſtantielle Einheit des Unendlichen und Endlichen iſt der härteſte Widerſpruch, der ſich nur denken läßt.

Ich muß alſo bitten, meine Herren Glaubensrichter, mich mit dem Schwall ihrer ſymboliſchen Bücher und namentlich mit dem harten, ſchweren Steinballaſt der Concordienformel zu verſchonen; denn das Schiff der proteſtantiſchen Kirche hat dadurch alle freie Bewegung verloren und iſt in einen Sumpf gerathen, wo es in Gefahr ſteht zu vermodern. Die Bekenntniſſe der Reformatoren hatten einen ganz andern Zweck, als daraus ein Seil zu drehen, um die Gewiſſen aller künftigen Generationen damit zu binden, und dieſe geiſtigen Heroen haben ſelbſt gegen dieſen Mißbrauch proteſtirt.

Ich bin indeß nicht ohne Bekenntniß, und obgleich es ſehr kurz iſt, ſo kann doch ſelbſt der ſtrengſte Ketzerrichter nichts dagegen haben, weil Jeſus ſelbſt es mich gelehrt hat. Es lautet: Das iſt das ewige Leben, daß ſie dich, der du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen. Joh. 17, 3. Da das ewige Leben daran gebunden iſt, ſollte ich meinen, müßte dieſes Bekenntniß genügen. — Chriſtus giebt keine dogmatiſchen Normen; er ſpricht ohne Syſtem, ohne Beweis einfach die Ergebniſſe ſeines religiöſen Bewußtſeins aus und dringt vorzüglich auf eine gründliche Sinnesänderung, auf eine moraliſche Wiedergeburt des Menſchen. Er macht das Heil nur abhängig von der Stellung des menſchlichen Willens zum göttlichen, vom Verhalten des Menſchen gegen das verkündigte Wort. Im Gleichniſſe vom verlornen Sohne, und von dem im Tempel betenden Zöllner iſt der ganze Proceß der Heilsordnung unabhängig von irgend einer Vermittlung durch die Perſon Chriſti; ſo in der Bergpredigt, ſo in der Darſtellung des jüngſten Gerichts, ſo faſt überall.

Aber die orthodoxen Dogmatiker wollen das beſſer wiſſen, als ihr Meiſter. Sie machen das Heil der Menſchen nicht abhängig von der Aufnahme und Wirkſamkeit des ſittlich religiöſen Lebensprincips, welches Jeſus aufgeſtellt hat, ſondern von einem gewiſſen dogmatiſchen Glauben, der auch, abgeriſſen von dem moraliſchen Boden der Religion, wie ein Zaubermittel die Se-

ligkeit der Menſchen bewirken ſoll, obgleich die Erfahrung ſattſam lehrt, daß Stolz, Härte, Unduldſamkeit und Liebloſigkeit mit dieſem Glauben gewöhnlich Hand in Hand gehen, und daß, wenn er zum Fanatismus geſteigert wird, die empörendſten Unthaten dadurch veranlaßt worden ſind. — Darf man ſich wundern, wenn unſere gerühmte Civiliſation noch ſo wenig von dem ſittlich religiöſen Lebensprincipe des Chriſtenthums durchdrungen iſt? Erſt wenn man ſich entſchließen wird, die dürren dogmatiſchen Schalen abzuſtreifen und den reinen geſunden Kern der Chriſtusreligion in ſeine Kirche aufzunehmen, wird das Chriſtenthum die reiche Segensfülle entfalten, die in ihm verſchloſſen liegt. Und das wird und muß geſchehen, wenn das Chriſtenthum ſeine Miſſion, einſt Weltreligion zu werden, erfüllen ſoll.

8. Mein Glaube an die Unſterblichkeit und ewige Fortdauer der menſchlichen Seele.

Da der Glaube an unſere Unſterblichkeit nicht ſo viel ſagen will, daß der ganze Menſch, wie er im Erdenleben zur Erſcheinung kommt, unſterblich ſei, ſondern dieſen Vorzug bloß auf das geiſtige Princip, Seele genannt, welches ihn belebt, allein beſchränkt iſt, ſo kann man bei dem Verſuche, den Glauben an die Unſterblichkeit zu begründen, die Vorfrage nicht abweiſen, was denn wohl eigentlich das Weſen der Seele ſei, und in welchem Verhältniß ſie zu der Lebenskraft ſtehe, von welcher man annimmt, daß ſie bei dem körperlichen Organismus thätig ſei.

Das Princip des bewußten Wahrnehmens und Denkens, welches unter dem Namen der Seele bekannt iſt, und das, wenn es zum Selbſtbewußtſein gelangt, Geiſt genannt wird, erſcheint auf den erſten Blick als ein anderes, als jenes Princip, welches ohne Bewußtſein die leiblichen Lebensfunctionen beſorgt und regelt und gewöhnlich Lebenskraft genannt wird. Indeß haben die neuern Phyſiologen dieſen anſtößigen Dualismus verworfen

und namentlich hat C. G. Carus in seinem geistreichen Werke: „Psyche" die Identität der Seele mit der sogenannten Lebenskraft zu erweisen gesucht. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß unsere Seele etwas anderes ist, als das, was wir Körper nennen, auch nicht, wie die Materialisten wollen, als Product oder Function materieller Organe gedacht werden kann. Es ist eine ganz unphilosophische Ansicht, wenn diese Herren behaupten: Gedanken, Ideen, geistige Bewegungen überhaupt, seien nichts weiter als Functionen des Centralnervensystems. Nein, meine Herren, und abermal nein, der menschliche Geist wird nicht so extrahirt und destillirt, wie der Spiritus in einer Branntweinsblase, wobei der Kopf mit seinen Nervengeweben ungefähr den Destillirkolben vorstellt.

Unsere Seele kann schon deswegen nichts Materielles und noch weniger ein aus der Materie, dem Stoff Erzeugtes sein, weil sie ein sich aus sich selbst Bewegendes ist, und wird demnach ein des Göttlichen Theilhaftes genannt werden müssen, da es diesem überall eigen ist, nicht von außenher bewegt zu werden, sondern aus sich heraus sich selbst und Fremdes zu bewegen, und wir werden deshalb nicht irren, wenn wir die Seelen vernünftiger Wesen für Ausstrahlungen des göttlichen Geistes nehmen.

Das Grundprincip unserer Seele muß schlechthin einfach sein, weil das Denken zu seiner Möglichkeit eine solche Einfachheit erfordert. Das Denken ist gar nicht möglich, wenn das Substrat desselben aus Theilen zusammengesetzt wäre. Denn in diesem Falle wäre es nicht Ein Subject, sondern mehrere, welche alle ihren Beitrag zu einem Gedanken zu liefern hätten. Wenn aber nicht alle einen Gedanken bildenden Begriffe in einem Subjecte verbunden sind, so ist nicht abzusehen, wie das Bewußtsein von dem ganzen Gedanken entstehen sollte; es wäre eben so, als wenn die einzelnen Begriffe unter mehrern Personen, die in keiner gegenseitigen Verbindung ständen, vertheilt wären. Demnach muß dasjenige Subject, welches einen ganzen Gedanken in sich trägt, einfach sein, und da das absolute Einfache nicht aufgelöset, zersetzt und zerstört werden kann, so

muß auch die Seele als unzerstörbar oder unsterblich gedacht werden*).

Das Denken, in seiner stetigen Selbstbeziehung auf sich selbst, ist nichts anderes, als das beharrliche selbstbewußte Ich; es ist eine substantionelle Kraft, die der Seelenmonade immanent ist. Die Seelensubstanz ist das feste Sein, in welchem der ewige Wechsel der Vorstellungen und Gedanken, also das ewige Werden sich vollzieht. Wenn die Seele eine objectiv gewordene göttliche Idee ist, welche die Gesetze des Denkens und Wollens in sich trägt, so kann sie nicht von der Vergänglichkeit berührt werden, weil diese Gesetze ewig sind.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob dieser psychologische Beweis für die Unsterblichkeit der Seele dem Denker genüge, aber so viel ist gewiß, daß er bei dem weniger gebildeten Volke keinen Eingang finden kann, weil die Begriffe von einer einfachen Substanz und die daraus gezogenen Folgerungen außerhalb des Bereiches seines gewöhnlichen Denkens liegen. Vielmehr ist es das, aus dem Begriff der Sittlichkeit und einer moralischen Weltordnung hervorgehende Postulat einer entsprechenden Vergeltung des Guten und Bösen, welches in allen Volksreligionen diesem Glauben zum Grunde liegt. Ich kann demnach den großen Königsberger Philosophen nicht tadeln, wenn er auf diese moralische Grundlage nicht bloß den Glauben an Gott, sondern auch die Hoffnung der Unsterblichkeit vorzüglich gründete. Er sprach damit nur klar und deutlich aus, was schon seit Jahrtausenden im menschlichen Bewußtsein vorhanden war. Daß die Sittlichkeit die beste Grundlage der Religion ist, geht schon aus der Erfahrung hervor, daß in den reinen Gemüthern guter Menschen der Glaube an einen gerechten und heiligen Gott und an eine vergeltende Ewigkeit am tiefsten Wurzel geschlagen hat.

Die Ueberzeugung von unserer Unsterblichkeit in ihrer vorzüglichen Stärke ist demnach eine religiös-moralische, und ihre Wahrheit findet in der Gewißheit einer moralischen Weltord-

*) Es ist merkwürdig, daß Kant, der in seiner Kritik d. r. V. die gewöhnlichen Beweise für die Einfachheit der Seele bestreitet, in den nach seinem Tode herausgekommenen Vorlesungen über die Metaphysik die hier angeführten Gründe dafür geltend macht.

nung, in welcher ein gerechter Gott waltet, ihre feste Stütze. In dieser Ordnung muß der Beruf und der Endzweck des vernünftigen Menschenwesens genau vorgezeichnet sein; weil aber dieses Wesen ins Unendliche perfectibel ist, so leuchtet ein, daß diesem Berufe kein Ziel als Endpunkt vorgesteckt sein kann, mit dessen Erreichung die ganze Aufgabe vollbracht wäre. Wie weit die Vergeistigung unsers Wesens auch gehen mag, der Menschengeist kann den höchsten unbedingten Geist doch nicht erreichen. Ein solcher Endzweck, dessen Entfaltung in der Zeit beginnen muß, kann nur in einer endlosen fortschreitenden Thätigkeit erfüllt werden, während diese Erfüllung in sittlicher Beziehung eine beständig gegenwärtige Wirklichkeit für uns sein soll. Wenn indeß das Ziel auch nicht erreicht werden kann, so soll doch ein unausgesetztes Streben, es zu ergreifen, in uns vorhanden sein, und dieses Streben wird nach den Gesetzen der moralischen Weltordnung der wirklichen Ergreifung gleichgesetzt.

Alle anderen Naturwesen erreichen unter begünstigenden Umständen den Zweck, zu welchem sie bestimmt sind, nur der Mensch nicht, oder doch nur in Beziehung auf seine leibliche Entwicklung. — In seiner intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Ausbildung bleibt er weit hinter dem Ideale des Wahren, Schönen und Guten zurück. Und doch gebietet das Sittengesetz unbedingt, ohne Rücksicht auf unsere Schwäche, sittlich vollkommen zu sein. Wenn also, trotz dieses Gebots, die Erreichung der sittlichen Vollkommenheit im irdischen Leben nicht wohl möglich ist, so muß ein endloses Annähern an dieses Ideal stattfinden, und das ewige Entferntbleiben vom Ziele muß durch das Näherkommen an dasselbe ausgeglichen und in unserer moralischen Würdigung der Erreichung desselben gleichgesetzt werden.

Wollten wir diese Folgerung nicht gelten lassen, so müßten wir annehmen, daß Gott ganz zwecklos diesen unwiderstehlichen Trieb nach höherer Vollkommenheit in unser Gemüth gelegt, und dadurch den armen Sterblichen getäuscht habe. Da aber diese Annahme einer Gotteslästerung gleich käme, so müssen wir festhalten an dem Glauben, daß jener uns von Gott eingepflanzte Trieb nach höherer Vollkommenheit auch einen entsprechenden Erfolg haben werde, was aber nicht anders möglich ist, als

durch eine ewige Verlängerung unserer Laufbahn nach einem Ziele hin, dem wir im irdischen Leben so entfernt bleiben.

Wenn man die Nothwendigkeit dieses Fortschritts von den einzelnen Individuen auf die ganze Gattung überträgt und in der Unsterblichkeit der Menschheit einen Ersatz für die Sterblichkeit des einzelnen Menschen zu finden glaubt, so frage ich, wie doch das Ganze der Menschheit einen Zweck erreichen könne, zu dem kein einzelner Theil derselben zu gelangen vermag, da doch jedes Ganze nur in dem zusammenfassenden Begriffe seiner integrirenden Theile und sonst nicht wirklich existirt. Sehr treffend sagt Jean Paul in dieser Beziehung: „Wenn unser Geist untergeht und aus demselben Grunde auch die Geister aller andern Welten fallen und sterben müssen und nichts auf der von Leichenschleiern und Trauerschleppen überhüllten Unermeßlichkeit übrig bleibt, als der ewig säende und niemals erntende Weltgeist, der ein Weltalter das andere betrauern läßt, so ist im ganzen geistigen All kein Zweck und Ziel, weil der in ein Universum von succedirenden Ephemeren zertheilte Zweck der Entwicklung ja keiner für die verschwundenen Einzelwesen selbst wäre."

Man hat das Erdenleben mit einer Schule verglichen, und ich finde, daß dieser Vergleich ganz passend ist, bemerke aber zugleich, daß der aufgestellte Cursus in seiner ganzen Ausdehnung von keinem ihrer Schüler durchgemacht und vollendet wird. Jeder liest oder exponirt eine Stelle aus dem Buche des Lebens, um dann wieder abzutreten und den Trost mitzunehmen, daß die Fortsetzung, welche die Aufschlüsse enthält über das, was er nicht verstanden, seinem Nachfolger zu gute kommen werde. Da es aber dem Nachfolger eben so geht, so würde ja der Zweck, zu welchem die Schule errichtet ist, von keinem ihrer Schüler erreicht werden, wenn er nicht beim Abgange die Hoffnung mitnähme, in eine höhere Klasse, wo der Unterricht fortgesetzt würde, versetzt zu werden.

Die Einwürfe, die der Unglaube gegen die Unsterblichkeit geltend zu machen sucht, beschränken sich vorzüglich auf zwei: nämlich auf die nicht zu läugnende Abhängigkeit der Seele von ihrem organischen Leibe, und auf die Unmöglichkeit, uns einen klaren Begriff von unserer jenseitigen Lebensform zu machen.

Was nun den ersten Einwurf betrifft, so steht durch die Erfahrung nur so viel fest, daß die geistigen und körperlichen Thätigkeiten einander begleiten, sich gegenseitig erwecken oder hemmen, nicht daß die geistige Wirksamkeit durch die körperliche bedingt wäre, oder ein Ergebniß derselben sei und aufhören müßte, wenn diese zum Stillstand kommt. Da in unserm diesseitigen Zustande der Leib das Organ der Seele ist, so kann es nicht fehlen, daß die geistigen Functionen sich nach der Beschaffenheit der körperlichen Werkzeuge richten, etwa so, wie die Leistungen eines Tonkünstlers von der Beschaffenheit des Musikinstruments, dessen er sich bedient, abhängig sind, so daß, wenn dieses verstimmt oder beschädigt ist, jener den Erwartungen, die man von seiner Kunstfertigkeit hegte, nicht entspricht. Aber so wie die Geschicklichkeit des Virtuosen nicht im geringsten von diesem ungünstigen Umstande alterirt wird, so verliert auch die Seelenkraft nichts von ihrer Energie, wenn sie sich auf dem verstimmten Instrumente ihres Leibes nicht gehörig äußern kann. Wenn die Seele, sagt Jean Paul, auch häufig die Fußblöcke des Körpers schleppen muß, so kann sie doch bei einem starken Willen das Gefühl ihrer Freiheit festhalten. Häufig machen wir die Erfahrung, daß der innere Mensch den äußern bändigen, den trägen anspornen, den raschen, heißblutigen zähmen und besänftigen kann. Es bedarf hierzu oft bloß eines unerwarteten Ereignisses, eines aufgeregten Gefühls, eines ergreifenden Phantasiebildes, einer plötzlich aufsteigenden Idee, und die gestörte Harmonie des innern und äußern Menschen ist wieder hergestellt. Da wir die Gewißheit haben, daß die geistigen Thätigkeiten etwas anderes sind, als die leiblichen, daß jene frei sind, während diese unveränderlichen, mechanischen und organischen Gesetzen gehorchen, so brauchen wir uns nicht zu beunruhigen, wenn jene zuweilen durch Krankheiten gestört oder unterbrochen werden. Die geistige Sonne des Bewußtseins kann Verfinsterungen leiden, aber sie wird deshalb nicht ausgelöscht.

Das Leben der Menschheit findet seinen letzten vollständigen Realgrund in dem Walten des unergründlichen Geistes, der seine schaffenden Ideen überallhin wie Samenkörner ausstreut, so daß sie unter günstigen Umständen Wurzel fassen,

Keime und Blüthen treiben und Früchte bringen können. Wenn eine Frucht abfällt vom Baume des Lebens, so ist sie deshalb nicht todt, sondern sie trägt den Keim zu einer neuen Lebensentwicklung in sich.

Fassen wir nun den zweiten Einwurf ins Auge, so ist es wahr, daß wir uns nach der Analogie des diesseitigen Lebens gar keinen klaren Begriff von unserm zu hoffenden jenseitigen bilden können. Wir vermögen über die Modalität unsres künftigen Seins nicht einmal wahrscheinliche Vermuthungen aufzustellen, und mit Phantasiebildern zu spielen, steht uns zwar frei, ziemt aber nicht dem Ernste des Gegenstandes. Unsere Unwissenheit liegt in der Natur der Sache, denn da wir mit unserm Wahrnehmungsvermögen auf die Sinnenwelt beschränkt sind, so blieb für uns die Frage nach der Lebensform einer ihrer sinnlichen Hülle entkleideten Seele unbeantwortlich.

Damit bescheidet sich auch der allgemeine Volksglaube. „Er, oder sie ist aus der Zeit in die Ewigkeit übergegangen, oder sie haben das Zeitliche gesegnet," sagt dieser fromme Glaube, und macht somit einen starken Gegensatz und Unterschied zwischen dem Zeitlichen und Ewigen. Es ist merkwürdig, daß, wie jedes Gebetbuch beweiset, der Instinct des gemeinen Menschenverstandes den Unterschied zwischen sinnlichem und geistigem Sein so stark gefühlt und unter andern auch als Reich der Natur und Reich der Gnade auszudrücken versucht hat, daß von einer geistigen Welt die Rede war lange, bevor Kant mit der Behauptung auftrat, daß eine intelligible Welt der sinnlichen zum Grunde liege.

Weil ich mir indeß keine Möglichkeit denken kann, wie ein endlicher Geist Vorstellungen von Außendingen erhalten könne, wenn er kein Organ zur Aufnahme äußerer Eindrücke besitzt, so entscheide ich mich zu der Annahme, daß die Seele, oder die, wie Carus will, mit ihr identische Lebenskraft sich auch jenseits einen ihrer Bestimmung entsprechenden Leib, aus feinen Stoffen, die vielleicht Aehnlichkeit haben mit dem Lichte oder den andern sogenannten Imponderabilien, bilden werde, und treffe sonach mit dem alten Volksglauben zusammen, welcher von den verklärten Leibern der Seligen spricht.

Ueber unſern künftigen Aufenthalt brauchen wir uns auch keine Sorgen zu machen, denn Jeſus ſagt: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen", und wir können überzeugt ſein, daß der Allgütige uns jenſeits eine ſolche Wohnung anweiſen werde, die unſern Bedürfniſſen angemeſſen iſt.

Man wird es mir zu gute halten, wenn ich mich über dieſe religiöſen Gegenſtände vielleicht zu weitläuftig ausgeſprochen habe. Da ich an der Schwelle der Ewigkeit ſtehe, die ich nach meinem Alter in kurzem zu überſchreiten genöthigt ſein werde, ſo wird man es natürlich finden, wenn ſolche Gegenſtände mein Nachdenken vorzüglich beſchäftigen. Die Früchte, welche ſein religiöſer Glaube dem Menſchen getragen hat, iſt ja das Einzige, was er mit in die Ewigkeit nehmen wird, und es müßte daher jedem daran gelegen ſein, dieſen moraliſchen Glauben recht feſt zu begründen, wenn nur die Sorge für die irdiſchen Angelegenheiten und Genüſſe ihm dazu Zeit ließen. Aber ihr, meine jungen Freunde, in deren geiſtigem Horizonte ſelten ein Gedanke an göttliche Dinge auftaucht, möget bedenken, daß auch ihr einſt an der Grenzmarke des Lebens ſtehen werdet, wo alle irdiſchen Intereſſen euch verlaſſen, und daß ihr dann übel daran ſein würdet, wenn ihr euch nicht für das intereſſiren könntet, was in alle Ewigkeit ſeinen Werth behält.

9. Seherblicke in die Zukunft.

Ich ſtehe an der Grenzſcheide der Zeit und Ewigkeit, die ich bald überſchreiten werde, und ich möchte gern die Hoffnung, daß meine Nachkommen und meine lieben Landsleute einer glücklichen Zukunft entgegen eilen, mit hinüber nehmen in ein beſſeres Leben. Die Frage, ob die Menſchheit fortſchreite einem Ziele allſeitiger Vollkommenheit entgegen, wird von vielen namhaften Gelehrten verneint. Nicht wenig Philoſophen und Hiſtoriker glauben durch die Thatſachen der Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß bei aller Bewegung im Einzelnen das Menſchengeſchlecht im Ganzen nicht vorwärts komme, daß es ſich in einem ewigen Kreislauf drehe, daß die Summe

der Cultur und Barbarei, bei allem Wechsel nach Ort und Zeit, sich so ziemlich gleich bleibe, und daß selbst unsere hochgerühmte Civilisation, genau besehen, oft nichts weiter sei als eine auf der Oberfläche polirte und geschminkte Barbarei. Es fehlt auch nicht an frommen Priestern und Pastoren, welche die Wehklage anstimmen, daß die jetzige Generation trotz aller wissenschaftlichen Fortschritte, oder vielmehr gerade wegen derselben, dem Abgrunde des Verderbens entgegen eile und bald zum Schrecken der Gottlosen der große Tag des Gerichts anbrechen werde.

Was nun mich anbetrifft, so lasse ich mir durch alle diese Sophismen und angeblichen Erfahrungen die Ueberzeugung nicht rauben, daß die Menschen und namentlich auch meine lieben Deutschen in jeder Beziehung fortschreiten auf der Bahn ihrer Entwicklung, schon deswegen, weil ich an eine waltende Vorsehung glaube. Sagt mir doch, ihr Pessimisten, hätte denn Gott keinen Zweck gehabt, als er die Erde mit Menschen bevölkerte? Und wenn der Allweise einen Zweck hatte, welcher andere konnte es sein, als die allmähliche Vervollkommnung und Vergeistigung des Menschen? und wie kann die Menschheit diesem Zwecke oder diesem Ziele näher rücken, als durch allmähliches Fortschreiten zum Bessern und Vollkommnern in den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens.

Vergleichen wir doch nur die Zustände des vorigen Jahrhunderts mit den gegenwärtigen, so läßt sich ein bedeutender Fortschritt nicht verkennen. — Ich habe das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts durchlebt und kenne die verschiedenen Formen der damaligen Civilisation aus eigner, freilich nur jugendlicher und flüchtiger Anschauung. Die Perücken- und Zopfzeit mit ihrem steifen Pedantismus stand damals noch in voller Blüthe; der Niedrigstehende befand sich in einer sehr gebückten Stellung vor dem Hochgestellten; eine brutale Volksverachtung von der einen und ein kriechender Lakaiensinn von der andern Seite waren nichts Seltenes. Die Regierung der Fürsten war noch allgemein eine patriarchalische; was die strengen Landesväter zum Wohle ihrer Landeskinder verfügten, mußte recht sein, und diesen fiel es nicht ein, eine Klage laut werden zu lassen, obwohl mancher Murrkopf im Stillen die Frage erörtern mochte,

ob denn das damals noch ziemlich allgemeine Maitreſſenweſen auch zum Wohle des Landes nothwendig ſei.

Sowohl der commercielle als der Rechtsverkehr ſchien abſichtlich auf eine langſame, ſchleppende Bewegung berechnet; deß gaben Zeugniß die unpraktikablen Land- und die noch unpraktikablern Rechts- und Proceßwege oder vielmehr Umwege, die endloſen Verhandlungen des Reichstags zu Regensburg und die gewöhnlich ad calendas graecas vertagten Entſcheidungen des Reichskammergerichts zu Wetzlar, der Brief- und Canzleiſtyl mit ſeinen ellenlangen Reſpectsformeln u. ſ. w.

Ja, wir müſſen anerkennen, daß wir in jeder Beziehung höher ſtehen als unſere Väter und Großväter, und auf dieſe Erfahrung können wir mit Recht die Hoffnung gründen, daß unſere Enkel und Urenkel noch weiter und höher fortſchreiten und die Uebelſtände beſeitigen werden, über welche man ſich dermalen noch beklagt.

Dagegen werden die Peſſimiſten vielleicht hohnlachend ſagen: „Schön begründete Hoffnung, in einer Zeitperiode, wo eine mächtige, einflußreiche Partei ſich gegen jeden Fortſchritt ſtemmt, die Umkehr der Wiſſenſchaft predigt und unſere ſocialen, politiſchen und kirchlichen Zuſtände nicht bloß ins vorige Jahrhundert, ſondern womöglich ins 17. und 16. zurückführen möchte.

Leider iſt eine ſolche Reaction vorhanden, und ich bin weit entfernt, meine Hoffnungen für die Zukunft auf die Erfolge derſelben zu gründen, ich tröſte mich aber mit der durch den ganzen Verlauf der Weltgeſchichte begründeten Erfahrung, daß jede extreme Richtung endlich eine Schranke findet, worauf geſchrieben ſteht: „bis hierher ſollſt du kommen und nicht weiter" und daß auch die mächtigſten Herrſcher gegen dies Weltgeſetz nichts vermögen, ſie vielmehr ſelbſt, wenn ſie ſich dagegen auflehnen und ſich an den heiligſten Gütern der Menſchheit vergreifen, wie Belſazar an den heiligen Tempelkleinodien, ſo wie dieſer durch den vom Finger der Nemeſis geſchriebenen Urtelsſpruch des höchſten Richters Mene, mene, tekel, upharsin erſchreckt werden. Daniel 5, 15.

Ich habe viele Reactionen erlebt und immer gefunden, daß ſie in ihr Gegentheil umgeſchlagen ſind. War doch die Ge-

ſchichte Frankreichs vom J. 1789 bis auf dieſen Tag faſt nichts als ein Wechſel von Revolutionen und Reactionen. Wer wollte die Frage verneinen, ob nicht die erſte Revolution wäre umgangen worden, wenn nicht die mächtige Hof- und Adelspartei gegen jeden Verſuch des guten, aber ſchwachen Königs, zweckmäßige Reformen anzubahnen, ſo heftig reagirt hätte und wenn die Notabeln geneigt geweſen wären, zu Rettung des Staats einige Opfer auf den Altar des Vaterlands zu legen.

Auch in Deutſchland habe ich ähnliche Wechſel erlebt. Da wurden z. B. in Preußen vom J. 1788—1797 von den famoſen Koryphäen der Reaction Wöllner und Biſchoffswerder die heftigſten Anſtrengungen gemacht, um die freiſinnige Politik Friedrichs des Großen und ſeines weiſen Miniſters Herzberg zu beſeitigen, und die Wiſſenſchaft, namentlich die Kant'ſche Philoſophie, zur Rückkehr zu zwingen. Unheil wurde genug geſtiftet durch dieſe thörichten Verſuche, beſonders in religiöſer und kirchlicher Beziehung; aber die intelligente Nation ließ ſich nicht verblüffen oder verdummen, und als der eben ſo fromme als aufgeklärte König Friedrich Wilhelm III. zur Regierung kam, mußten die Finſterlinge in ihre Schlupfwinkel flüchten, wie die Eulen beim Aufgang der Sonne. Ewig denkwürdig bleibt die Cabinets-Ordre dieſes Königs vom J. 1788 an den Miniſter v. Wöllner, worin unter andern geſagt wird: Die Religion iſt und muß bleiben Sache des Herzens, des Gefühls und der eignen Ueberzeugung und darf nicht durch Zwang zu einem methodiſchen Plapperwerk herabgewürdiget werden, wenn ſie Tugend und Rechtſchaffenheit befördern ſoll. Vernunft und Philoſophie müſſen ihre unzertrennlichen Gefährten ſein, dann wird ſie durch ſich ſelbſt beſtehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die ſich anmaßen wollen, ihre Lehrſätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen.

Goldene Worte! möchten ſie doch von unſern blindgläubigen Paſtoren, die ſo heftig gegen Vernunft und Philoſophie polemiſiren, beherziget werden.

Als in Folge der Freiheitskriege eine geiſtige Revolution in den Gemüthern der Deutſchen bewirkt worden war, und die Ideen der politiſchen Freiheit und Deutſchen Nationalität mit dem

Verlangen nach constitutionellen Verfassungen etwas zu laut wurden, trat mit den Carlsbader Beschlüssen wieder eine Reaction ein, die mit kurzen Unterbrechungen bis 1848 dauerte. Unsere Staatsmänner glaubten den unruhigen Zeitgeist am besten zu bekämpfen, wenn sie ihm mit gehäuften Verboten und Beschränkungen entgegenträten, und ließen sich nicht warnen durch die Vorzeichen eines annahenden Sturms, welche schon 1830 und 31 eintraten, sondern begnügten sich mit halben Maßregeln und glaubten somit den bösen Dämon der Revolution auf immer gefesselt zu haben. Wie sie sich getäuscht haben, ist bekannt genug, aber auch wie sich die Nation getäuscht hat, welche hoffte, durch die Reformbewegungen von 1848 an das Ziel ihrer Wünsche gekommen zu sein; und daran war wieder die Gegenpartei der Demokraten Schuld, welche alles Mögliche that, um aus dieser Reformbewegung eine förmliche Revolution und aus dem Frankfurter Parlament einen Französischen Convent zu machen.

So schlägt immer ein Extrem in das andere um. Sollte sich diese Erfahrung nicht endlich geltend machen? Sollten unsere Staatslenker nach so vielen wiederholten Erfahrungen nicht endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Gegensätze nur dadurch ausgeglichen und unschädlich gemacht werden können, daß man das Wahre und Gute, das doch gewöhnlich in jedem derselben enthalten ist, anerkennt und festhält, und nur gegen die Uebertreibungen die nothwendigen Schranken eintreten läßt.

Aber nach der gegenwärtigen Weltlage wird diese Ausgleichung entgegengesetzter Richtungen noch eine Zeit lang auf sich warten lassen; erst die zwingende Nothwendigkeit des Weltlaufes wird später einen solchen Compromiß herbeiführen. Eine Staatsregierung sollte zwar über allen Parteien erhoben stehen; aber da wir von Menschen und nicht von heiligen Engeln regiert werden, und es so menschlich ist, nicht allein das Schlechte, sondern auch das Gute, welches von unbeliebten Händen kommt, zurückzuweisen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß man alle sogenannte Errungenschaften aus den Märztagen so eilig und schleunig beseitiget und dabei nicht gefragt hat, ob diese oder jene neue Einsetzung etwa aus einem dringenden Bedürfnisse der Deutschen Nation hervorgegangen, oder bloß ein Act des Muth-

willens gewesen sei, und ob ihre bedenklichen Wirkungen nicht vielleicht von dem ausgemachten Guten überwogen würden. Freilich waren die tollen Demokraten mit bösem Beispiele vorangegangen; sie hatten viel des Guten und Brauchbaren fortgeworfen, bloß weil es vormärzlich war, so übte man nun an ihnen das Vergeltungsrecht, und schmetterte vieles Zeitgemäße nieder, bloß weil es nachmärzlich hieß.

Aber die jetzige Generation läßt sich nicht überreden, daß das Heil der Staaten bedingt sei von der Wiederherstellung alter Feudalzustände und drückender Vorrechte; das Abgelebte und Todte läßt sich weder im politischen noch kirchlichen Gebiete neu beleben; die galvanischen Zuckungen, welche man vielleicht künstlich hervorbringt, sind keine Lebensäußerungen.

Die Staatswissenschaft hört so wenig wie die Wissenschaft überhaupt auf das Commando einer gewissen Partei: „sie muß umkehren." Das Licht der Staatsweisheit kann, wie das Sonnenlicht, durch aufsteigende Nebel zuweilen verfinstert, aber nicht ausgelöscht werden, und es gilt als Axiom, das keines Beweises bedarf, daß das Glück und die Ruhe der Staaten am besten gesichert ist durch Festhalten an den naturwüchsigen Zuständen desselben, durch zeitgemäße Reformen und stetiges bedachtsames Fortschreiten zum Bessern in allen Zweigen der Verwaltung.

Es versteht sich demnach von selbst, daß die Reaction nicht überhaupt, sondern nur als feststehendes Regierungssystem verwerflich ist; denn gegen Alles, was unnütz, unzweckmäßig und schädlich ist, muß reagirt werden. Wie überall, wo Leben und Bewegung ist, muß auch auch im Staatsleben Action und Reaction mit einander wechseln und die eine Richtung dann eintreten, wenn die andere zu stark ist. Das ist ein Naturgesetz welches nicht ungestraft verletzt wird.

Darum, meine lieben Deutschen Landsleute, laßt den Muth und die Hoffnung nicht sinken, wenn in den öffentlichen Zuständen von Deutschland noch nicht Alles so ist, wie ihr wünschet; es wird nach und nach besser werden und ihr könnt viel dazu beitragen, wenn ihr durch eine würdige charakterfeste Haltung die Achtung eurer Regierungen zu gewinnen vermöget und das Mißtrauen entfernt, das noch hin und wieder zwischen Fürst

und Volk besteht. Aber wie auch eure Staatsverhältnisse gestaltet sein mögen, sucht um Gottes Willen euer Heil niemals in einer Revolution. „Man darf uns nur Französische Revolutionen nach Deutschland beschwören und man wird, so weit menschliche Berechnung sehen kann, den sichern Ruin des Vaterlandes eingeleitet haben;" so sagte der treffliche Scheidler schon 1848. So furchtbare Umwälzungen, wie die Französischen und Englischen Revolutionen waren, können nur von einer compacten, einwüchsigen Nation ausgehalten und überwunden werden, weil ein so starker Nationalkörper, auch wenn er zu Boden geworfen wird, sich wie der Riese Antäus immer wieder erhebt und nach einiger Zeit seine alte Kraft und Integrität wieder erlangt. Aber ein so zerbrechlich gegliedertes Staatenwerk, wie das Deutsche, ohne alle Basis eines politischen Systems, ohne eine starke Central-Macht und selbst ohne national-politischen Geist im Volke, würde unter einer so durchgreifenden Zerrüttung, wie sie große Revolutionen herbeiführen, unfehlbar zu Grunde gehen. Das mag auch die Reactionspartei bedenken; denn nicht sowohl durch den Willen der Völker, sondern nach einer gewissen Naturnothwendigkeit erfolgen Revolutionen, wenn die Reaction bis zum äußersten Gipfel getrieben wird.

Revolutionen sind — gleichnißweise gesprochen — Krämpfe oder Convulsionen am Staats- und Volkskörper, die gewöhnlich dadurch entstehen, daß die Verbindung und freie Communication seiner Organe unter einander gehemmt und unterbrochen wird, oder derselbe gezwungen ist, in einer Atmosphäre zu athmen, welche zu viel Stickluft enthält. Sie können leicht vermieden werden, wenn ihm freie Bewegung aller seiner Glieder gestattet und eine zweckmäßige Diät verordnet wird. Wenn aber ein unverständiger Staatsarzt jede ungewöhnliche Bewegung und Zuckung für eine solche Convulsion ansieht und mit Hungerkuren, Unterbindungen, Zwangsjacken und dergl. einschreitet, so kann durch solche Zwangsmittel das Uebel, welches man abwehren will, leicht herbeigezogen werden.

Das sollten alle reactionären Staatsärzte bedenken und endlich zu der Einsicht gelangen, daß man eine sich ankündi-

gende Krankheit nicht dadurch heilt, daß man die Symptome derselben unterdrückt.

Wenn dieser Vergleich richtig ist, so läßt sich auch leicht die Frage beantworten, ob es wohlgethan ist, den Volksmund immer verschlossen zu halten. Der verständige Staatsarzt wird über diese Frage lachen und sie mit der Bemerkung abweisen, daß das ja so viel wäre, als wenn ein gewöhnlicher Arzt seinem Patienten verbieten wollte, sich über seine innern Beschwerden auszusprechen; denn nur ein Charlatan verlangt bei dem Gebrauch seiner sympathischen Mittel tiefes Schweigen.

Noch muß ich bemerken, daß, wenn ich hier meine Ansicht über das jetzt so beliebte Reactionssystem ausgesprochen, ich in dieser Beziehung keine Erfahrungen in meinem kleinen Vaterlande, Schwarzburg-Sondershausen, gemacht habe. Wir Schwarzburger haben das Glück, unter einem Fürsten zu stehen, welcher vom Anbeginn seiner Regierung unzählige Beweise von seinen freisinnigen Grundsätzen gegeben hat. Die Partei, welche so eifrig bemüht ist, den mittelalterlichen Feudalismus aus seinem Grab heraufzubeschwören, findet bei uns keinen günstigen Boden, vielmehr ist man hier rastlos bemüht, die Reste der alten Feudalität zu beseitigen und namentlich den Landbau von den Fesseln und Lasten zu befreien, welche früher seine freie Bewegung hinderten und sein Gedeihen niederhielten.

Wir erfreuen uns aber nicht blos unter den nöthigen gesetzlichen Beschränkungen der bürgerlichen, sondern auch der unbeschränkten Gewissens- und Religionsfreiheit, und sind vor den Eingriffen sicher, welche man sich so häufig in dieses, Gott allein vorbehaltene, heilige Dominium erlaubt. Ich nehme daher die Hoffnung mit ins Grab, daß es auch ferner so bleiben werde, und daß nicht bloß mein kleines Vaterland, sondern auch das große herrliche Deutschland unter fortgesetzten weisen Reformen zu einem höhern Grade des Wohlstandes und der Bildung sich emporzuschwingen Gelegenheit finden werde.

Da die Deutsche Nation, wie alle Völker der civilisirten Welt, im Fortschreiten begriffen ist und jetzt auf einer weit höhern Stufe der Civilisation steht, als sie in frühern Zeiten stand, so gründe ich auf diese Thatsache die zuversichtliche Hoff-

nung, daß dieses Fortschreiten sich auch in Zukunft bemerkbar machen wird, und zwar im progressiven Verhältniß, weil die Bewegung um so schneller erfolgt, je ebener und glatter die Bahn wird, welche die bewegende Kraft zu durchlaufen hat. Auch nach und nach werden die Uebelstände beseitiget werden, über welche man sich dermalen noch beklagt, und das wird geschehen trotz des Widerstandes von Seiten derjenigen selbstsüchtigen Menschen, welche von diesen Uebelständen bisher Vortheil und Nutzen gezogen haben. Nein, ich spreche es zuversichtlich aus, und die Zukunft wird meine Ansicht bestätigen: die jetzige Reaction, wie mächtig sie auch zu sein scheint, kann keinen dauernden Erfolg haben weder in der religiösen und kirchlichen Sphäre, noch im Gebiete des Staats. Durch Gewaltmaßregeln läßt sich zwar Vieles erzwingen; aber es giebt ein Gebiet, wo jede irdische Macht ihre Grenzen findet, das ist das Gebiet der Ideen; am wenigsten dulden aber die religiösen Ideen Eingriffe der Willkür; sie lassen sich nicht in die alten Schläuche, in die alten Lehrformen und Satzungen beschränkter Priester einschließen, sondern sprengen durch ihre Treibkraft die verwitterten Hüllen. Die Fortschritte und Rückschritte im Reiche der Geister richten sich nicht nach den wechselnden Ansichten der Staats- und Kirchenbehörden; die freie Bewegung der Gedankenwelt kehrt sich nicht an das Stillstand gebietende Gebot gedankenloser Zeloten. Der Geist regiert die Welt, weil der vernünftige Geist von Gott ist, welcher den Aufschwung des Menschengeistes zu immer höherer Vollkommenheit sich zum Weltzweck gesetzt hat. Jedes menschliche Institut, welches nicht das Princip des Fortschritts, der zeitgemäßen Reform in sich aufgenommen hat, ist früh oder spät dem Untergange verfallen. Das Abgelebte kann freilich als Mumie noch lange dauern, aber alle Versuche, der Leiche ein Scheinleben einzuhauchen, müssen zu Schanden werden.

Was die künftige Gestaltung meines lieben theuern Vaterlandes, des jetzt so uneinigen, zerrissenen, schlecht organisirten Deutschlands betrifft, so läßt sich darüber freilich nicht viel sagen, nur so viel ist gewiß, daß dieselbe sich nicht nach der Schablone richten wird, welche jetzt unsern Diplomaten zum Muster für ihr Flickwerk dient. Deutschland wird freilich noch schwere Kri-

ſen durchzumachen haben, bevor es zum vollen Gebrauch ſeiner gelähmten Gliedmaßen gelangt; es leidet und büßt durch Schwäche und Siechthum ſeine alten Fehler und politiſchen Sünden. Aber dieſe Kriſen werden vorübergehen und neugekräftiget wird es ſich aus ſeiner bisherigen Ohnmacht erheben. Ja, Deutſchland müßte entweder ſeine Exiſtenz aufgeben, oder es muß zu neuer politiſcher Geſundheit erſtarken, ſeine Rieſenglieder müßten allmählich, völlig gelähmt, erſtarren, oder es muß endlich den Ruf eines Heilandes hören: Stehe auf und wandele. In dem gegenwärtigen Zuſtande der Unentſchiedenheit und Halbheit kann es nicht bleiben. Denn jedes Volksleben iſt entweder im Fortſchritt und Aufſtreben, oder im Rückſchritt und Sinken begriffen; ein abſolutes Stillſtehen iſt nicht möglich ohne die Folgen deſſelben: Stagnation und Fäulniß der Lebensſäfte und endliche Auflöſung des ganzen Organismus. Aber zum Hinſterben iſt die Deutſche Nation noch zu kraftvoll, ſie trägt vor allen andern Europäiſchen Völkern den beſten geſunden Kern in ſich, der weniger von der modernen Corruption angenagt iſt als anderswo. Bei allen Unterbindungen, welche verhindern, daß das Lebensblut alle Glieder gleichmäßig durchſtrömen kann, ſchlägt das Nationalherz noch friſch und munter. Wenn ich bedenke, welche Verdienſte die Deutſche Nation ſich um Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft erworben, welche welterleuchtenden Gedanken, Erfindungen und Entdeckungen von ihr ausgegangen ſind, ſo muß ich die Annahme zurückweiſen, daß ihre Miſſion ſchon zu Ende ſei und daß ſie niemals im Stande ſein werde, einen einheitlichen, kräftigen Staat zu bilden. Ich glaube vielmehr, daß ſie beſtimmt ſei, den andern Völkern die Fackel der wiſſenſchaftlichen, ſittlichen und religiöſen Aufklärung vorzutragen, und daß ſie, um dieſen Beruf mit Anſtand zu erfüllen, endlich zu der Einſicht gelangen werde, daß es durchaus nothwendig ſei, ihr bisher getragenes ärmliches, aus bunten Lappen zuſammengeflicktes Gewand abzulegen und ein ſchönes, weitfaltiges Prieſterkleid anzuziehen. Da es ihr gelungen iſt, trotz des Widerſtrebens der ſtärkſten geiſtlichen und weltlichen Mächte, eine kirchliche Reformation anzubahnen, ſo wird es ihr auch endlich glücken, die Mächte der Selbſtſucht, der Zwietracht,

der gegenseitigen Eifersucht und der Sonderinteressen zu besiegen, welche bisher die einheitliche Entfaltung der Deutschen Machtelemente gehindert haben, so daß, wenn auch erst in ferner Zukunft, Deutschland die Leitrolle übernehmen könne in der Europäischen Politik, die das Deutsche Reich in frühern Zeiten so ehrenvoll behauptet hat. Denn nur dasjenige Volk kann nach den Plänen der göttlichen Vorsehung zu dieser Rolle berufen sein, welches von den stärksten moralischen und religiösen Triebfedern bewegt wird und am reinsten den Stempel der echten Humanität an sich trägt, und das kann von dem Kerne des Germanischen Volksstammes gesagt werden, obgleich die Zweige desselben von der bösen Luft (aria cativa), die aus den Wälschen Ländern auch nach Deutschland geströmt ist, gelitten haben.

Bald vielleicht wird sich Deutschland einer Verfassung erfreuen, nach welcher vorgesehen ist, daß kein fremder Staat vom großen Deutschland eine Provinz ungestraft losreißen und den Versuch machen kann, alle Deutschen Elemente bis auf die Sprache in derselben auszutilgen. Unsere Nachkommen werden so etwas unglaublich finden, besonders wenn hinzugesetzt wird, daß dieser Frevel von einem ganz kleinen Staat und zwar zu fast der gleichen Zeit verübt worden, da man für die Integrität der Türkei einen blutigen Krieg führte. Man wird endlich die Nothwendigkeit einsehen, Deutschland vor solcher Schmach zu bewahren, und Vorkehrungen treffen, daß auch ein mißhandeltes Volk sich beklagen und zu seinem Rechte gelangen könne. Will Deutschland nicht ganz auf Ansehn und Bedeutung in der politischen Welt, ja selbst auf seine Ehre verzichten, so muß eine andere, kräftigere Verfassung an die Stelle der bisherigen treten, die nur darauf berechnet zu sein schien, die nationalen Kräfte in Zersplitterung zu erhalten. Jeder Deutsche Patriot sieht diese Nothwendigkeit ein, und wenn bei den hohen Lenkern unserer Geschicke nicht aller Patriotismus abhanden gekommen ist, so wird sich diese Einsicht auch bei ihnen geltend machen. Ueberlassen wir übrigens die Gestaltung der Deutschen Zukunft dem höchsten Lenker der Weltgeschicke, der, wie ein gemeines Sprichwort sagt, keinen Deutschen verläßt. Aber thue nur auch der Deutsche seine Schuldigkeit und fange die Besserung und

Reform bei ſich ſelbſt an, wenn er will, daß die äußern Zuſtände ſich beſſern und Reformen der noch beſtehenden Mängel und Ungehörigkeiten eintreten ſollen. In welchem Herzen die Nächſtenliebe, welche Jeſus verlangt, Wurzel gefaßt hat, da kann auch die Vaterlandsliebe nicht ausgeſchloſſen ſein.

10. Meine literariſchen Beſchäftigungen und das Verzeichniß meiner Schriften.

Ich habe mir die Gewohnheit zu eigen gemacht, mit der Feder in der Hand zu ſtudiren, Anmerkungen und Excerpte zu und aus den geleſenen wiſſenſchaftlichen Werken zu machen, Reflexionen darüber anzuſtellen und auch wohl die aufgefaßten Gedanken weiter auszuführen und nach meiner Anſicht zu berichtigen. Außerdem beſchäftigte ich mich in meinen jüngern Jahren auch häufig mit Dichtungen, indem ich den Geſchöpfen meiner Einbildungskraft irgend eine Form zu geben ſuchte. Auch mit dem dramatiſchen Fache habe ich mich befaßt und einige meiner Dramas ſind auf dem hieſigen Hoftheater aufgeführt worden. Unter andern gefiel dem Hochſeligen Fürſten ganz beſonders eine opernartige Dichtung, welche die bekannte Sage von dem im Kyffhäuſer gebannten Kaiſer Friedrich I. zum Gegenſtand hatte. So entſtanden eine große Maſſe von Manuſcripten, von welchen ein Theil als ungenügend wieder vernichtet wurde, ein anderer noch in meinen Bücherſchränken liegt und ein dritter in Zeitſchriften abgedruckt oder in ſelbſtändiger Form vor das Publikum getreten iſt. Von dieſer letztern Abtheilung mag hier ein Verzeichniß folgen.

1) Gedichte. Arnſtadt 1812, bei Langbein und Klüger.

Gedichte haben bekanntlich ein ſehr kleines Publikum; ſo haben auch dieſe Gedichte nur in einem kleinen Kreiſe Anerkennung gefunden und ſind jetzt verſchollen, ſo wie die Quelle, der ſie entfloſſen, — die Phantaſie des Verfaſſers — verſiegt iſt.

2) Irene, ein Friedensgedicht in 3 Geſängen. Sondershauſen bei B. Voigt, 1816, worin ſich nach den Befreiungskriegen, wie oben bemerkt, meine patriotiſche Begeiſterung ausſprach.

3. Drei poetiſche Epiſteln über die Vortheile, welche die Beſchäftigung mit den Künſten und Wiſſenſchaften gewährt; eine Preisſchrift, abgedruckt und kritiſirt in dem Jahrgange der Urania v. 1820. Leipzig bei Brockhaus.

4. Der verhüllte Bote aus der Heimath, oder das unſichtbare Gängelband. Sondershauſen bei B. Voigt, 1822, 2 Bände. — Beurtheilt in Nr. 296 der Leipz. Lit.-Zeitung vom J. 1825. Der Recenſent ſagt unter andern: Der Verfaſſer zeigt ſich in dieſer Schrift als ein Mann, der mit einem poetiſchen frommen Gemüthe, deſſen Frömmigkeit jedoch die Leitung der Vernunft keineswegs verſchmäht, einen mehrſeitig gebildeten humoriſtiſchen Geiſt verbindet. Neben der Ironie kommen mehrere herrliche ernſte Stellen vor u. ſ. w.

5) Joſephine, Kaiſerin der Franzoſen, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet, Sondershauſen bei B. Voigt, 1822.

Habent sua fata libelli! dieſen Spruch kann ich mit vollem Rechte auf dieſes Buch anwenden; denn obgleich ich keinen beſondern Werth darauf lege, hat es doch einen reißenden Abgang gefunden, ſo daß jetzt kein Exemplar davon aufzutreiben iſt und ich ſelbſt keines mehr beſitze. Vor einigen Jahren ſchrieb ein Ungariſcher Graf an die Buchhandlung und zugleich an mich mit der Bitte, ihm doch ein Exemplar davon zu verſchaffen, weil das ſeinige ihm abhanden gekommen und er doch nicht ohne das Buch ſein könne; wir waren aber beide nicht im Stande, dieſen Wunſch zu befriedigen.

6. Die Spukgeiſter in Kirche und Staat nach ihrem gegenwärtigen Weſen und Treiben. Ilmenau, bei B. Voigt, 1823.

Günſtig beurtheilt 1) in der Leipziger Lit.-Zeit. Nr. 102, 1826; 2) in den Ergänzungsblättern der allg. Lit.-Zeit. Nr. 90, Auguſt 1823, wo unter andern geſagt wird: Man kann das Werkchen getroſt für ſehr gelungen erklären. Aber übertrieben iſt das Lob, welches ihm Müllner in der Hekate Nr. 89, 1823, giebt, wenn er ſagt: Lange hat Recenſ. kein Buch geleſen, das den in unſern Tagen oft und viel beſprochenen Gegenſtand ſo gründlich und zugleich mit ſo viel Witz behandelt,

als das vorliegende, und offen bekenne er, daß selbst die gepriesenen Schriften ähnlichen Inhalts v. Tschirner und Krug ihm weit hinter diesem Schriftchen zurückgeblieben scheinen.

7. Eudaimonia, oder die Kunst glücklich zu sein; Versuch einer gefälligen Lebensphilosophie v. J. Droz. Aus dem Französischen frei übertragen und mit erläuternden Anmerkungen und Abhandlungen versehen von A. v. B. Ilmenau, bei B. Voigt, 1826.

Günstig beurtheilt 1) in Nr. 66 der Ergänzungsbl. zur Hallischen Lit.-Zeit. 1827; 2) in Nr. 236 der Leipz. Lit.-Zeit. v. 1826; 3) in Nr. 21 der Blätter für lit. Unterhaltung 1828. — In den letztern wird unter andern gesagt: die Uebersetzung liest sich wie ein Original, wie denn das von Hrn. v. B. nicht anders zu erwarten ist. Es ist aber auch nicht eigentlich eine Uebersetzung, sondern freie Bearbeitung, geflossen aus eignem philosophischen Geist und einem reichen Gemüthe.

Wenn der Recensent noch den Wunsch beifügt, „daß dem würdigen Mann, der so bündig und menschlich über die Kunst glücklich zu sein raisonnirt, die Freude werde, seinen ehemaligen Fürstl. Zögling durch seinen Unterricht nicht nur selbst glücklich zu sehen, sondern auch diejenigen glücklich zu machen, die auf ihn als ihren künftigen Landesvater hoffend blicken," so kann ich jetzt freudig es aussprechen, daß dieser Wunsch realisirt worden ist.

Dieses Büchlein ist aus dem Deutschen wieder ins Ungarische übersetzt worden.

8. Die Anwendung der Moral auf die Politik. Von J. Droz. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von A. v. B. Ilmenau, bei Voigt, 1827.

Gut recensirt 1) in Nr. 128 der Leipziger Lit.-Zeitung v. 1827; 2) in Nr. 36 der politischen Annalen v. 1827, wo es unter andern heißt: Hr. v. B. beurkundet sich in der Einleitung, wie in der Vorrede, als ein Denker, der über die Einseitigkeit unserer Principien erhaben steht und gründlich in der Schule der Erfahrung unsers Jahrhunderts studirt hat. 3) In Nr. 45 der Ergänzungsbl. der Hallischen Lit.-Zeitung v. 1827; 4) in

Nr. 24 der Jenaiſchen Lit.-Zeitung v. 1829, wo der berühmte Philoſoph Herbart dieſem kleinen Buche eine ſehr lehrreiche Recenſion von 1½ Bogen widmet, die ſich anfängt: „Ueber ein großes Thema ein kleines Büchlein! jedoch verdient es recht ernſtlich empfohlen zu werden ꝛc.“

9. Gott, Natur und Freiheit, in Beziehung auf die ſittliche Geſetzgebung der Vernunft. Ein Beitrag zur feſten Begründung der Sittenlehre als Wiſſenſchaft und der Sittlichkeit als Lebenskunſt. Leipzig, bei Ernſt Klein, 1827.

Ueber dieſes Werk habe ich mich ſchon geäußert. Es hat übrigens in der Leipziger Lit.-Zeitung eine günſtige Beurtheilung gefunden, wobei jedoch auch die nöthigen Ausſtellungen gemacht worden ſind.

10. Biographie des Fürſten Günther Friedrich Carl v. Schw.-Sondershauſen im Deutſchen Regenten-Almanach v. J. 1828. Ilmenau, bei Voigt.

Beurtheilt in Nr. 271 des Hesperus v. 1827, wo unter andern geſagt iſt: Ueberhaupt iſt die ganze Biogr. die reichſte unter den gelieferten an individuellen Zügen, daher die vollſtändigſte und anziehendſte ihrem Inhalte nach.

11. Eine Biographie von unſerm unglücklichen Wezel, von dem ich ſchon oben geſprochen, abgedruckt in den Zeitgenoſſen v. Brockhaus, 1833.

12. Die Kunſt reich zu werden. Weimar, b. Voigt, 1834.

Die gewöhnlichen Leſer haben die ſatyriſche und moraliſche Tendenz dieſer Schrift überſehen und ſich getäuſcht gefunden, wenn ſie dieſelbe beim Worte nahmen. Selbſt ein Recenſent in der Jenaiſchen Lit.-Zeitung meint: das Büchlein ſei jedenfalls gut gemeint und gut geſchrieben, aber daß auch er die ſatyriſche und moraliſche Tendenz dieſer Schrift verkannt hat, geht daraus hervor, daß er hinzuſetzt „in Merrems Hauswirthſchaft wäre Genaueres enthalten“ als hier.

13. Der Selbſtmord, pſychologiſch erklärt, gewürdiget mit beſonderer Berückſichtigung der Urſachen von der gegenwärtigen Frequenz dieſes Uebels und mit beigefügten Beiſpielen aus der alten und neuen Geſchichte. Ein Beitrag zur

Warnung vor Trübsinn und Verzweiflung und zur Empfehlung der ächten Lebenskunst; theils nach dem Französischen, theils eigenthümlich bearbeitet von A. v. B. Weimar, bei Voigt, 1837.

Beurtheilt 1) in Nr. 33 des Berliner Conversations-Blatts v. J. 1838; 2) in Nr. 53 des theologischen Literaturblatts zur allgemeinen Kirchenzeitung. In diesem wird gesagt: Ref. gesteht offen, diese Schrift nicht ohne mannichfache Belehrung gelesen zu haben und hält es für Pflicht, dieselbe Allen, welche sich für den beregten Gegenstand interessiren, angelegentlich zu empfehlen. — Noch günstiger lautet eine lange Recension im 1. Heft der Lit.-Zeitung für Volksschullehrer v. J. 1837.

14. Zeitspiegel für Freunde der Satyre und des Humors. Sondershausen, bei F. A. Eupel, 1839.

Beurtheilt in Nr. 42 der Berliner literarischen Zeitung v. J. 1839, wo gesagt wird: das vorliegende Heft enthält manches Treffende, z. B. Trostgründe für die Armen und Verachteten im Volke, hergenommen von den vielen Plagen der Reichen und Vornehmen. Ueberhaupt sind die Themata gut gewählt u. s. w.

15. Die Religion nach ihrer Idee und geschichtlichen Erscheinung in einer Uebersicht der vorzüglichsten Religionen, besonders des Christenthums und der christlichen Kirche. Ein Handbuch für Gebildete zur Orientirung über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit. Sondershausen, bei F. A. Eupel, 1839.

Diese Schrift hat, wie es denn nicht anders sein konnte, nach den verschiedenen Standpunkten der Recensenten eine verschiedene Beurtheilung gefunden: eine anerkennende und empfehlende in Röhrs Predigerbibliothek; wo dieselbe sehr weitläuftig mit beifälliger Zustimmung besprochen wird. Abfällig dagegen fällt das Urtheil aus in einer Recension v. Ludw. Fischer im 3. Hefte des Repertoriums der gesammten deutschen Literatur v. J. 1839. Im Gegensatze zu dieser Beurtheilung meint ein anderer Recensent in Nr. 46 des theologischen Literaturblatts zur allg. Kirchenzeitung v. 1840, daß vorliegende Schrift jedenfalls eine interessante und erfreuliche Erscheinung sei; — und weiterhin sagt er: der Verfasser hat mit Sorgfalt, wir möchten sagen

mit heiligem Ernſt geprüft und, man hört es überall, die Religion betrachtet er ſelbſt als die wichtigſte Angelegenheit der Menſchheit. Ehrfurcht vor dem Heiligen leitet ihn überall, wenn er auch hier und da mit ſcharfem Schwerte richtet über Manches, was Manche heute noch zu den unantaſtbaren Heiligthümern zählen. Wir wünſchen daher dem Buche eine recht weite Verbreitung, beſonders unter gebildeten Laien, die es gewiß durchgängig befriedigen wird u. ſ. w.

16. Abhandlung über den Begriff des Unendlichen in der Mathematik, abgedruckt in einem Schulprogramme v. F. Gerber. Sondershauſen, bei F. A. Eupel, 1842.

17. Deutſchlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; zur Erinnerung an den tauſendjährigen Beſtand des deutſchen Reichs. Sondershauſen, b. F. A. Eupel, 1843.

18. Der lebendige Geiſt des Chriſtenthums in 95 Sätzen, oder unumſtößlicher Beweis, daß das Weſen des Chriſtenthums nicht in der gewöhnlichen, mit Dogmenglauben und Myſterien getriebenen Abgötterei beſtehe; alſo die chriſtliche Wahrheit weder auf Seiten der proteſtantiſchen Zeloten und Frömmler, noch auf Seiten der römiſch-jeſuitiſchen Obſcuranten, Ablaßkrämer und Reliquienhändler iſt. Sondershauſen, bei F. A. Eupel, 1845.

Meine Abſicht bei Abfaſſung dieſes Büchleins war gut und löblich; ich wollte in einem populären Vortrage das große Publikum auf den wahren Geiſt der Religion Jeſu aufmerkſam machen und den Beweis liefern, daß dieſer unmöglich in kirchlichen Dogmen liege, die entweder an innern Widerſprüchen leiden oder der Idee von einem gerechten und heiligen Gott widerſprechen. Ich bedachte aber nicht, daß die Menſchen auch nicht durch ſonnenklare Beweiſe von der Abſurdität gewiſſer Meinungen und Vorurtheile, die ſie gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen haben, zu überzeugen ſind, und daß dies vorzüglich von dem Glauben gilt, in welchem ſie erzogen ſind: eine Erfahrung, die allein ſchon hinreichen ſollte, uns von der Unzuläſſigkeit eines einzigen allein ſeligmachenden Glaubens zu überzeugen.

Ich wundere mich übrigens, daß meine Ketzereien doch eine gute Aufnahme und Beurtheilung gefunden haben, z. B. in Nr. 70 der Leipziger allg. Zeitung für Christenthum und Kirche, v. Zille, 1846. — Eine kleine Schrift, heißt es hier, von reichem Inhalt, an welche vieler Herzen Gedanken werden offenbar werden, welche zwar von Zeloten aller Parteien geschmähet, verworfen, aber von allen, welche sie lesen und prüfen, nicht ohne reichen Gewinn aus den Händen gelegt werden wird. — Ein reiner würdiger Geist ächt evangelischen Lichtes wehet durch diese Blätter, strafend die Welt um des Wahnes und der Sünde willen, hinweisend auf das, was ewig bleibt, ewig beglückt, auf das lautere Wort des Herrn, wie es hervortritt, wenn wir abthun von demselben, womit Priesterherrschaft und Aberglaube es verfälscht.

19. Luther im Gegensatz zu den jetzigen reformscheuen Eiferern, die sich seine frommen Verehrer nennen. Eine Abhandlung, abgedruckt in Luthers dreihundertjähriger Todesfeier von Dr. J. Günther. Jena, bei Fr. Mauk, 1846.

20. Literarische Plänkler auf dem Felde der Philosophie, Politik, Religion, Kirche und des socialen Lebens. Leipzig, bei Chr. E. Kollmann, 1847.

21. Mephistopheles im Frack und in der Blouse. Eine Reihe skizzirter Schilderungen aus dem socialen und politischen Leben der Gegenwart, mit 9 Illustrationen. Leipzig, bei Chr. E. Kollmann, 1847.

Von den letzten beiden Schriften ist mir keine Recension zu Gesicht gekommen, wahrscheinlich ist auch keine erfolgt, da bald nach ihrem Erscheinen die allgemeine Aufmerksamkeit von den revolutionären Bewegungen und ihrer Literatur in Anspruch genommen worden. Sie gehören aber nach dem Urtheil meiner Freunde nicht zu den schlechtesten meiner literarischen Productionen, und man will sogar einigen guten Humor darin finden, was ich dahingestellt sein lasse.

22. Das Verhältniß der Religion zur Revolution. Blätter der Warnung und Belehrung für diejenigen, welche in der Revolutionszeit ihren Gott verloren haben, oder in

Gefahr sind, ihn zu verlieren. Sondershausen, bei F. A. Eupel, 1849.

Außerdem befinden sich viele Aufsätze aus meiner Feder in den neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik von Pölitz und Bülau, an denen ich seit 1835 Mitarbeiter war, und noch mehrere im allgemeinen Anzeiger von Becker, so wie auch mehrere kleine Erzählungen, Phantasien, satyrische Einfälle auf der Fluth der Unterhaltungsblätter in das Meer der Vergessenheit getragen worden sind.

Selbst in den letzten Jahren, in welchen ich nichts habe drucken lassen, bin ich nicht müßig gewesen. Ich habe mit vieler Sorgfalt ein ziemlich weitläuftiges Werk ausgearbeitet, dem ich den Titel gegeben: „Lebensanschauungen im Lichte der Vernunft über die wichtigsten und interessantesten Fragen unserer Zeit.“ Aber die gegenwärtigen Zeitläufe sind der Publication solcher Werke nicht günstig.

Somit sage ich denn meinen lieben Freunden und Bekannten Lebewohl, indem ich die Bitte hinzufüge, meine Plaudereien mit Nachsicht aufzunehmen.

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

		Seite
1.	Meine Kinderjahre	1
2.	Schul- und Universitätsjahre	9
3.	Mein Soldatenleben in Friedenszeiten	21
4.	Erster Feldzug	27
5.	Wie es zuging, daß ich aus einem Preuß. Officier ein Schulmeister wurde	32
6.	Mein zweiter Feldzug (nach Oesterreich)	40
7.	Mein dritter Feldzug (nach Spanien)	50
8.	Vierter Feldzug (nach Friesland und Rußland)	68
9.	Russische Gefangenschaft	83
10.	Fünfter Feldzug (in Frankreich)	87
11.	Sechster Feldzug (in Frankreich)	92
12.	Meine Erlebnisse in den langen Friedensjahren	99
13.	Einige Winke für meine jüngern Zeitgenossen und Nachkommen, welche wünschen, ein glückliches Alter zu erreichen	105
14.	Erinnerung an einige merkwürdige Männer meiner Bekanntschaft	110

Zweite Abtheilung.

1.	Allgemeine Bemerkungen	135
2.	Meine wissenschaftlichen Beschäftigungen, — Mathematik, — poetischer und politischer Dilettantismus ꝛc.	137
3.	Philosophische Studien	154

Seite

4. Idee einer ſittlichen Kunſt oder Lebenskunſt . . . 159
5. Meine theologiſchen Studien und die Ergebniſſe meines Nachdenkens in Bezug auf Chriſtenthum und kirchliche Verhältniſſe 162
6. Mein Glaubensbekenntniß in Beziehung auf das Myſterium der Gottheit 166
7. Mein chriſtlicher Glaube oder meine Anſicht von der Religion Jeſu 176
8. Mein Glaube an die Unſterblichkeit und ewige Fortdauer der menſchlichen Seele 185
9. Seherblicke in die Zukunft 186
10. Meine literariſchen Beſchäftigungen und das Verzeichniß meiner Schriften 203